Clarinette.

Von

August Lewald.

III.

Clarinette.

Von

August Lewald.

III.

Adel stammt von Tugend.

Altes Sprichwort.

Schaffhausen.

Verlag der Fr. Hurter'schen Buchhandlung.

1863.

Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

1.

Wir sehen uns plötzlich dem wohlbekannten Boden entrückt, auf dem es uns so lange vergönnt war, den Personen des vielbewegten Drama zu folgen, welches sich Schritt für Schritt vor unsern Augen entrollte. Eine fremde Küste, ein brandendes Meer, ein drängendes Menschengewühl, eine Sprachenmengung, die an den babilonischen Turmbau erinnert. Hinter uns ein eisiger Alpenkamm, vor uns klippenumstarrte Inseln; ein mit Dampfbooten gleichsam bedeckter Strom; eine Kette rauchender Vulcane! Einer dieser Schlote, der sich über die andern emporthürmt, ist el cerro de la giganta; jene Spitze, die sich weit in das Meer verliert, ist das Cap de la virgenes; dort die in Duft verschwimmende Wand, die in gerader Richtung sich fortzieht, sind die mesas de Juan Gomez; und was noch darüber hinaus, am fernsten Horizonte wie ein leichtes Gewölk erscheint, sind jene unnahbaren Felsenreviere der rocky mountains, welche der im Osten dieses Welttheils zuerst Angesiedelte lange für unübersteiglich hielt. Den ausgedehnten Küstenstrich bespült der große Ocean, der in unzähligen Buchten das Land zerreißt, und von einer Seite als tiefer Meerbusen hereindringt, und es von dem Continent scheidet. Das ist das

Mar vermejo, mit der fabelhaften Glut seiner Madreporen und Korallen, aus dessen rothgefärbten Wellen Haifische, der furchtbare tiburon, die noch gräßlichere tintorera auftauchen, die den Schiffen beutehungerig nachziehen, und an dessen Klippenufer am Gestade die giftige Cascabel sich ringelt und den unbeschuheten Eingeborenen vor Zeiten so gefährlich war.

Auf diesem Boden Californiens stehen wir jetzt, nicht um eine gewöhnliche Neugier zu befriedigen; nicht in die Rancheros einzudringen, um den Pächtern in die Töpfe zu gucken, zu erfahren was sie essen, wie sie leben, wie sie im Tanze als Galanterie sich einander Eier auf dem Kopf zerbrechen; wie hier Chinesen, dort Muhamedaner handeln und betrügen; noch weniger wollen wir die diggings besuchen, wo die Menschen aufhören es zu sein, und nur Goldsucher werden! Wir überlassen diese Schilderungen des estado libre y soberano de la alta california willig andern; was uns dahin führt, und unsere geneigten Leser mit uns, ist die Nothwendigkeit, einer uns in vagen Umrissen bekannt gewordenen Persönlichkeit nachzuspüren, die hierher sich begab, und deren fernere Schicksale zu kennen unser Interesse in Anspruch nimmt. Was wir über das Land gelesen, und aus authentischen mündlichen Mittheilungen erfahren, von solchen die Jahre lang dort gelebt haben, sollte uns dazu dienen, den Boden nicht unter den Füßen zu verlieren, und unsere Schritte darauf sicherer zu lenken. —

Von demselben Drange als wir getrieben, nur noch in weit erhöhetem Maaße, sehen wir hier den uns längst

bekannten Zehdeniker, die verlorenen Spuren seines Sohnes Isidor aufsuchen. Früher wäre es ihm leichter gewesen, als jetzt, da die weißen Einwanderer, noch von den neubekehrten Indianern gente de razon, „Vernunftmenschen" genannt wurden; jetzt da die armen Indianer für die Weißen Gold waschen müssen, sind diese in ihren Augen, nach dem Ausspruche eines alten Californiers, spanischer Abkunft: gente che se llama de razon y que no la tiene.*) Ein gewiß merkwürdiger Ausspruch in diesem Zeitalter der allgemeinen Herrschaft der Vernunft in Europa! —

Um Nachrichten von Isidor zu erhalten, das sah Zehdeniker bald ein, mußte er nach Santa Barbara zurück, wo er seinen Onkel David Nathan, den Bruder seiner Mutter Lea, noch am Leben zu finden hoffen durfte, da derselbe der jüngere der Geschwister war. Seinen jetzigen Aufenthalt in San Francisco dachte er deshalb darauf zu beschränken, ein paar Häuser, an die er von Liverpool aus mit Empfehlungen versehen war, aufzusuchen, und vorläufige Nachrichten einzuziehen, die ihm von einigem Nutzen sein konnten. Im Sinnen über diese seine ersten Schritte verließen wir ihn, bald nach seiner Landung, in einem eleganten Café-restaurant, mit einem großen Zeitungsblatte in der Hand. Mit besonderer Aufmerksamkeit ging er die ungeheuere Menge von Ankündigungen durch, die in französischer, englischer und deutscher Sprache, die

*) Menschen, die sich nach der Vernunft nennen, sie aber nicht besitzen.

verschiedensten Waaren und Gelegenheiten anpriesen, und die bestimmtesten und genauesten Nachweisungen über alles Mögliche, was dem Ankömmling von Nutzen sein konnte, verhießen. Sein Auge überflog die Spalten, aber kein bekannter Name fiel ihm auf, und schon wollte er das Blatt aus der Hand legen, um nach einem andern zu greifen, da plötzlich — auf der letzten Seite — prangt ein Inserat mit zollhohen Buchstaben, welches die erste, älteste und reichhaltigste Kleiderhandlung im Westen anpreist, die — um jede Concurrenz abzuschneiden — alles um die Hälfte des gewöhnlichen Preises abgiebt, und sowohl für die, welche in die diggings gehen, die passenden Kleidervorräthe besitzt, als auch für solche, die vom Goldsuchen zurückkehren, die anständigsten und modernsten Anzüge und Toiletten bereit hält. Unterzeichnet war diese Anzeige: Joel David Nathanson aus Santa Barbara.

Kein Zweifel für Zehdeniker; dies war sein Vetter, der Sohn seines Oheims David Nathan. Er sprang auf — aber wie ihn finden? die Straße, in welcher der Laden lag, war genannt; er trat vor die Thür des Kaffeehauses um sich nach einem Führer umzusehen, als auch sogleich ein nach Verdienst spähender armer Teufel, sein Verlangen errieth, und ihm mit der Versicherung, daß ihm jeder Winkel in San Francisco bekannt sei, seine Dienste anbot. Der Laden des Herrn Joel David Nathanson war übrigens leicht zu finden, und bald erreicht. In der nächsten Straße, die sich nach dem Meeresstrande mählig hinabsenkte, sah es aus, als ob nach europäischer

Weise die Häuser zu irgend einer Feier beflaggt und behängt worden wären. Alle Farben schwebten durcheinander; bei näherer Betrachtung zeigte es sich aber, daß es eitel Kleider waren. Denn nicht nur Nathanson aus dem nahen Santa Barbara war herzugereist, um sich der Nackten und Zerrissenen anzunehmen; wenn man den Schildern Glauben beimessen durfte, so waren von gleichem Antrieb ergriffen, die mitleidsvollen, zu „wahrhaften Spottpreisen“, „wahrhaftig noch nicht dagewesenen“, „allergrößten und alleraltesten“ Kleiderhandlungen, von Worms, Berlin, Frankfurt an der Oder, Großglogau und Breslau; kurz jener ganze uns wohlbekannte Meßtrödel deutscher Juden, welcher hier am Ende der Welt erschienen war, um den Segen der Civilisation auch hier zu verbreiten. Und zwar in viel ausgedehnterer Weise als bei uns, da nach Amerika ganze Schiffsladungen fertiger Kleider verladen werden, mit der Hoffnung sie dort bald abzusetzen; während bei uns für jetzt noch die rückständigen Schneider gegen diesen großen Fortschritt der Neuzeit einen Damm bilden, den ein altes Vorurtheil immer noch in Schutz nimmt.

Es war nicht leicht unter der Masse der Namen von Menschen und Städten, und von Anpreisungen, die zum Theil durch die ausgehängten, hin und herbaumelnden Blousen, Fracks, Hosen und Mäntel verdeckt wurden, die sehnsuchtsvoll gesuchte Firma herauszufinden.

Da blieb endlich der Führer stehen und wies mit ausgestreckter Hand auf einen Mann, der im Innern eines weitgeöffneten, von Kleidern aller Art strotzenden

Magazins, an einem Pulte stand und schrieb. Ein Blick auf die ausgehängte Firma, und Zehdeniker wußte, wen er vor sich habe. Sein Anzug und Anstand gaben zu erkennen, daß er nicht zu dem gewöhnlichen Auswanderertroß gehöre; der Mann im Laden, schob daher sogleich die Feder hinter's Ohr und nahete sich ihm mit der Frage, was er begehre.

Er war nicht mehr jung; sein starker Backenbart fing bereits an grau zu werden. Von dem Haupthaar sah man nur wenig, weil die Stirne frei war, und der tief in den Nacken geschobene lakirte Hut mit breitem Rande, den Hinterkopf vollständig bedeckte. Das Gesicht zeigte hier im äußersten Occident, unverkennbar die orientalische Abstammung. Es war kein Zweifel möglich, daß Zehdeniker nicht seinen nahen Verwandten gefunden haben sollte, und er gab sich diesem auch, mit der in solchem Falle einem Europäer eigenthümlichen Wärme, sogleich zu erkennen.

Aber sehr kalt lautete der Empfang, den der amerikanische Kleiderhändler seinem europäischen Vetter angedeihen ließ. Er sah alsbald ein, daß hier von einem bedeutenden Absatz zu hohen Preisen keine Rede sein könne, und daß der vor ihm stehende Herr Zehdeniker nach San Francisco gekommen sei, entweder um dem Geschäfte eine neue Concurrenz zu machen, oder eine abenteuernde Fahrt in die Golddistrikte zu beabsichtigen. Im erstern Falle war daher die Abneigung, nach dem herrschenden Maaßstab, natürlich und gerechtfertigt; in dem andern gründete sie sich darauf, daß die unausbleiblichen

und nicht leicht abweislichen Fragen um Auskunft über alle obwaltenden Verhältnisse, nur zeitraubend seien, und durchaus keinen reellen Nutzen für den abwarfen, der sie ertheilen sollte.

Zehdeniker hatte das sogleich durchschaut, nachdem die ersten Worte gewechselt waren. Er war daher so schnell als möglich darauf bedacht, sein Begehren in klaren deutlichen Worten auszudrücken. Allein der wortkarge Vetter verharrte in seiner frostigen Weise. Er sprach sehr gleichgiltig davon, daß sein Vater schon lange gestorben sei, und er als einziger Sohn, nach dessen Tode, dem bedeutenden Wechsel der Dinge Rechnung tragend, sich hier etablirt habe. Mit Santa Barbara, einem unbedeutenden, kleinen Orte, stehe er nunmehr in keiner directen Verbindung. Auch um seinen Vetter Isidor habe er sich niemals bekümmert; nur habe er einmal zufällig gehört, daß er bald nach seiner Ankunft, sich habe taufen lassen, und Franciscanermönch geworden sei.

Von dieser Nachricht ward der ehemalige Generalconsul Zehdeniker, dem — nach seinen eigenen, oft wiederholten Aeußerungen — die Religion etwas ganz Gleichgiltiges war, dennoch in diesem Augenblicke so stark ergriffen, daß er ohne auf die Einladung „Nehmt einen Stuhl und setzt Euch!" zu warten, auf den ersten dastehenden Stuhl hinsank, bleich wurde und die Arme über den Kopf zusammenschlagend, die Hände faltete, und stumm vor sich hinstarrend, in sich versank.

Der Vetter störte ihn nicht, sondern trat wieder ruhig

zu seinem Pult, um seine durch den Besuch unterbrochene Arbeit fortzusetzen.

Man weiß, was fehlgeschlagene Hoffnungen sind — und nun erst solche, von denen das Herz seit lange gelebt hat, und die wir mit einem Male uns unwiderbringlich entschwinden sehen. Bei aller Gleichgiltigkeit für den Glauben seiner Väter, konnte es Zehdeniker nicht verschmerzen, daß sein Sohn ihn verlassen hatte; auch vermochte er nicht einzusehen, was ihn dazu getrieben haben konnte, einen andern Glauben anzunehmen, und ihn für sich in eine Form zu kleiden, die Herrn Zehdeniker als unzeitgemäß erschien, da sie den Weg versperrte, sich dem allein zur Herrschaft über die Menschen berufenen Fortschritt anzuschließen. Obgleich Zehdeniker's Charakter in ruhigen Augenblicken, nicht ohne Sanftmuth und Menschenliebe war, so wurden diese lichten Regungen durch die so eben empfangene Nachricht plötzlich verdunkelt. Er konnte nur noch an jene Aeußerungen denken, die ihn als Juden, im Leben so vielfach schon verletzt hatten, und welchen er seit seiner Jugend ausgesetzt gewesen war, ohne sich anders gegen sie wappnen zu können, als durch die Geringschätzung aller offenbarten Religion, und den Uebermuth des Reichthums, den er seinen Beleidigern entgegenhielt. Alle ärgerlichen und faden Schriften von unberufenen Spöttern und lügenhaften Entstellern, die nur blinden Haß auszustreuen suchten, traten ihm vor die Augen, und er konnte die dadurch erregte Bitterkeit nicht bemeistern. Jetzt empfand er dies alles doppelt, und es vernichtete ihn, daß er zu ohnmächtig war, dagegen mit

Erfolg anzukämpfen. Welche Augenblicke des Wiedersehens hatte er sich geträumt! Er hoffte seinen Sohn in guten Verhältnissen zu finden; auch selbst minder glänzende hätten ihn befriedigen können, wäre er ihm dabei nur auf dem Wege des Vorwärtsstrebens erschienen. Mit vereinter Kraft, hatte er geglaubt, wäre ihnen Beiden noch immer ein bedeutendes Ziel im weltläufigen Sinne zu erreichen gewesen. Und nun alles — alles verloren! Würde die Nachricht von dem Tode Isidor's seiner gewartet haben, es hätte nicht so entsetzlich auf ihn gewirkt.

In dieser Trostlosigkeit saß er eine Weile regungslos da, dann nahete sich ihm ein sanfter Tröster, den der Himmel den Unglücklichen nicht selten spendet. Er schlief ein. Der Schlaf vermag über einen müden, gebrochenen, Körper, stärkere Gewalt zu üben, als Gram und Kummer, die vor ihm entweichen.

Man wundere sich daher nicht, daß Zehdeniker in jenem Augenblicke schlafen konnte. In ihm lag kein Fünkchen thatkräftiger Entschließung, trotz der Wagnisse zu denen sein regsamer Geist, immer bereit war. Der ächte Muth ist nur ein höchst seltener, vereinzelter Charakterzug in dem Leben des jüdischen Volkes, seitdem es in der Geschichte sich bemerkbar machte. Ihre Thaten bei der Niederlassung im Lande Kanaan, der romantische Muth Davids, das Heldengeschlecht der Makkabäer stehen unter ihnen vereinzelt da. Und das war in ihrem blühendsten Zeitalter. Aber weder ihr Kunstfleiß, noch ihre Gelehrsamkeit, haben es in Denkmalen erhalten, wie es die großen Völker des Alterthums gethan; sie hatten nichts

gesammelt, was ihre späteren Generationen als angestammtes Beispiel verarbeiten konnten, und die Folgen jener Zeit ihres höchsten Glanzes, waren für die Juden nicht Vervollkommnung, sondern Zerrüttung und Leichtsinn. Vergebens donnerten die Propheten dagegen; vergebens warfen sie die kühnen Blicke in die Zukunft; der sinnlose Pöbel überhörte es; der Nationalgeist sank immer tiefer, und wie schon in den alten Tagen die eiserne Treue gegen Jehovah zu weichen begann, und der Götzendienst über die auf dem Sinai empfangene Thora emporwucherte, so ging es von Jahrhundert zu Jahrhundert weiter, bis zur letzten Gränze des Unglaubens, welcher Zustand durch eine allmählige Lähmung der Seelenkräfte, durch einen kindischen Hang zu Luxus und Sinnlichkeit, durch eine von trockener Buchstabenweisheit erzeugte Auszehrung der Vernunft, sich des jüdischen Volkes bemächtigte. Nicht, wie es so viel von den Juden selbst behauptet wird, sind die mittelalterlichen Verfolgungen hieran schuld. Die Unterdrückung von außen ist es nicht, welche dem Judenthum die charakterischen Merkmale aufdrückte, wodurch seine Bekenner von den Christen sich so unvortheilhaft unterscheiden. —

Zehdeniker erwachte aus seinem Schlaf, in welchem sich Träume aller Art gleich Stromschnellen ergossen. Kein einziger hatte ihm jedoch die Gegenwart vorgeführt. Als er erwachte, blickte er daher sich hochverwundert um, und war sehr überrascht, sich zwischen den Paletots und Pantalons zu sehen; es bedurfte einiger Minuten, bis er sich zurecht gefunden hatte.

Als er von seinem Sitze sich erhob, trat sein Vetter, Herr Nathansohn, zu ihm hin. Dies war eine ganz besondere Aufmerksamkeit, da er eben mit einigen Neuangekommenen beschäftigt war, die sich die unerläßliche Ausstattung für die Reise in die Goldregion anschaffen wollten. Er ließ sie aber stehen, um mit dem Vetter aus Europa, der ihm weniger war, als jene, einige kurze Worte zu wechseln, wie sie der nothwendigste Anstand erheischte. Er beschränkte sich auf die gewöhnliche Frage: wie lange Zehdeniker in San Francisco verweilen werde, fügte dann hinzu, daß er hoffe ihn noch einige Male zu sehen, und daß er zu jedem Dienste sehr bereitwillig sei. Dabei entschuldigte er sich, durch sein Geschäft verhindert zu sein, dem Vetter Annehmlichkeiten geselliger Art zu erzeigen, indem er keinen Commis halte, die zu theuer seien, und vom frühen Morgen bis zum späten Abend die Käufer abfertigen müsse, welche in dieser Jahreszeit gleichsam in Strömen sich auf Californien ergossen; daher er von Comfort nichts wisse.

Zehdeniker dankte für alles; versprach vor seiner Abreise noch einmal wiederzukommen, und sagte, daß er über sein Verweilen in San Francisco noch keine feste Bestimmung getroffen habe.

Es war inzwischen spät geworden. Er hatte den Abend wirklich verschlafen. Die Abgabe anderer Briefe, so wie seines Creditbriefs, verschob er auf den andern Tag.

Als er aus dem Magazin trat und sich aus den Kleider-Draperien und Standarten gleichsam herausgewickelt hatte, wußte er nicht, wohin er die Schritte

lenken sollte, als er zu seiner großen Befriedigung seinen Führer bemerkte, der ihn erwartete, aber auch zugleich bewachte, da Zehdeniker über die voreilige Freude seinen Vetter zu begrüßen, es vergessen hatte, dem Burschen seine Belohnung zu reichen.

Dienstfertig fragte er, wohin der fremde Herr geführt sein wolle. Ob er es nicht vorziehe statt einsam auf seinem Zimmer den Rest des Abends zuzubringen, oder im Salon des Hotels mit einigen wortkargen Fremden Thee oder Grog zu nehmen, in eine Schenke zu gehen, die ein Süddeutscher aus Newyork hielt, und wo man gar viele Leute treffe und auch vielerlei erfahre und zu sehen bekomme.

Zehdeniker wäre in Europa, in seiner gewohnten Umgebung, seinem tiefen Schmerze gerecht geworden. Das heißt, er hätte sich auf sein Zimmer begeben, um allein und abgeschlossen, immer tiefer in sein Herzeleid sich zu versenken, nach dem gemeinen Ausdruck: „das frißt mir das Herz ab.“ Weit von der Heimath tritt das Gefühl der Selbsterhaltung stärker hervor; man verfällt nicht so leicht einer vollständig an sich selbst verzweifelnden Sentimentalität; man will sich in Geduld nichts abfressen lassen, was man zum Fortleben braucht. Die Kraft, die Einen zu dem Entschlusse gelangen läßt, eine weite Reise zu unternehmen, verläßt uns nicht so bald, und sind wir an das Ziel der Reise gelangt, so erhebt uns der Gedanke von den überstandenen und überwundenen Schwierigkeiten und Mühsalen und erzeugt in uns das Bewußtsein, daß wir uns auf etwas in uns verlassen können. Der jähe Eindruck, den die Nachrichten

von Isidor's Uebertritt zum Christenthume und seinem Eintritt in den Orden, auf das Vaterherz hervorbringen mußten, war durch den an Ohnmacht gränzenden Schlaf ausgeglichen worden. Die Luft, die er athmete; das Leben, das ihn umgab; die Menschenknäuel, die sich in nächster Umgebung stets von neuem verwirrten und ebenso schnell wieder lösten; die Sprachenscala von dem gellenden Ton des Chinesen zum gurgelnden Baß des Muhamedaners; alle diese wechselnden Metamorphosen des Augenblicks, einer Monstre-Redoute vergleichbar, neben der ein Pariser bal de l'opéra wie eine abgeblaßte Karikatur erscheinen würde; diese Wirklichkeit ließ ihn nicht los, fesselte ihn, zwang ihn, nur ihr sich zu überlassen; und gewährte ihm nicht Zeit, noch an etwas anderes zu denken, als an das, was seine Augen leibhaftig sahen. Und dieser bestechende Zauber, mit dem Zehdeniker sich in einen geheimnißvollen Rapport gesetzt sah, mußte auf die Gesammtheit wohl dieselbe Macht üben, woraus es sich erklären läßt, daß trotz der widerstrebenden Elemente in solchem Treiben, immer noch ein Einklang sich offenbart, der alles zusammenhält.

Zehdeniker stellte aber dergleichen Betrachtungen nicht an, als er darein willigte, sich nach der Schenke hinführen zu lassen. Weniger das, was er dort sehen würde, als vielmehr das, was er dort erfahren könnte, bestimmte ihn dazu. Unterwegs sagte ihm der junge Mensch, daß er in Deutschland Apothekerlehrling gewesen sei, und in Kalifornien als Arzt sein Glück zu machen gedenke. Er habe einige bewährte Mittel, wie die Mori-

son'schen Pillen, das indianische Pflaster und ähnliche, zu diesem Zwecke aus Europa mitgebracht, und gedenke damit, einen Kasten. mit seinem Vorrath auf dem Rücken, nach den Golddistrikten zu wandern, und dort zum Besten der leidenden Menschheit ihn um hohen Preis zu verwerthen. Er halte das bei weitem für weniger anstrengend und jedenfalls sicherer, als zu graben, Steine zu zerklopfen, und Gold zu waschen. Das sei ein mühseliges, gefährliches und dazu jetzt wenig mehr einträgliches Handwerk. Erst neulich sei ein Landsmann zurückkehrt, der hätte auf Befragen geäußert: „Wenn man bei uns so graben und sich abschinden wollte, so könnte man bei Magdeburg und Cotbus auch Gold finden.“

Die Laune des jungen Apothekers wurde nur dadurch in ihrem Schwunge beeinträchtigt, daß ihm bisher noch die Mittel gefehlt hatten, seinen großartigen Plan auszuführen. Hier, in San Francisco, fände er nicht den rechten Markt für seine Waare, die er nicht verschleudern wolle. Er suche einstweilen durch allerlei Dienste bei den Fremden, Geld zu verdienen, und hoffe bei großer Sparsamkeit die Summe zurück zu legen, die es ihm möglich machen würde, seinen vorwärts treibenden Unternehmungsgeist zu befriedigen.

Zehdeniker stieß bei diesen Mittheilungen einen tiefen Seufzer aus, er mußte daran denken, daß alles, was hier lebte und webte, von Unternehmungsgeist beseelt, vorwärts trieb, und wie unnatürlich es sei, sich zu freiwilligem Stillstand, auf einem längst aufgegebenen Posten, selbst zu verurtheilen. Indem er dies dachte, fiel ihm

aber die Pflicht ein, darüber sein eigenes Vorwärtsstreben nicht zu vergessen,

Damit er Goldbeladen
Von dieses Land's Gestaden
Zum schönen Deutschland hingewandt,

dereinst heimschiffen könne. Dadurch gestärkt, überschritt er durch die weitoffene Thür die Schwelle der Schenke, aus der ein wüster Lärm ihm entgegenschallte.

Es war ein ziemlich großer Schuppen. Der Wirth lief hin und her und bediente seine Gäste, deren größere Zahl sich dem Eintretenden sehr bald als deutsche Landsleute kund gab. Sie gebehrdeten sich wie daheim; sie unterhielten sich durcheinanderschreiend, und stritten um die geringfügigsten Dinge, als wenn Einer den Andern zerreissen wollte. Allein es war dabei nicht so bös gemeint. Unsere wackern Landsleute sind einmal nicht anders, wenn sie bei'm Glase sitzen. Jeder will recht haben, und das letzte Wort dazu; das ist bei Licht betrachtet, gewiß ein sehr unschuldiges Vergnügen, das überall dieselbe gemüthliche Anstandslosigkeit befördert, die dem deutschen Philister unentbehrlich ist, und ihn von der Erbärmlichkeit und Misere aller andern Philister des Erdballs unterscheidet.

Von dieser allgemeinen Unterhaltungsweise, wie in einem Netze festgehalten, regten sich aber die unterschiedensten Spezies. Nur das Abenteuerliche ihres Beisammenlebens auf diesem Boden hatten sie neben der Nationalität miteinander gemein. Es war thatsächlich eine „compañia cosmopolitana" gleich jener, welche etwa

zwanzig Jahre früher in Mexico sich gebildet hatte, um diese Gegenden zu colonisiren. Hier saßen diverse Künstler, Musikanten und Tänzer, Mimen und Grimen, Taschenspieler und Krämer, Studenten und Doctoren, Rhetoren und Literaten an einem Tische; dazwischen aber auch nicht wenig leere Speculanten und Abenteuerer, ohne allen speciellen Beruf, die nur danach trachteten, die Kräfte der andern für sich auszubeuten. Seltsam genug war kein einziger Mann vorhanden, der damit umging, Land zu erwerben, um es für den Ackerbau urbar zu machen, wie solche Ansiedler sich bei andern Auswanderern in der Mehrzahl befinden. Das war bezeichnend für die Colonisation von Californien. Dafür fehlte es nicht an jenen gewaltigen, weittragenden Maschinen, welche zuerst die öffentliche Meinung gebären, um sie dann zu beherrschen. Zwei Inhaber von Buchdruckerpressen waren vorhanden, die in der neu emporwachsenden Stadt am San Sacramento ihre Wurzeln schlagen wollten. Alle diese Menschen vergaßen die Entbehrungen des Augenblicks, und das Elend, das sie schon bestanden hatten, und das ihrer noch warten konnte, im Gefühle zukünftigen Ueberflusses und Reichthums.

Auffallend war es, mit welcher Hast sie tranken, sprachen und disputirten. Sie schienen alle wie auf dem Sprung; als ob sie jeden Augenblick ein Zeichen erwarteten, das sie zum Aufbruch drängte. Das kam daher. Sie betrachteten sich als Vorläufer neuer Invasionen, und dachten daran, so schnell als möglich aus ihrem frühern Eintreffen Vortheil zu ziehen; deshalb sahen sie

auch auf jede neue Erscheinung in ihrem Kreise mit mißtrauischem Widerwillen. Ein fremdes Gesicht stieß sie sofort ab; von dem natürlichen Hang, Landsleuten in der Fremde hilfreich entgegenzukommen, empfanden sie nichts. Nur die Aussicht ihn sich zinsbar zu machen, bestimmte sie eine Ausnahme gelten zu lassen. Es war der ausgesprochenste Egoismus gemeinster Sorte.

Unter diesem Verhältnisse erregte auch Zehdeniker an der Seite seines jungen Mentors ein unangenehmes Aufsehen, das sich jedoch bald wieder von ihm abkehrte, als man aus seiner Schweigsamkeit und seinem trüben Aussehen die Ueberzeugung zu schöpfen glaubte, daß er einer von den vielen sei, die mit getäuschten Erwartungen aus den Minen zurückkehre, und jetzt keine hinlänglichen Mittel besaß, um der alten Heimath wieder zuzusteuern.

Zehdeniker stand wirklich wie eine Salzsäule da; er wurde von den Hin- und Herdrängenden gestoßen; er schien des um ihn tosenden Wirbels nicht zu achten. Aus dem Getöse erschallte neben dem näselnden Gequäk der Drehorgel, das Geschwirr eines Streichquartetts, das Gedudel eines Walzers, und das unausstehliche Gebrüll eines Jahrmarktsängers, der Arndt's Lied mit der von ihm beliebten Variante vortrug: „Wo liegt das deutsche Vaterland?" Was hier am Orte als keine unpassende Frage erschien.

Der junge Medikaster erinnerte Zehdeniker daran, sich neben ihn zu setzen, da es wirklich nicht mehr gerathen schien, ja zur Unmöglichkeit geworden war, sich stehend zu erhalten; indem ein Mensch es unternommen hatte,

zur Unterhaltung der Gesellschaft und zur Abhilfe seines Geldmangels, kosakisch oder ungarisch zu tanzen, und mit seinen weit hinausgeschleuderten Beinen bald die Gläser auf den Tischen in Gefahr brachte, dann wieder wann er sie schnell zurückzog um damit auf den Boden zu stampfen, alle etwa vorhandene Hühneraugen mit dem schmerzlichsten Untergang bedrohte.

Zehdeniker folgte der Einladung. Aber indem er seinem Begleiter, dafür dankend in's Gesicht sah, konnte er deutlich wahrnehmen, daß etwas Unbefriedigtes in dessen Zügen lag, das er sich leicht erklärt haben würde, auch wenn dieser nicht einen langen Zettel ergriffen hätte, den er ihm stillschweigend überreichte. Es war der Speiszettel. Der ehemalige Generalconsul fühlte plötzlich das Bedürfniß Nahrung zu sich zu nehmen, und daß sein Führer ihn eben deshalb hierher gebracht, weil nach seiner Aussage, die deutsche Schenke, bei ihrer Wohlfeilheit im Verhältniß zu den großen Restaurationen mit französischen Köchen und hochtrabenden Titeln ungenießbarer Speisen, sich auch durch eine einfache, dem Gaumen zusagende „Kost" auszeichne.

Der Speiszettel belegte die verhältnißmäßige Wohlfeilheit für jeden Kenner des Landes und der Situation vollständig; wenn auch der eben angekommene Europäer davon nicht sehr erbaut wurde. Auch die Reichhaltigkeit des in Bereitschaft Gehaltenen, konnte befriedigen; die Kritik des Gaumens mußte dem Genusse vorbehalten bleiben.

Der stille Ocean entfaltet in diesem Lande einen

solchen Reichthum seiner tiefinnersten Schätze, daß die Benennung el dorado, welche Californien seines Goldes wegen, in neuerer Zeit so oft gespendet wurde, auch mit großem Rechte von solchen Menschen Anerkennung verdient, die nicht das edle Metall zu suchen, sondern es zu verschwenden gewöhnt sind. Californien ist in der That el dorado der Gourmands. Die Makrelen, Lachse, Rochen, Sardellen, Schildkröten, alle Sorten von eßbaren Muscheln, sind die tägliche Speise. Das herrlichste Wild liefern die Wälder, und füllen noch fortwährend den Markt, trotz der ungeheuren Zunahme der Bevölkerung.

Mit prüfendem Blicke überschauete Zehdeniker den langen Zettel, den er in der Hand hielt. Ein stolzes Wort leuchtete darauf seinem Kennerauge entgegen. „Frischer Lachs aus dem Rio del Sacramento" hieß es, und darunter stand als bescheidene Anmerkung unter dem Text: „blau abgesotten, mit Essig und Oel." Dies mischte der Freude, einen delicaten Leckerbissen gefunden zu haben, ein anheimelndes Gefühl der Rührung bei. Man fühlte sich hier zu Haus!

Als Zedeniker seine Portion Lachs bestellte, bat er den Gefährten auch seinen Wunsch auszusprechen. Dieser aber versicherte kein besonderer Freund von Fischen zu sein, mit denen man hier zu Tod gefüttert werde, und wählte lieber kleine gebratene Vögel, etwa wie unsere Krametsvögel oder Drosseln, die als etwas neues der Jahreszeit, zum erstenmal auf der Karte standen. Er theilte den Geschmack vieler andern auch, die alle diese

Vögel sich bringen ließen, welche die nächste Umgebung des Tisches mit einem wirklich appetitlichen Duft erfüllten.

Während unsere beiden Freunde ihren Hunger mit großem Behagen stillten, hatte sich ein junger Mensch, dessen Aeußeres nicht eben einnehmend, oder viel versprechend war, in ihre unmittelbare Nähe gesetzt, und gleichfalls von den beliebten Vögeln bestellt. Auf die Frage des Schenkwirths, rief er barsch und mit einem fremdartigen Accent:

„Gebt mir zur Probe drei!"

Das Gericht stand bald vor ihm, und war im Augenblick verzehrt. Man könnte sagen verschlungen; denn nicht ein Beinchen war mehr zu sehen. Die drei Schnäbelchen allein, waren am Rande des Tellers liegen geblieben, und bezeichneten die Vertilgung des Uebrigen. Er herrschte den Wirth abermals herbei, und bestellte wieder zwei. Sie wurden gebracht, und es erging ihnen wie ihren Kameraden, nur noch schneller, da es einer weniger war. Der Wirth wollte den Teller wegnehmen, und blieb, die Bezahlung erwartend, stehen.

„Imbécile insolent!" rief der Fresser und setzte dann schnell in seiner fremdartigen Weise hinzu: „Was denkt Ihr? Soll das meinen Hunger stillen? Soll ich euch etwa auffressen? Bringt mir noch vier von dieser petite bête. Allez! vite!"

Dem Wirth imponirte das; er brachte die bestellten vier Vögel, die im Nu vertilgt waren; hierauf verlangte der Fremde noch einen „pour la clôture de l'estomac", wie er hinzusetzte. Auch dieser ward verzehrt, und das

Trinken begann. Aber der Wein mundete nicht und wurde zurückgegeben; dafür schien der Grog besser zu behagen.

Zehdeniker und die andern am Tische hatte der gute Appetit des Fremden belustigt, und der Wirth schien sehr zufrieden mit dem unbekannten Gaste, der eine ziemliche Zeche anstauen ließ. Endlich kam der Augenblick des Bezahlens; „le quart d'heure de Rabelais", wie der junge Franzose es heiter nannte, und seine Tischnachbarn dabei lachend ansah, die von der Anspielung nichts begriffen.

Er griff in die Tasche, klimperte mit Münze, und fragte: „was er schuldig sei."

Der Wirth brauchte nicht lange, um seine Rechnung zu machen:

„Es beträgt drei Dollars," sprach er mit einem Bückling, der weniger der Summe, als der Nationalität des Consumenten galt.

„Ah, que diable!" rief der andere, „drei Dollars für ein paar so elende Vögel."

„Pardon excusez!" sagte der Wirth, um zu zeigen, daß er die nöthige Sprachkenntniß für sein Geschäft besitze," Sie scherzen, Monsieur, es waren zehn, nicht blos ein paar."

„Diantre! zehn! machet keinen Spaß mit mir," rief dagegen der Franzose," ich habe nur fünf gegessen und daher auch nur fünf zu bezahlen."

„Monsieur, das geht zu weit," sprach der Wirth, dem schon das Blut zu Kopf stieg. „Sie werden sich erinnern, daß Sie erst drei forderten, dann zwei —"

„Machen fünf!" sagte der andere gelassen.

„Hierauf vier, und dann einen,“ rief der Wirth mit stärkerer Stimme.

„Machen fünf,“ schrie der Franzose noch heftiger.

„Nein, machen zehn!“ schrie der Wirth.

„Ihr seid ein Narr, ich bin aber kein Narr, der euch fünf Vögel für zehn bezahlt!“

Hiemit sprang der Franzose auf, steckte das Geld ein, welches er auf den Tisch gelegt hatte, drückte seinen Hut in die Stirne, und machte Miene, als ob er fortgehen wollte. Allein der immer heftiger werdende Wortwechsel hatte bereits einen dichten Kreis von Gästen um ihn versammelt, der ihn stillschweigend zum Dableiben nöthigte.

Der Wirth wandte sich an die umstehenden Landsleute, aber die meisten hatten nicht darauf geachtet, welche Zahl von Vögeln der Fremde verspeist hatte, und waren innerlich wohl schadenfroh den Wirth einmal „rechtschaffen“ blamirt zu sehen, der so manchen von ihnen durch seine unwiderruflichen Doppelstriche an der Tafel, schon geprellt hatte. Es blieb diesem, von allen verlassen, nichts anderes übrig, als zu der in jener Zone sehr gewöhnlichen Selbsthilfe zu schreiten, um zu seinem Gelde zu kommen.

Das erste Manöver war, daß er dem Freund gebratener Vögel, den Hut vom Kopfe riß, und ihn bei den Schultern packte. Dieser setzte sich zur Wehre, und bearbeitete das Gesicht des Gegners mit seinen Nägeln, durch welche Art zu kämpfen sich die romanischen Volksstämme von den germanischen unterscheiden.

Jetzt war der Scandal in ein neues Stadium getreten.

Alle Besonneneren bezahlten schnell, indem sie ein Geldstück auf ihrem Platz am Tische zurückließen, und die Thür zu erreichen suchten. Viele darunter beobachteten aber diese Förmlichkeit nicht, indem sie bloß dem Wirthe zuriefen, daß sie morgen wieder kommen werden. Der war aber so beschäftigt, daß er auf nichts achtete, als den Franzosen vor dem anstürmenden Haufen der Händellüsternen zu schützen, denn zu einem Mord durfte er es in seiner Schenke nicht kommen lassen. Er schickte daher seinen Jungen fort, um eilends den Alcalden herbeizurufen, wie eine Art Polizeiwachtmeister, noch immer als Erinnerung an den frühern spanischen Besitz, genannt wurde.

Die Ankunft des Alcalden, war Zehdeniker und sein Begleiter so glücklich, nicht abwarten zu dürfen. Sie hatten schon früher das Freie gewonnen.

Als Zehdeniker seine Besorgniß darüber ausdrückte, welche tragische Wendung der Spektakel wohl noch nehmen könne, antwortete der junge Apotheker sehr gleichmüthig:

„Wie alldergleichen. Der Alcalde wird drohen, den Franzosen einen Spitzbuben über den andern heißen, und ihn laufen lassen; der Wirth aber ist froh, mit dem blauen Aug' davon gekommen zu sein. Er wird auch nicht Rache kochen, weil er anderes zu kochen hat, und morgen kann sich das Aehnliche ereignen, was wir heute gesehen haben."

Als Zehdeniker von ihm bis zu seinem Hotel gebracht

worden war, bestellte er ihn auf den andern Tag zu sich, um ihm einige Kommissionen aufzutragen.

So endete der erste Tag, den Zehdeniker in San Francisco zugebracht hatte. Die Schilderung sollte den Leser auf den neuen Schauplatz einführen, und ihn mit dem heutigen Treiben dort ein wenig bekannt machen.

Jetzt aber muß unsere Aufmerksamkeit nach einer anderen Seite und auf eine Persönlichkeit hingelenkt werden, die wir nur zu lang schon aus den Augen verloren haben.

2.

Dort, wo heutzutage das eben geschilderte Leben herrscht, sah es noch vor nicht gar langer Zeit wüst' und leer aus; nur einzelne Häuser zeigten sich in weiten Entfernungen von einander zerstreut, an die sich kleine Lehmhütten reiheten. In diesen Häusern walteten und herrschten jene kühnen friedlichen Eroberer, die unter den drohendsten Gefahren und unsäglichsten Mühen, den ganzen Erdkreis dem Kreuz unterwarfen. In den Lehmhütten keimten die Anfänge des jungen Staates, auf dessen Banner die Devise zu lesen war: Alles zur größern Ehre Gottes!

Die Jesuiten waren solche Helden, denen selbst die erbittertsten Feinde des Ordens ihre Bewunderung nicht versagen können. Ihr Glaubenseifer, ihre Ausdauer, ihre

Weisheit, die sie in allen gestaltenden Einrichtungen zeigten, ihre milde, das Vertrauen erweckende Ueberredung, das feste Band, welches sich dadurch zwischen ihnen und den durch sie Bekehrten knüpfte, die strenge Ordnung in gleichmäßiger Verwaltung der Einkünfte, der Reichthum, welcher hierdurch dem Ganzen erwuchs, während der Einzelne arm blieb, und an demüthiger Entsagung und Opferwilligkeit unübertrefflich erschien; diese unvergleichliche Organisation der Gesellschaft Jesu, welche Menschen, einem unerbittlichen Gehorsam unterwirft, die, unter jeder andern Verfassung einer empörenden Sklaverei, gleichkäme; steht einzig und unerreicht da. Es ist eine veredelte Dienstbarkeit zu nennen, die den, der sich ihr unterzieht, nicht erniedrigt, weil das Gelübde der Religion ihn heiligt, und ihn in jeder andern Beziehung frei erklärt.

Die das nicht begreifen können, sprechen von der Weltklugheit der Jesuiten; obgleich sie, würden sie darum befragt, nicht genau anzugeben wüßten, was sie eigentlich darunter verstehen. Weltkluge Leute gab und gibt es noch überall, aber sie können sich so allgemeiner und großer Erfolge nicht rühmen, wie die Bettelmönche des heiligen Ignatius von Loyola, die bei aller ihnen zugeschriebenen Weltklugheit nie an ihre eigene Person dachten, sondern nur an ihr großes Werk. Könnte es gelingen, viele Tausende von wirklich blos weltklugen Leuten unter einen Hut zu bringen, so würde bald ein jeder von ihnen aus seiner Weltklugheit gewiß den allerpersönlichsten Nutzen ziehen. Die sogenannten weltklugen Jesuiten haben aber nie einen Beweis davon geliefert. Sie

blieben in den fernsten Welttheilen, aller und jeder speciellen Bevormundung überhoben, ihrem Orden getreu. Niemals hat eine Mission sich loszutrennen gesucht, von dem großen Ganzen. Die glänzendsten Erfolge erzeugten kein Emancipationsfieber; die weisesten, ihrer Kraft sich bewußten, Leiter der Missionen, strebten nie nach unabhängiger Herrschaft.

Diese nach gewöhnlichen Begriffen unerklärliche Macht, welche ein solches Band wob, und ihm die Stärke einer untrennbaren Fessel verlieh, besteht noch zur Stunde. Männer von höchster Begabung, von tiefstem Wissen erfüllt, entsagen den Freuden der Welt, um in den Orden zu treten, und tragen in Demuth, aber auch mit vollberechtigter Würde, ihre Mönchskleidung, unbeirrt von dem Geschrei, das sie verfolgt und sie lästert. Wer darin die gewöhnliche Weltklugheit sähe, die auf ganz andere Ziele lossteuert, müßte selbst nicht klug sein, und die Welt nicht kennen.

Die Jesuiten ließen von den Neophyten das Land bauen, und ihre Weltklugheit — während sie das Christenthum immer weiter verbreiteten und dies als Werk des Friedens betrieben — bestand darin, daß sie in der Jahreszeit, wann der Ackerbau eingestellt werden mußte, eine Anzahl neuer Christen zu ihren Stämmen sandten, um dort zu verkünden, wie gut sie es in den Missionen haben, und ihre Stammverwandten aufzufordern, nach denen ihnen zunächst gelegenen Missionen auszuwandern. Die auf solche Weise erzielten Erfolge übertrafen jede Erwartung. Wieder war es ihre Weltklugheit, die den Mönchen den

Weg zeigte, mit Hilfe klarer Vorstellungen auf die schwächern Verstandeskräfte der Indianer erfolgreich einzuwirken. Sie sprachen ihnen nicht von den, über ihren Begriffen erhabenen Mysterien, sondern beschränkten sich darauf, ihnen die hauptsächlichsten Wahrheiten zu erklären, dadurch den moralischen Instinct in ihnen zu entwickeln, und so die Lust an der Arbeit zu erwecken. Das Verhältniß war gleich dem des Vaters zum Kinde. Da die frühern Missionäre aus Spanien kamen, so war auch das Spanische die Sprache, welche die Indianer lernten, und der Gruß der Mönche:

„Amar a Dios, hijo!“

wurde stets von den Indianern beantwortet:

„Amar a Dios, padre!“ *)

Sie waren so erfüllt von den Wohlthaten, die ihnen die Mönche erzeigten, bei denen sie stets Abhilfe und Trost in allen Widerwärtigkeiten fanden, daß sie anfänglich dieselben als übernatürliche Wesen betrachteten, und wann sie von einem nach Spanien zurückgereisten Missionär hörten: er sei gestorben, schnell erwiderten:

„No Señor, este Padre no muere!“ **)

Aber so wie die Indianer spanisch, so erlernten auch die Mönche mit größtem Eifer die Sprache der Wilden, und waren bemüht, Lehren und Gebete darin abzufassen oder zu übersetzen. Es war gewiß von wunderbarer Wirkung, wann die Neophyten zu ihren Stämmen zurück-

---

*) Gott lieben, Sohn! — Gott lieben, Vater!

**) Nein, Herr, dieser Vater stirbt nicht.

kehrten, und den wilden Stammgenossen in ihnen verständlichen Worten, wie sie nie zuvor zusammengefügt worden waren, mit begeisternder Andacht vorsprachen:

„Irimanjure pe Dios Tiare uretipu puduene, taupe me buara uretirikeri tekerekadatembi atemba; tschie irimanjure tschie pe Jesu Christo titschanu ibe te Tiare“ u. s. w. *) — — —

Diese Zeiten sind nun vorüber. Das seraphische und apostolische Bataillon der von ihrem Stifter militärisch organisirten Gesellschaft Jesu, welches mit der Eroberung der Seelen der armen Indianer beauftragt war, ist vertrieben. In Neucalifornien wirken nun die Mönche des Franciscanerordens, im Lande zerstreut, darauf hin, daß das Christenthum erhalten werde, und die Eingeborenen und ihre Mischlinge nicht ganz und gar verwildern. Anfänglich erhielten sich diese frommen Väter aus el fondo piadoso de California, welcher aus Vermächtnissen, Schenkungen und Gütern bestand. Sie konnten damit reichlich für die Bedürfnisse der Missionen sorgen; die Indianer hatten Wohnung, Kleidung, gute Nahrung. Allein alles wurde den Mönchen entzogen, und die neuen mexicanischen Administratoren bereicherten sich mit dem Raube.

---

*) Der Glaube, nach der wörtlichen Uebersetzung eines spanischen Missionärs: „Ich glaube an Dios sein Vater machen alles könnend, dieser von nichts gemacht hat gebogene Erde (Himmelsbogen), Erde, und ich glaube auch an Jesu Christo sein Sohn allein seines Vaters u. s. w.“ Bemerkenswerth ist, daß für Gott und Gnade, die spanischen Worte Dios und gracia gewählt werden mußten, da dies californisch nicht zu geben war.

Die einen nahmen die Heerden, die andern Grund und Boden; die Indianer mußten denen, die sie beraubten, neben den Häusern der Mission, die ihnen zu schlecht waren, neue bequemere Wohnungen erbauen. Den rechtmäßigen Besitzern blieb eine knappe Unterkunft und eine ebenso knapp zugemessene Ration an Lebensmitteln, die sie — wollten sie die ihnen zur Pflicht gemachte Gastfreundschaft üben — mit dem Gaste theilen mußten. Die Mönche ertrugen diese Behandlung hier wie überall ohne Klage und fuhren dabei unermüdet in ihrem segensreichen Wirken fort. Sie lebten und starben in ihrem Beruf; knieend vor dem Kreuze, oder den Pflug in der Hand, die Indianer lehrend zu beten und zu arbeiten. So starb der greise Präsident der Dominikaner in der Mission nuestra Señora de Guadeloupe, auf dem Ackerfelde, das er mit eigener Hand im Schweiße seines Angesichts, für seine Neophyten bebauete.

So war es einst und so ist es jetzt. Die alten Missionen sind größtentheils verschwunden; eine neue Zeit hat ihren Einzug hier gehalten. San Francisco, in welchem die Speculanten ein anderes London in kurzer Frist zu sehen erwarten, wächst zusehends an commerzieller Bedeutung heran, und bietet wie es jetzt ist, die vollkommenste Karrikatur unserer europäischen modernsten Gesellschaft. Wir aber sagen mit Pinto: „Alle Nationen könnten handeln und reich werden, so viel sie wollen, ohne daß sie nöthig hätten, darüber den lieben Gott zu vergessen.“ Wir halten diesen Ausspruch für ebenso weise als gerecht. —

Ein Ort an der Küste, der noch am meisten von der Invasion verschont geblieben, und deshalb sein altes Gepräge erhalten hat, ist Santa Barbara; allein er ist sehr im Verfalle. Seine zweitausend Einwohner, die früher mit dem Innern einen ergiebigen Verkehr hatten, sind nunmehr auf die Zahl von vierhundert herabgesunken. Die nach San Francisco vorbeisegelnden Schiffe pflegen in Santa Barbara Wasser einzunehmen, ohne sich länger daselbst aufzuhalten. Da uns jedoch der Verlauf der Geschichte, deren Begebenheiten wir unsern Lesern mitzutheilen übernommen haben, dazu nöthigt dort zu verweilen, müssen wir vor allen Dingen eine kurze Schilderung entwerfen, die uns den Ort lebendig vor Augen stellt.

Eine mit dem Gestade gleichmäßig fortlaufende Gebirgskette senkt sich steil zum Meer und erhebt sich gen Süd in mehreren tief zerklüfteten Gipfeln. Eine Stunde etwa von der Küste ragen die beiden Thürme der Missionskirche aus Bäumen hervor. Der ehemals vortreffliche Hafen ist jetzt theilweis versandet, theilsweis mit dichtem Pflanzenwuchs bedeckt. Die Landspitze, auf welcher die alten spanischen Strandbatterien standen, erschwert noch überdies die Einfahrt. Von dem Presidio, der Wohnung der Sicherheitsbehörde, sind nur noch Mauerreste vorhanden, die zum Theil in den sie umgebenden Graben gestürzt sind, und die königliche Meierei, el rancho del Rey, ist in Privathände übergegangen. Einige Bretterhüten stehen noch da und die Kapelle, die unversehrt geblieben.

Der Ort selbst, el Pueblo, zeigt noch einige gut gebaute und wohlerhaltene Häuser, die von Spaniern, Engländern, Franzosen und einigen Deutschen bewohnt werden, welche Handel oder Ackerbau treiben. Amerikaner leben dort nur in sehr geringer Zahl. Als Behörden sind eine Art von Präfect und ein Alcalde oder Friedensrichter in Funktion.

Die Lage zwischen der alten Hauptstadt Monte Rey und dem reichen Handelsplatze Los Angeles, gab Santa Barbara eine bedeutende Wichtigkeit. Jetzt da der große Zug der Einwanderung sich mehr nach dem Norden gewendet hat, ist dieses Verhältniß anders geworden, und es hat sich — indem der Ort an Bedeutung für den Weltverkehr verlor — dafür als schöner Ersatz, ein durch seine Abgeschiedenheit gefördertes, strengeres Festhalten an den religiösen Prinzipien erhalten, welche auch die alte Ordnung und Sicherheit, wie sie von der königlichen Autorität gehandhabt wurde, geschützt hat.

Die Mission liegt abgesondert von dem Pueblo, am Fuß der jäh ansteigenden Berge, die ihr Schutz vor den Ost- und Nordwinden gewähren. Die Gebäude sind aus Werkstücken, und werden durch einen Bogengang mit der schönen doppelt gethürmten Kirche verbunden. Weite Gärten dehnen sich rings um sie aus. Die Jesuiten sorgten für die gute Bewässerung dieser großen Anlagen, indem sie Leitungen aus dem nahen Gebirge unternahmen, welche zugleich einige Mühlen treiben, und auf dem Platze vor den Gebäuden einen mächtigen Springbrunnen speisen.

Vor dreißig Jahren lebten noch mehr als tausend Indianer in dieser Mission, die damals schon unter der Obhut der Franziskaner stand. Jetzt ist sie verödet, und dient nur zwei Ordensbrüdern zum Aufenthalt, von welchen der jüngere zugleich die Missionen San Buenaventura und de la Purisima Concepcion zu versehen hat. — —

Es war ein schöner Abend, als der junge Mönch, Franzose von Geburt, von einer dieser Wanderungen nach Hause kehrte. Er stieg eben den Abhang herunter, als er auf einem Stein am Wege, einen andern jungen Menschen erblickte, der ihn zu erwarten schien. Es war wirklich so. Er stand auf und ging dem Pater entgegen. Sie hatten sich schon mehrmals hier getroffen, um der Unterhaltung zu pflegen; weil der stark in Anspruch genommene Priester, auf dem Heimgange sich ihr am leichtesten überlassen konnte. Obgleich sehr verschieden, dem Berufe wie dem Alter nach, da der Pater, zwar noch jung zu nennen, doch mindestens zehn Jahre älter war, als der andere; so hatte sich zwischen Beiden eine seelische Verbindung geknüpft, die nach jedem Gespräche, das sie miteinander führten, an Stärke zunahm.

Der Anfang der Bekanntschaft war auf die natürlichste Art herbeigeführt worden. Der Eine war kürzlich aus Europa herübergekommen; der Priester war schon längere Zeit in Californien anwesend. Das Gespräch drehete sich um die gewöhnlichsten Fragen und Antworten. Aber der Fremde, der anfänglich nur scheu sich dem jugendlichen Kuttenträger genähert, fand sich nach und nach so sehr angezogen, daß jene Scheu sich bald zu einer

freudigen Annäherung gestaltete. Er gewahrte in allem, was der Mönch sprach, bei aller Milde des Ausdrucks, die der wohlthätigsten Gefühlswärme zu Gebote stand, so viel Schärfe und Bestimmtheit, einen solchen Reichthum des Geistes, der ohne alle Berechnung auf den zu machenden Effect, gleichsam strahlend durch alles, was er sprach, hindurchblitzte, daß er genöthigt war sich zu bekennen, er sei einer ähnlichen Persönlichkeit noch nie gegenüber gestanden, deren Uebergewicht ihm so hohe Achtung eingeflößt habe. Alle Vorurtheile, die er im Anfange nur schwer zu überwinden vermocht hatte, waren besiegt, nachdem er einen Mönch einmal wirklich näher kennen gelernt hatte.

Ein ungestümer, aber ebenso völlig unbestimmter Drang eines Herzens, das in Europa vergebens nach innerer Befriedigung gerungen, hatte das Weltkind an diese ferne Küste verschlagen. Auch hier erwartete ihn nicht, was er hoffte. Er glaubte Verwandte zu finden, die sich seiner annehmen würden, um ihn auf eine Bahn zu lenken, das, was ihm zuerst vorschwebte, zu erlangen. Er dachte daran sein Glück in einer ausgedehnten Thätigkeit suchen zu können; eine wohlthuende Zerstreuung durch neue Beziehungen zu einer fremden Umgebung zu empfangen. Allein sein Schicksal war ihm dabei nicht behilflich. Der alte Verwandte, der im Vaterlande lange verschollen war, lebte nicht mehr, und der einzige Sohn, den er hinterließ, war bald nach seiner Ankunft fortgezogen, um dem allgemeinen Strome zu folgen. Er überdachte seine Lage. Sollte er das Gleiche thun? In

dem todten Santa Barbara war es ihm nicht möglich, dasjenige, was er zu seiner innern Befriedigung nöthig hatte, zu erreichen, und er war schon auf dem Punkte seinen Stab weiter zu setzen. Im Begriff, nach Hause zu schreiben, um die nöthigen Mittel zu erhalten, seinen Plan auszuführen, brachte ihn der Zufall mit dem jungen Bettelmönch zusammen, der in seiner tiefsten Armuth die reichsten Schätze zum Wohle der Menschen zu verwalten, sich bewußt war. Der Europäer sollte diese Wahrheit bald an sich selbst erproben. Er war nicht mehr vereinsamt und verlassen, und näher seinem Glücke, als er wohl dachte.

Der Leser hat wohl schon längst in dem jungen Menschen, Isidor erkannt, der traurig und in sich gekehrt, über Plane brütend, und in den Entschlüssen stets schwankend, sein Leben, wie er es in Europa geführt, hier fortsetzte, nur mit weniger Bequemlichkeit und ohne alle gemüthliche Ausbeute.

Daheim sah er sich noch von Erinnerungen umgeben, die ihn aus dem dumpfen Brüten zuweilen auf angenehme Weise zu erwecken vermochten, die aber hier zu nebelhaften Traumbildern verschwimmend, ihn mit einem an Verzweiflung gränzenden Trübsinn gänzlich erfüllten.

Trotz aller Hofmeister und dessen, was er von ihnen erlernt hatte, war Isidor's Erziehung, wie die der meisten Kinder „aufgeklärter" Familien, nur eine höchst dürftige gewesen. Was solche Eltern eine gute Erziehung nennen, ist eigentlich eine sehr schlechte. Sie haben keinen Sinn für die Wahrheit, daß eine Erziehung, aus

der alle Mystik verbannt ist, in der alles Unbegreifliche vermieden, jede Thatsache auf deutliche Begriffe zurückgeführt, und jeder Begriff, wie mit dem anatomischen Messer zerlegt wird, für ein jugendliches, denkendes Wesen das verderblichste ist, was der superkluge Menschenwitz nur ersinnen kann. Diese landläufige allerneueste Weisheit glaubt alles gethan zu haben, wenn sie mit dem Alten aufräumt und vor allem die von ihr für anstößig erklärten Dogmen entfernt.

Gelangt nun eine solche, durch den Vortrag entschleierter, leicht verständlicher Sachen eingeschläferte kindliche Seele, später durch eigenen Antrieb, Fügung, Gnade, nämlich durch das, was der blöde Sinn Zufall benennt, vor den geheimnißvollen Vorhang, der die übersinnliche Wahrheit verhüllt; so ist es ein Ringen und Kämpfen, das nicht immer, ja nur selten, zum Siege führt. Auf jeden Schritt vorwärts, entstehen neue Zweifel, und dann wird die Mystik für den Geist, was Gefahren für den Heldenmuth sind. Nur wer einen solchen wahrhaft besitzt, wird mit jedem neuen Hinderniß auch seine Kraft wachsen sehen und aus den schwierigsten Kämpfen stets geläuterter hervorgehen. Der, dem dieser Muth fehlt, wird den Zweifeln erliegen.

Isidor's Erziehung war in dieser Weise. Als Jude hatte er die Lehre von dem zürnenden Rachegott Jehovah empfangen, der die Sünde der Väter bis in das vierte Glied straft, und dem jedes Attribut heiliger großartiger Liebe fehlt. Der Jude, der seinen Gott liebt, thut es aus Furcht vor positiver Strafe, und aus Interesse für

sein persönliches irdisches Glück. Er liebt Jehovah wie ein den Sinnen ergebener Verschwender sein Geld, wie ein Wollüstiger, das, was ihm Lust und Vergnügen gewähren kann. Sein Verhältniß zu Gott, verhält sich wie das Mittel zum Zweck. Einem Christen erscheint eine solche totale Umwandlung der göttlichen Ordnung, nach dem Ausspruche des heiligen Franz von Sales, gleich einem Sacrilegium, gleich dem ungeheuersten Frevel. Es ist eine Liebe der unreinsten Begier, ein gemeiner Schacher mit einem Worte.

Konnte er nun diese Vorstellungen von der Liebe zu Jehovah, welche die alte Großmutter stets bemüht war, in ihm wach zu erhalten, mit dem, was in dem lichtfreundlich nüchternen Unterrichte, ihm aufgedrängt wurde, nicht in Einklang bringen, so mußten furchtbar quälende Gedanken in seinem jugendlichen, mit angeborenem Scharfsinn begabten Kopfe entstehen, die nur von der Gnade, die Christus über ihn verhängte, beschwichtigt werden, und durch den wahren Glauben allein ihre Lösung empfangen konnten.

Was half es ihm, daß er nach höherer Vollkommenheit zu streben suchte, wie er es nach der Vorschrift seiner Lehrer thun sollte, um in den Besitz der Glückseligkeit zu gelangen! Die sittliche Würdigung dazu ging ihm ab; die er durch ein bloßes, von Menschen erfundenes Tugendsystem nicht zu erringen vermochte. —

In der Einsamkeit von Santa Barbara hatte Isidor Zeit, sein Inneres zu erforschen, und das, was ihn schon daheim beunruhigt, mit ruhiger Erwägung sich klarer zu

machen. Er gelangte dazu, daß es ihn zum Ziele führen könne, wenn er die Religion seiner Väter verließe. Sein Gewissen schreckte vor dem Gedanken zurück. Die Kluft, welche er dabei zu überschreiten hätte, brächte ihn doch wieder in ein neues Labyrinth, aus welchem kein Ausgang für ihn wäre. Warum nicht lieber gleich eine Vernunftreligion bekennen, zu welcher überzutreten, es keiner auffallender und fesselnder Ceremonien bedurfte? Hier blieb er stehen. Eine gepreßte Stimmung lastete auf ihm; allein er glaubte sich dabei zugleich von einem Gefühle heiliger Erhebung durchdrungen, die allerdings schon beim Beginn eines solchen Kampfes unausbleiblich ist. Seine Einbildung schwebte über einem mächtigen Bilde, neben welchem sich seine früher gehegten Alltagsgedanken nicht hervorzudrängen vermochten. Er war ganz und gar erfüllt von dem, was er bei sich überlegte, und nur unmuthig darüber, daß er es in sich verschließen mußte. Da ward ihm die Begegnung des jungen Paters Jérémie de Charlevoix.

Wer den Priesterstand des heutigen Frankreich kennt, wird sich eines mit Bewunderung gepaarten Staunens nicht enthalten können, daß dasselbe Volk, welches vor etwas mehr als einem halben Jahrhundert, gehetzt von gottlosen Revolutionsmännern, jeden Gottesdienst abgeschafft hatte, einer solchen Erscheinung religiöser Erhebung, so fest sich zu begründen gestattete. Nicht nur in ihrem Lande bestehen die französischen Priester den Kampf gegen das Ueberwuchern des modernen Heidenthums, sondern weit hin über die Meere, tragen sie als demüthige

Werkzeuge, die Lehren ihrer heiligen Kirche, und danken Gott, daß er sie dazu erwählte, und preisen ihn für die damit verknüpften Entbehrungen, Drangsale und Gefahren.

Ein solcher Priester war Pater Jérémie. Er hatte bisher der Seelsorge der zerstreueten ihm übergebenen Gemeinden, mit freudigem Eifer obgelegen, mit größerer Freude aber sah er jetzt einen Jüngling sich ihm nahen, der an Abgründen wankte, und dem er die rettende Hand darbieten durfte. Bei der ersten Begegnung konnte er sich von Isidor's Seelenzustand zwar keine richtige Vorstellung machen; weil es in der Natur ihrer Verschiedenheit lag, daß sie Beide eine streng bemessene Zurückhaltung beobachteten. Allein das Vertrauen wuchs bei jedem zufälligen Zusammentreffen, und als hiedurch das Eis in Isidor's Innerem aufzuthauen begann, seine Mittheilungen offener wurden, und den eigentlichen Kern seines Kampfes enthüllten; wurde der Pater zu einem nähern Eingehen von selbst aufgefordert. Sie sahen sich bald nicht mehr zufällig; sie verabredeten Tag für Tag die Stunde, in welcher sie sich sprechen wollten. Isidor's Aussehen war heiterer geworden, wenn schon sein Gemüth noch Trübsinn barg.

„O mein würdiger Freund," sagte er, „wie rührend erscheint mir Ihre Theilnahme. Aber das hohe Glück, welches Sie mir in Aussicht stellen, wird es wohl jemals für mich erreichbar sein? Seit manchem Jahr habe ich es schon erstrebt; doch in meinen bisherigen Verhältnissen blieb es mir unmöglich. Jetzt, da Sie mir einen

Weg zeigen, fehlt mir der Heldenmuth darauf zu wandeln bis an's Ziel. Müßte ich nicht meine Ehre zum Opfer bringen? frage ich mich. Nennen Sie es immerhin ein thörichtes Vorurtheil; ich kann darüber nicht hinweg. Ich lebte daheim wie ein Ausgestoßener, inmitten von Reichthum und Luxus. Ich war nur ein Jude; allenfalls mitleidig geduldet, aber stets, bald offen, bald geheim, bespöttelt — sogar verspottet. Dieses eiserne Joch, unter dem ich gezwungen meinen Nacken beugen mußte, schied mich von den Meinen und trieb mich aus der Synagoge. Ich war im Innern kein Jude mehr, das fühlte ich, und hieß doch so, und verfiel dem allgemeinen Schicksal, das den Namen noch fortwährend trifft. Ich konnte mich nicht von der Selbsttäuschung meiner Glaubensgenossen blenden lassen. Das verbitterte mich und ich verwünschte mein Dasein. Ich fing an die Menschen zu hassen, und meine finstere Laune erschreckte mich. Ein einziger Strahl drang hindurch, aber die Ueberlegung raubte mir auch diese Tröstung. Ich fühlte die entstehende Neigung zu einem Mädchen. Es war das Kind armer Eltern; es besaß nichts, nicht einmal ein Fünkchen von dem, was in der Welt Bildung heißt. Das war es aber nicht, was mich zurückscheuchte, wann ich meinem Hange nachgeben wollte, das Mädchen zu sehen. Sie war Christin, fromm und kirchlich erzogen; ich konnte auf keine Erwiederung meiner Gefühle hoffen; das Vorurtheil mußte seinen Einfluß auf sie ausüben; sie mußte mich hassen. Ich schalt mich einen Thor, daß ich dennoch an sie dachte, nur an sie denken konnte; daß mein trotziger

Sinn, jemehr ich mir alle Unmöglichkeiten vorstellte, sie mir dennoch als ein anbetungswürdiges Wesen erscheinen ließ. Ich vermied es, mit ihr zu sprechen, unter Qualen, die ich nicht schildern kann. Ich stürzte mich in die wildesten Zerstreuungen, bis ich, um meinem Untergange zu entgehen, dem Vaterhaus und diesen Verhältnissen entfloh, oder zu entfliehen glaubte. Denn in der That folgten ihre Wirkungen mir bis hierher."

Dergleichen Ergüsse, die sich bald mit mehr oder minderer Heftigkeit von Isidor's Herzen lösten, suchte der Priester mit Ruhe, einfach in einen geregelteren Verlauf zu bringen. Er hütete sich wohl in Phrasen sich zu ergehen; seine schlichten Worte trugen den Stempel innerster Ueberzeugung, und ohne einschmeichelnde Ueberredung drangen sie nur um so tiefer in das Herz seines jüngeren Freundes. Das Gebot der Liebe des Nächsten leitete ihn dabei und gesellte sich stärkend seinen Bestrebungen, als die Hauptsumme aller Gebote, auf welche ihr göttliche Stifter die Religion erbaut hat. Isidor fing an einzusehen, wie tief seine Bildung unter der Geistesvollkommenheit dieses Menschen stand, der mit einer unscheinbaren Mönchskutte bekleidet war; das schöne Haupt entstellt durch das ihm mangelnde Haar; die Füße bloß auf dem steinigen Pfad der Pflichten unermüdet dahinwandelnd, immer nur sorglich bemüht das Gebot zu erfüllen. Das war die Menschenliebe des Christen, die reinste, die edelste Regung der Menschenbrust.

Das Judenthum sank immer tiefer, je höher sich die Lichtgestalt des Franziskaners erhob. Hatte Isidor schon

früher Eckel an Luxus, Hang zur Sinnlichkeit und ungezähmter Gier nach neuen Bedürfnissen empfunden, so verachtete und verabscheuete er es jetzt, aber er war darin ungerecht, nur dem Judenthume allein diese verderblichen Laster aufzubürden, statt das gegenwärtige Zeitalter dafür verantwortlich zu machen.

Die großen, seelenerhebenden Betrachtungen, welche der Pater vor Isidor immer umfassender anstellte, drängten dessen sinnlose und empörende Gedanken nach und nach zurück. Sein Herz öffnete sich den Eindrücken des Erhabenen und Schönen. Die Andacht fing an darin zu keimen; es zog ein Gefühl für den Gekreuzigten linde hindurch; es erschien ihm wie ein sanftes Band, das er für eine drückende Fessel eintauschen könne. Kein Opfer dürfe ihm zu schwer sein, dachte er zuweilen. Nur die feierliche Lossagung von der Religion seiner Väter war noch die Klippe, die sich ihm starr entgegenstellte. Er schauderte zurück, vor dem Worte Abtrünniger. Ihm fehlte es noch an der Begeisterung, die bei dem Laien nur durch die Gnade erzeugt wird; der, ohne diese, eher von dem Fanatismus beherrscht werden kann.

Er wußte da nicht herauszukommen. Sein neues Bewußtsein, die lebendige Anschauung von dem innern Werthe des Christenthums, die Grundsätze, die sich daraus für ihn entwickelten, das ganze Wesen der einen, alleinigen und allgemeinen Kirche, dies Alles zusammen, wollte ihm nicht in die alte, morsche Hütte begleiten, in der sich bisher sein hinfälliger Zustand geborgen hatte.

Pater Jérémie konnte die Veränderung nicht ent-

gehen, die sich in seines Freundes Seelenstimmung zugetragen hatte; allein es war ihm nicht darum zu thun, hier eine blinde Bekehrung zu versuchen, sondern, um seinem Gewissen genug zu thun, übte er die Vorsicht, an die sein hohes Amt ihn mahnte. Sein Glaube an die göttliche Gnade ließ ihn an dem glücklichen Ausgang nicht zweifeln. Er wollte, daß Isidor den entscheidenden Schritt nicht ohne die kälteste Prüfung, nicht ohne die Genehmhaltung seines innern Richters thue. Isidor sollte durch ihn nicht nur aus seinem träumerischen Scheinleben herausgerissen werden, sondern er wollte ihn, indem er ihm durch Gottes Beistand die Kraft dazu verschaffte, seinen Mitmenschen nützlich werden lassen, damit er dadurch auch auf Erden schon, einer höhern Glückseligkeit theilhaftig werde, und selbst in den eingeschränktesten Verhältnissen eines froheren Genusses des Lebens sich erfreue. Er wollte ihm den Muth brechen, an eine unbeschränkte Licenz des Denkens noch ferner zu glauben, welche sich nicht scheut, die ehrwürdigsten Wahrheiten anzugreifen, indem sie sich allein auf das Tribunal der Vernunft beruft, wie diese nun eben bei dem Einzelnen beschaffen ist. In seinen Gesprächen suchte er Isidor vorerst dahin zu bekehren, daß er zu der demüthigen Einsicht gelange: eine in den Fesseln dünkelvoller Unwissenheit sich bewegende Vernunft, führe zur Unvernunft, wie sie in dem wilden Geschrei der Leidenschaft des gemeinen Haufens sich ausspricht. Der Pater war bemüht zu zeigen, wie die Kirche seit ihrem Bestehen, jede Kritik, so wie jede Verspottung ausgehalten, und sich als feuer-

fest bewiesen hat. Die Geißel des Spottes, in furchtbarer Gemeinschaft mit der Fackel der Aufklärung, glaubte nur über veraltete Thorheiten und eingewurzelte Mährchen herfallen zu dürfen, um sie zu zerstören; aber sie half damit nur der Wahrheit zu einem weithin strahlendern Siege. Diese Wahrheit gründet sich nicht etwa auf die Beobachtung unveränderlicher Naturgesetze; sie verstattet dem Menschen keine eigene Prüfung. Nur Vergleichung und Würdigung der Zeugen, die sie uns überlieferten, steht uns zu. Beweis durch Vernunftgründe, oder Evidenz der eigenen Sinne, hierbei zu fordern, wäre ebenso abgeschmackt, als für unwandelbare Naturgesetze blinden Glauben, ohne eigenes Denken, zu verlangen. Jene Wahrheiten des Christenthums, in streng bestimmten Sätzen ausgesprochen, die Dogmen, wie sie in der kirchlichen Sprache heißen, müssen mit der vollen Zustimmung des Herzens, erst anerkannt sein, ehe daran gedacht werden darf, sich zur Kirche zu bekennen.

Mit welcher Zartheit berührte der französische Priester, die leicht verwundbare Stelle in Isidor's Herzen!

„Es ist fern von mir Ihren Vater für die Verirrungen verantwortlich zu machen, welchen Sie unterworfen waren," sagte er. „Er war Ihnen gewiß treu und väterlich gesinnt. Das darf ich annehmen, obgleich ich ihn nicht kenne. Ich würde ihn nicht gekannt haben, hätte ich in derselben Stadt mit ihm gewohnt. Nicht nur der Glaube allein, auch mein Stand hätten uns von einander getrennt. Aber auch ohne ihn zu kennen, darf ich überzeugt sein, daß Ihr Uebertritt, erfährt er ihn, einen

tiefen Schmerz in ihm hervorrufen könnte. Sie fühlen als Sohn, wenn Sie ihn davor bewahren wollen. Allein die Religion, die so unendlich viele Tröstungen enthält, wird bald das Gewicht Ihres Schmerzes erleichtern. Die reine Quelle, aus welcher der Segen sich ergießt, wird ihn endlich ganz verwischen. Die heilige Jungfrau ist die zärtlichste Mutter; sie ist immer bereit uns zu hören, und verweigert uns auch nie ihren Beistand. So habe ich zu ihr um die Gnade der Erleuchtung gefleht. In den nächsten Tagen geht ein Landsmann von mir nach Europa. Er wird Ihren Vater persönlich aufsuchen, und ihm verkünden, wie Gott sich seines Sohnes angenommen hat. Er wird von der Nachricht, die ihn so überraschend trifft, zwar tief ergriffen sein; allein die Freude, von seinem Sohne, der sich in seinem Unglück ganz losgesagt von ihm hatte, nunmehr bestimmte Mittheilungen zu empfangen, wird über jeden Schmerz gewiß den Sieg davon tragen. Er wird das Band zwischen sich und dem Sohne nicht mehr als gänzlich zerrissen betrachten. Er wird wissen, daß Sie endlich den Hafen gefunden haben, und nicht mehr um Ihr Schicksal bangen; daß Sie vom despotischen Joche des Unglaubens zur Freiheit des Glaubens emporgestiegen sind, in welchem die ächte Humanität waltet, die auch dem Unglücklichsten eine Zuflucht gewährt. Verschmähen Sie es nicht, diese Wahrheit, durch Ihr Beispiel, Ihrem Vater und der Welt zu beweisen."

Als der Pater solche Worte sprach, war Isidor in seinem Innern schon bedeutend vorgeschritten. Die finstern Vorstellungen, daß Alles hienieden, im Staube ver-

gessen, dahinlebe; daß kein ewiger Vater sich um das Geschick der Sterblichen bekümmere, waren verdrängt. Die frevelhaften Folgerungen, die er sich daraus bildete, daß man sich aus den unerträglichen Fesseln des Lebens freiwillig befreien dürfe, um einem Tyrannen zu trotzen, der uns ohne unsern Willen, zu leben verdammt habe; wagte er nicht mehr zu denken, oder vielmehr, es war ihm unmöglich geworden; es war vollständig aus seinem Gedächtniß entschwunden.

„Ich hege keinen Zweifel mehr," sagte er einst, „und meine Vernunft hat sich unter dem Glauben gebeugt. Mein Herz betet Gott, den dreieinigen Gott, an; nur dieser Gott erscheint mir als heilig und heiligend. Und dieser Gott selbst hat die Kirche gegründet; welche Irrthümer könnte sie enthalten? Und wären Menschen, die sich zu Secten vereinigten, wohl im Stande gewesen, solche Irrthümer zu beseitigen, die göttliche Religion zu verbessern?"

Der Pater hob die Blicke zum Himmel:

„Du hast Dich in Deiner ewigen Weisheit meiner bedient! das Licht des Glaubens, es ist ihm erglommen." —

Von nun wohnte Isidor in der Mission. Auf die Bitte seines Freundes erhielt er eine Zelle in dem verfallenen Gebäude, um in den Büchern, die man ihm gab, zu lesen, und seinen Unterricht zu vollenden. Die eindringliche Kraft des Glaubens hatte diese Bekehrung allein bewirkt, nicht die Ueberredung, nicht der Prunk einer salbungsreichen Beredtsamkeit.

Aus dem finstern, schwankenden, heftigen Isidor, war jetzt ein ruhig heiterer, sorglich thätiger Mensch geworden: das vollständige Gegenstück seiner selbst. Er wurde mit jedem Tage sanfter und theilnehmender, wie die Lehre, die er umfaßte, es ihm anwies. Die Last des Lebens schien ihm leichter geworden zu sein, ohne daß sich etwas in seinen äußern Verhältnissen noch zugetragen hatte. Aber ein Ideal strahlte ihm in weiter Ferne, das verhieß ihm, eine noch weit größere Erleichterung, indem er mit Vielen, die Lasten der Gesammtheit theilte, und sich durch ein Gelübde band, sie auch treulich tragen zu helfen.

Es war ein schöner Morgen, als der Pater Jérémie, unsern erlösten Isidor abholen kam, und ihm die Worte zurief:

„Mein geliebter Freund, kommen Sie, um das Bekenntniß abzulegen, daß die Gefühle, die jetzt Ihre Seele durchglühen, von Jesus Christus Ihnen ertheilt sind, damit Sie ihre Irrthümer überwinden konnten. Er streckte seine Hand über Sie aus, und Sie empfanden seinen süßen Segen. Kommen Sie mit mir, und erwachen Sie zu einem neuen, unvergänglichen Leben."

In einer Mischung von an Beschämung gränzender Demuth, und freudenvollsten Glückes, folgte Isidor seinem Lehrer und Freunde. Als er seine Absagung sprach, strömten glühende Thränen auf das Evangelium, das er in Händen hielt. Dann drückte er ein kleines Kreuz, das man ihm geschenkt hatte, unverrückt an seine Lippen, während er die Augen empor richtete. Er konnte sie in

der That weder nach links oder rechts wenden, denn der Himmel hatte sich vor ihm geöffnet.

So empfing er im Namen des dreieinigen Gottes das heilige Sacrament.

Der französische Priester, der wenige Tage darauf nach Europa segelte, erhielt Isidor's Briefe in die Heimath, die aber, wie der Leser bereits weiß, nicht zu bestellen waren.

3.

Isidor hatte seinen Seelenfreund Jérémie auf einem der gewöhnlichen Gänge in's Gebirge begleitet, zu denen sein heiliges Amt ihn oft veranlaßte. Er trug den Segen Gottes in die Hütten bekehrter Indianer, tröstete Kranke, beschwichtigte den Kummer, half ab, wo irgend welche Noth drückte. Er that, was der Priester überall waltet, weil es ihm obliegt.

Sie begannen den Abhang niederzusteigen, der sich zur Mission herabsenkte. Es war am späten Nachmittag, der Himmel war herrlich blau; kein Wölkchen weit und breit zu sehen. Aber dennoch stäubte ein feiner Regen auf die Wanderer, die sich darob nicht verwunderten, weil dies in jenem Theile Californiens keine seltene Naturerscheinung ist.

Neben dem Felspfade zog sich ein breiter Rasen hin, auf dem sie schritten, und die starken Gräser erhoben sich

sogleich wieder, wann die Wanderer vorüber waren. In weiter Ferne fing der Sonnenball an, gleich einer Flammenfee, sich in den am fernen Horizonte hinbreitenden glatten Meeresspiegel zu senken, um auf der andern Erdhälfte die Schläfer zu wecken zu den neuen Freuden und neuen Schmerzen, die jeder Tag ihnen bringt. Unsere Wanderer dachten daran und Wehmuth zog durch ihre Herzen. Jene Freuden — sie durften sie nicht mehr mitgenießen; jene Schmerzen — sie waren überwunden, aber nicht verschmerzt. Sie trauerten als Christen, daß drüben der erwachende Tag so Vieles bescheinen werde, das kaum erst geboren, bald absterben müsse, weil es nichts als eine abscheuliche Ironie der Wahrheit ist.

Wie gewöhnlich setzten sich Beide, wann sie den Fuß des Abhangs erreicht hatten, auf eine Felsplatte nieder, um noch einen Athemzug im Freien zu thun, ehe sie die Zelle aufnahm. Ueber ihnen ragte ein alter, riesiger Dornstrauch empor, wie sie wohl in keinem andern Lande der Welt angetroffen werden. Ein Reisender, der vor hundert Jahren Californien durchzog, äußert bei diesen Riesendornen, daß der Fluch, den Gott nach dem Fall Adams über die Erde hat ergehen lassen, besonders auf dieses Land seine Wirkung gehabt habe. Hatte dieser Reisende wohl schon eine Vorahnung von dem Goldboden, dem die Dornen entsproßten? An einer einzigen Dornstaude dieser Art, befinden sich zufolge seiner Berechnung, mehr als eine Million Stacheln, die wie aus Bein gedrechselt, lang und furchtbar zugespitzt sind. Es ist wahrhaft überraschend, nicht schon Haarnadeln und

andere Gegenstände der Toilette aus Californischem Dorn bereitet zu sehen. Die überfeinertste Civilisation muß am Ende zum Naturzustande wieder zurückkehren, wann sie nicht weiter kann; und Europäerinnen werden mit Fischgräten und Dornen ihre Mantillen und Locken zusammenhalten, wie es die Wilden schon lange vor ihnen gethan. Unsere Nadler können dann zu diesen auswandern, um einen Theil ihrer modernen Civilisation zu übernehmen.

Eine solche Abschweifung kam aber den, unter dem stachelichten Riesenstrauch ausruhenden Freunden nicht in den Sinn.

„Sie arbeiten," sagte Isidor, „und ich konnte mich heute wieder von dem Segen ihrer Arbeit überzeugen. Obgleich ich nur ihr unthätiger Begleiter war, so erachte ich nicht meinen Tag für verloren. Was ich sah, hat mich wie der Thau erfrischt, der vom Himmel die Wiesen tränkt. Ein geheimnißvolles Leben ist in meiner Seele erwacht. Ich möchte auf gleichen Pfaden wandeln; ich fühle den edeln Hauch, der sich vor demjenigen verbreitet, der sie geht."

Jérémie sah ihm lang in das schwarze Auge, welches von Schwärmerei umwoben war und blinkende Thränen zeigte. Es schien, als wolle der bedächtige Pater, durch diesen feuchten Schleier hindurch, seinen forschenden Blick in Isidor's Inneres vertiefen. Dabei sprach er nicht ein Wort. Isidor betrübte es; er hätte so sehr gewünscht eine Erwiderung zu vernehmen, um dann seine Gesinnung deutlicher ausdrücken zu können.

Sie legten stillschweigend den kurzen Weg zur Mission zurück, die wie ein Bild des vierzehnten Jahrhunderts vor ihnen lag. Isidor's lebhafte Einbildungskraft sah seinen Begleiter, die übrigen Mitbewohner, sich selbst, für Menschen aus jenem Zeitalter an. Der Glaube und die Liebe verschönte sie ihm. Darum konnten unsere alten deutschen Maler ihre Heiligen überall finden, dachte sich Isidor dabei; die gewöhnlichsten Köpfe, wie man sie auf den Plätzen, in den Klöstern und Kirchen antraf, genügten ihnen, und sie durften nicht nach Modell-Schönheiten sich umsehen. In jener Zeit drückten Glaube und Liebe jedem Gesichte ein höheres Gepräge auf. Aber auch seine eigenen Züge wurden von dem sanftstrahlenden Schimmer dieses anhaltenden Denkens verschönt.

Seine Zelle, die ihm die guten Väter vorübergehend eingeräumt hatten, war wohl herrlich gelegen. An der einen Seite zunächst der Kirche; an der andern mit der Aussicht in den Garten, die von einem mächtigen Baume ein wenig beschränkt wurde. Von dieser Seite hörte er nun die Vögel, von der andern die Mönche singen, sobald nur der Tag ergrauete. Zur heiligen Messe stellten sich die Dienstleute der Mission und die katholischen Einwohner des Pueblo ein, denen es ihre Geschäfte erlauben wollten. Sonntags aber kamen alle, die allzu schwer Erkrankten ausgenommen.

Der Gottesdienst war hier einfach wie in der Urzeit. Nach der Vorschrift des apostolischen Präfecten durfte nichts Fremdes dem göttlichen, weihevollen Hauch der reinen Liturgie sich beimischen.

Ein Zustand, wie er Isidor hier zu Theil wurde, schwindet schneller dahin, als man es wünscht. Es erfaßte ihn der Gedanke immer stärker, ihn auf die Lebensdauer sich zu bannen; aus der Harmonie des Uebersinnlichen nicht wieder herauszutreten. Er wollte fühlen, daß er diene; fühlen, daß er liebe; fühlen, daß er Herzen erschließe, um guten Samen in sie auszustreuen.

Das bisherige Stillschweigen des Freundes hatte Isidor den Muth benommen, sich weiter auszusprechen. Da der Pater ihn jetzt auch seltener aufforderte, ihn zu begleiten, so beunruhigte ihn der Gedanke, er könne dessen Gunst verscherzt haben, und er mühete sich vergebens ab, den Grund davon zu entdecken. Daß Pater Jérémie ihn prüfen wolle, darauf kam er nicht.

Eines Abends saß der Pater neben der Kirchenpforte und theilte einigen Indianerkindern Früchte aus, die er so eben im Garten gepflückt hatte. Isidor gesellte sich dazu; als der Pater aber auch ihm eine Frucht anbot, verneinte er mit dem Kopf und blickte schwermüthig zu Boden.

„Ich begreife Sie nicht, mein lieber Freund,“ sagte der Priester. „Sie sprechen von Ihrem Muth, und doch sehe ich Sie stets niedergeschlagen; von Tugend, und Sie scheinen doch an ihrer Macht zu zweifeln; Sie sind dem Aeußern nach fromm, und auch das genügt Ihnen nicht. Was ist Ihnen? was wollen Sie eigentlich? Sie wissen, daß das Leben nur eine Prüfung sein soll, und daß wir hienieden das Ziel unserer Wünsche niemals erreichen werden. Sie wissen ferner, daß wir von Gott nichts

erflehen können, als einen schwachen Abglanz jenes himmlischen Friedens für unsere Pilgerfahrt auf Erden. Ich kann Ihr Herz nicht ergründen, und Ihnen selbst mag es wohl auch noch lange nicht gelungen sein. Bemühen Sie sich, es zu können. Untersuchen Sie, was solchen Zwiespalt in Ihnen erzeugt, und vertilgen Sie ihn mit aller Kraft. Sie können das — Sie müssen das wollen."

Der edle Pater hatte seine stillen Beobachtungen beendet, und war mit Isidor's Zustand wahrlich vertrauter, als seine Worte es verriethen. Er wollte durch diese seinem jungen Freunde die Zunge lösen, und dann die mit ihm vorgenommene Prüfung zu Ende führen. Einem den Interessen fernstehenden Zeugen, wären die Züge Jérémie's sogleich aufgefallen, mit welchen er die Antwort auf seine Frage: „Was wollen Sie eigentlich?" erwartete. Er hoffte sich in der Annahme, wie sie ausfallen könnte, nicht getäuscht zu haben, und als nun Isidor zaghaft und leise zu sprechen begann, leuchtete es aus des Paters Blicken, als brenne seine Seele auf in lichterlohen Flammen; sein Mund öffnete sich, als spräche er jedes Wort nach; dabei war seine schlanke Gestalt unbeweglich sitzen geblieben, gleich als wäre sie ein Werk des Bildhauers, das keiner Bewegung mächtig ist, und doch das zeigt, was in der Kunst schöne Bewegung genannt wird.

„Ich hege weder Zweifel noch Zwiespalt in meinem Herzen," sagte Isidor, ohne den Blick zu erheben, „nur Gott allein gehören alle seine Regungen. Allein deshalb fühle ich es klar, daß ich aus dem Welttreiben vollständig

zu scheiden habe. Sie sagen selbst, daß wir auf Erden das Ziel unserer Wünsche nicht erreichen; Sie sagen mir, daß man Gott lieben solle, damit wir hier den Abglanz jener Herrlichkeit kosten, die uns als ewiger Lohn einst erwartet. Bleibt mir da noch eine Wahl? Muß ich nicht mein ganzes Sein Gott willig opfern? Was kann mir die Welt noch bieten? Sie wird mein Herz nicht befriedigen. Weder das, was sie Liebe nennt, noch was ihr wie Ruhm erscheint, alle Reichthümer und weltliche Größen, vermögen ein Herz zu erfüllen, welches nach Gott strebt. Es ist viel, was ich begehre, aber es ist das einzige, es ist Alles; denn es ist ja nichts anderes, als Gott selbst."

Isidor schwieg; in diesen wenigen Worten hatte er es ausgesprochen, was ihn so lange schon beschäftigte. Der Pater empfing das offene Geständniß seines Schülers, freiwillig von diesem abgelegt, ohne äußern und innern Zwang. Er war von seiner Rührung überwältigt und sprach unter Thränen:

„Wenn Sie denn alles wollen, geliebter Bruder, so geben Sie denn auch alles freudig hin — sich selbst nämlich! — Schließen Sie Ihre Augen für immer vor der Welt, und mit dem, was sie enthält, werfen Sie von sich, was Sie mit ihr bisher noch verbunden hat. Sie haben es erkannt: je mehr sie gewährt, um desto mehr verlangt sie auch. Gott, der Ihnen die Gnade zu Theil werden ließ, den wahren Glauben zu umfassen, hat Ihnen auch den Muth gegeben, Ihre Gesinnung mir zu

eröffnen, des Höchsten Kraft wird Ihnen nicht fehlen zu Ihrem fernern Beginnen."

Hiermit war das Gespräch beendet; Isidor und sein geistlicher Freund, beide fühlten ihr Herz erleichtert. Der ältere Priester wurde von Isidor's Geständniß unterrichtet; ebenso der apostolische Präfect. Man kam dahin überein, daß der geliebte Freund so bald als möglich nach Europa zurückkehre, um zu Rom in der Propaganda seine Studien zu vollenden, und alsdann Ordensbruder zu werden.

Bei seiner Taufe hatte Isidor, jenen heiligen Isidor, Bischof von Sevilla, zum Schutzpatron erwählt, der in den großen spanischen Konzilien den Vorsitz führte und so wirksam bei der Bekehrung der Westgothen war, aus denen dann jene glaubensstarken Christen wurden, die aller Welt voranleuchteten. An diesen Heiligen wandte er sich mit glühender Zuversicht, um seine Fürbitte zu erlangen, daß es ihm gelingen möge, in seinen Fußtapfen zu wandeln. Er konnte die Zeit seiner Abreise kaum erwarten, und gleich dem verlorenen Sohne, mußte er ausrufen: „Ich sterbe vor Hunger!"

Drei Monate verstrichen noch, während welcher er sich in der tiefen Abgeschiedenheit, die ihn umgab, auf die Schritte vorbereiten zu müssen glaubte, die ihn der wichtigsten That seines Lebens entgegenführen sollten. Er brachte den größten Theil der Zeit in der Kirche zu, er vertiefte sich in die Gegenwart Gottes. Obgleich er Freude und Glück darüber empfand, Gott in seinem Herzen zu besitzen, so war er doch wie vernichtet, wann er

es erwog, welche Kraft ihm von oben kommen müsse, und er empfing oft die heilige Speise, die ihm allein dazu verhelfen konnte. Dann erhob er sich jedesmal und sagte zu sich: „Ich bin ein Christ und Maria ist meine Mutter!“

Der Pater Jérémie stand ihm dabei als zarter, im guten Sinne aufgeklärter Führer zur Seite, und Isidor fühlte durch dessen Tröstungen, wie der göttliche Heiland seine treuen Gläubigen mit Gnaden überhäuft. Er wurde immer stärker von der Wahrheit, die in dem wunderbaren höchsten Geheimnisse der Kirche ruht, überzeugt und durchdrungen. Diese Ueberzeugung ward ihm zum Stabe, auf den er sich stützte; er wandelte getrost und sicher dem Ziele zu; sein Beruf zum Ordensleben enthüllte sich lichter vor seinen Blicken. Sein früheres Leben, das ihm anfänglich noch wie ein schreckhafter Traum erschienen war, vor dem er zurückschauderte, war ihm nun schon gänzlich entschwunden, und dies war die besondere Gnade, deren er sich, nach allen überstandenen Prüfungen, zuerst erfreuen durfte.

Wer eine ähnliche Bekehrung an sich erfahren, wird diese Schilderung von Isidor's Seelenstimmung gewiß nicht ohne Rührung lesen, die in diesem Augenblicke auch denjenigen auf das Tiefste ergriffen hat, der es unternimmt mit schwachen Worten sie wieder zu geben. — —

Der Tag der Abreise nahete heran. Am Vorabende saß Isidor zwischen seinen geistlichen Freunden. Jérémie sprach von seinem Aufenthalt in Rom; wie alles was er sagte, war es von der Glut innerster Empfindung getragen. Isidor hörte mit sichtlicher Erhebung zu.

Die Basilika des Vaticans, das Grab der heiligen Apostelfürsten, die Wiege des neuen Menschengeschlechts! was könnte erhabener sein? was sich einem Priester zur Schilderung besser darbieten? Diese Basilika versinnlicht sie nicht, den Anfang, das Fortschreiten, die Helden und Siege der gesammten Christenheit? Obenan ragt die Kanzel des heiligen Petrus; den Eingang bewacht das Standbild Konstantins des Großen. Im Schiff stehen die Stifter religiöser Orden, die Patriarchen des neuen Bundes, die Väter ganzer Generationen, die nach allen Enden der Welt die Wahrheit hingetragen, vertheidigt, verherrlicht, und oft mit ihrem Tode besiegelt haben. Fast alle Päpste ruhen dort in ihren Grüften. Der erste ist der heilige Petrus selbst, und neben ihm ruht der Wächter seines Kerkers, der von ihm bekehrt und getauft ward, und dann wie der Apostelfürst den Märtyrertod erlitt. Daneben ruht auch jener fanatische Christenverfolger Saul aus Tarsus, der bei der Steinigung des ersten Märtyrers thätig war, und dann durch die Begegnung mit dem Herrn wunderbar erweckt, zu der großen Gestalt Paulus gedieh, der des göttlichen Meisters Lehre am weitesten verbreitete.

Damit man dieses Heiligthum weit in der Ferne, in der Rom umgebenden Campagna, wie auf den Fluthen des blauen Meeres erblicke, hat Michel Angelo's Riesengeist eine Kuppel, hochaufragend in die Lüfte, erhoben, und eine göttliche Inspiration hat daran in vierzig Fuß hohen Lettern, die ewige Verheißung geschrieben, die Christus seinem Apostel ertheilte:

„Tu es Petrus, et super hanc petram aedificabo Ecclesiam meam.“

Und dieselben Worte erschallen, den weiten Raum erfüllend, wann am Palmsonntag, der heilige Vater, als oberster Bischof in die Kirche getragen wird, und von der Sedia gestatoria den Segen ertheilt. Die Mächtigsten sinken nieder vor dieser erhabenen Größe; die Tausende, welche auf den Knien liegen, vergießen alsdann Thränen milder Andacht und frommer Zerknirschung.

Wen durchströmte in solchem Augenblicke nicht die göttliche Verheißung die Seele? Tu es Petrus! Welche Versuche auch unternommen werden, den Eindruck dieser Worte zu schwächen; welche frevelhafte Hoffnung wahnvoller Dünkel auf diese Versuche auch setzen mag; die Pforten der Hölle werden dennoch nichts vermögen gegen den Fels, den Gott seinem Werke als festen Grund bereitet hat. Nach neunzehn Jahrhunderten, in welchen so viele furchtbare Feinde gegen die Kirche sich erhoben, hat sich die trostreiche Verheißung noch immer bewährt und erfüllt.

Und die Knienden! Auch wann sie nur zu schauen gekommen wären, wann sie von dem Segen sich erhebend, auch keine Veränderung, keinerlei Besserung sogleich an sich erfahren hätten; so waren sie doch niedergeworfen worden, von der gewaltigen Macht des Augenblicks, der sie zwang, den Segen zu e m p f a n g e n.

Kein Dichter, kein bildender Künstler, kein Meister der Tonkunst hat jemals etwas geschaffen, das mit der erhabenen Poesie, die hierin liegt, zu vergleichen wäre. —

Diese und ähnliche Betrachtungen bildeten die Unterhaltung an jenem letzten Abend.

Der frühe Morgen des nächsten Tages rief Isidor an Bord des Schiffes, das ihn nach Europa bringen sollte. Der Schmerz des bevorstehenden Abschieds drückte seine Stimmung herab. Nachdem er die heilige Messe gehört, richtete der ältere Priester, ein geborener Mexicaner, eine kurze Ansprache an ihn, in spanischer Sprache, die Isidor verstand.

„Der Mensch," sagte er, „erhebt seinen Blick zum Himmel, um eine erste Ursache der Dinge zu suchen. Die Vernunft zeigt uns einen allmächtigen, gütigen und gerechten Gott. Dies ist das Höchste, was die Vernunft erreicht; von da an tritt der Glaube ein, und enthüllt vor unsern Blicken die Glorie des dreimal Einen Gottes. Dieses Geheimniß können hochmüthige Verstandesmenschen nicht begreifen; aber darin liegt eben der Beweis, daß diese Wahrheit von Gott kommt, weil der Mensch nichts erfindet, was er nicht auch begreifen könnte.

„Der Glaube wird erworben durch das Gebet. Es unterwirft uns dem göttlichen Willen, der uns die Freiheit bringt, uns jene Fesseln abnimmt, die uns von der Erfüllung des Guten abhalten. Diese Fesseln sind unsere Leidenschaften; das Gute ist der göttliche Wille. Wer dies Gesetz anerkennt, genießt die wahre Freiheit und darf sich unbeirrt zu Gott erheben.

„Und dennoch, sollte man es denken können, wird diese Wahrheit von Vielen nicht anerkannt. Missionäre ziehen aus bis an die Gränzen der Erde, um sie zu

verkünden; Märtyrer sterben für sie auf dem Blutgerüste — und dennoch! — Sie fragen: was ist denn Jesus Christus? sie fragen: wer ist er? Man antwortet ihnen: Der Sohn, den Gott in seiner unendlichen und vollkommensten Wesenheit von Ewigkeit her gezeugt hat. Denn die Zeit ist nur in den Dingen, die sich ändern; Gott ist unveränderlich!

„Und diesen Sohn Gottes, diese Ausströmung seines göttlichen Seins, Gott von Gott, hat der Vater auch durch die Menschwerdung, aus Liebe zu den Menschen auf die Erde gesandt. Er hat sich uns hingegeben; uns zu sich erhoben; ist für uns gestorben. Und wir sollten ihn nicht wieder lieben?

„Seine Liebe ist unendlich, wie er selbst, denn sie weilt noch immer unter uns als das Allerheiligste Sacrament. In ihm besitzen wir die höchste Seeligkeit, schon hier auf Erden. Jesus giebt uns, mit seinem Herzblute Alles: seine Liebe, seine Herrlichkeit, seine Heiligkeit; wir werden dadurch Eines mit ihm! Es giebt nur ein Glück, das ist: Gott zu lieben, und von ihm geliebt zu werden.

„Und so ziehen auch Sie hin, geliebter Freund, diese Wahrheit zu verkünden! Rufen Sie mit dem heiligen Franz von Assisi: ‚Mein Gott ist mein Alles!‘ oder wie der heilige Franz Xaver: ‚Gott! erweitere mein Herz, es unterliegt der Seeligkeit!‘ Ziehen Sie hinaus in die Welt und zeigen Sie ihr ein neues Wunder: wie Gott einen Juden aussendet, um die Christen zu beschwören: den Heiland anzubeten!“

Unter Thränen beugte sich Isidor auf die dargebotene

Hand des ehrwürdigen Vaters, um sie zu küssen. Der Mönch umarmte ihn herzlich, und gab ihm selbst bis zu Thränen gerührt, den Segen, den Isidor knieend empfing. Pater Jérémie begleitete ihn bis zum Hafen. Obgleich tief bewegt, konnte er doch, von seinem bewegtern französischen Naturell getragen, die Gedanken in anderer Richtung schweifen lassen. Er hatte auf Karten mehrere Namen von Personen geschrieben, denen der scheidende Freund Nachricht und Grüße bestellen sollte. Es waren Priester und Laien, auch Künstler darunter, die sich nur mit religiösen Aufgaben beschäftigten. Er skizzirte diese Persönlichkeiten im Fluge und eröffnete Isidor dabei, welchen Nutzen er für sich zunächst aus jenen Bekanntschaften ziehen könne.

„Es ist sonderbar mit uns Menschen," sagte Isidor. „Ich bin von der Nothwendigkeit erfüllt, die mich nach Rom treibt; ich möchte über Zeit und Raum wegfliegen können, um das Ziel meiner lebhaftesten Wünsche bald zu erreichen, und dennoch trenne ich mich schwerer von diesem Strand, als da ein unbestimmter Drang mich, voll verwirrter träumerischer Hirngespinnste, von meines Vaterhauses Schwelle in weite Ferne trieb. Ich sehe nun wohl ein, daß dort meine Heimath nicht war, und daß ich sie erst hier gefunden habe."

„Diese Heimath, die nicht von dieser Welt ist, die auf keiner Karte verzeichnet steht, folgt Ihnen überall; Sie tragen sie mit sich fort, wohin Sie auch gehen. Es ist die Allgemeinheit der Kirche, in die Sie eingetreten sind;" sagte Jérémie mit mildem Lächeln.

Isidor hatte schon lange nicht mehr nach Hause geschrieben, und wußte auch nichts von den Ereignissen, welche der Firma Zehdeniker so verhängnißvoll geworden waren. Die Summe, die er mitgebracht, und die Verstärkungen, die anfänglich mit großer Regelmäßigkeit zu ihm gelangten, hatten lange Zeit für die kleinen Bedürfnisse in der stillen Eingezogenheit, die er sich auferlegte, ausgereicht; da sie sich lediglich auf eine einfache Ernährung beschränkten. Als das Geld in seiner Kasse versiegte, begann eben sein Unterricht, und er übersiedelte in die Mission, wo er die Gastfreundschaft der beiden Väter genoß, die ungeachtet der eigenen Armuth, sie ihm dennoch gewähren konnten. Auch für die Kosten der Ueberfahrt nach Europa, hatten sie zu sorgen gewußt.

Es ist wunderbar, wie leicht das Geben wird, wenn nach dem Worte des Heilandes: „die rechte Hand nicht weiß, was die linke thut." Wie schwer kommt es dem Reichen an; was glaubt er gethan zu haben, wie brüstet er sich mit seiner Wohlthätigkeit, wenn er dem fremden Hilfsbedürftigen ein Almosen reicht, oder reichen läßt!

Das zur Abfahrt bereit liegende Schiff ging zuerst nach San Francisco, um Ladung einzunehmen, und dann die Fahrt nach Panama in zwölf Tagen zurückzulegen. Die Jölle, in der Isidor an Bord geführt wurde, schaukelte bereits auf den Wellen. Jérémie stand am Ufer und wehete mit dem Tuche die letzten Abschiedsgrüße zu. Der Freund war bald den Blicken entschwunden; bald auch Santa Barbara, mit seinen weißen Häusern; und nur der dunkele Waldstrich blieb noch sichtbar. Als aber

auch dieser scheinbar in die Fluth versunken war, und die Kämme der Sierra Nevada gleich Dunstgebilden nur noch herüberwinkten; bemächtigte sich Isidor's unaufhaltsam eine gränzenlose Wehmuth, die nicht aufhörte, so lange die Räder schaufelten, und das Schiff immer weiter der Küste entrissen.

Nicht lange darauf fuhr er durch das „goldene Thor" in die große Bucht von San Francisco, an den Inseln de los Angeles vorüber, und ankerte im Hafen der neuen Weltstadt. Isidor verweilte, während der kurzen Dauer des Aufenthaltes am Bord. Er war nicht vermögend sich in das Getümmel der Menschen zu mischen. Wußte er es doch nicht, daß unter demselben, sich Einer befand, der ihm so nahe ging! Es war aber wohl eine Fügung der Vorsehung, daß er hier noch nicht seinen Vater wiedersehen sollte.

Während dieser über Plane, neuen Reichthum zu erringen, unruhig brütete, und Nachforschungen anstellte, den verlorenen Sohn zu finden, schiffte Isidor freudiger Hoffnung und beseeligten Muthes voll, an dem Vater vorüber, der neuen Heimath entgegen, und nur als ihm vom Bord aus die Küste von Santa Barbara wieder sichtbar wurde, trat die Wehmuth einer noch so frischen Trennung wie ein Schatten vor seine lichte Seele. —

4.

Nach dem Vorgange, der sich bei seiner Schwägerin zugetragen, glaubte Graf Pflug nichts anderes ergreifen zu müssen, als so schnell als möglich sich den Eindrücken zu entziehen, welche auf Tritt und Schritt ihn erwarteten. Selbst die Einöde seines Herrenhauses schien ihn nicht davor sichern zu können. Jeden Augenblick konnte die unberufene Dienstfertigkeit eines Freundes wie Schluckmann, ihn mit unangenehmen Nachrichten überfallen; die Blätter waren voll von Enthüllungen über den vermeintlichen Zusammenhang der ganzen ärgerlichen Geschichte; die einmal vor die Assisen gebracht, ihm noch weit Verdrießlicheres in Aussicht stellte. Er fing an es sich zu gestehen, daß seine Verbindung mit Clara ein Fehler gewesen sei, der ihm für den Augenblick als unverbesserlich erschien. Er fühlte sich zum erstenmale von der Macht der öffentlichen Meinung niedergebeugt. Er, bisher von dem Wahne seiner vollständigen Unabhängigkeit gewiegt, wurde von der Wahrheit aufgerüttelt, daß der Mensch, auch wegen seiner persönlichsten Handlungen, von der Gesellschaft zur Rechenschaft gezogen werden könne. Es überschlich ihn der Gedanke von seinem eigenen Unwerth, an dem er vielleicht zu Grunde gehen könne.

Der Zustand, in welchem er daheim seine Gattin an-

traf, vermochte ihn nicht zu beruhigen. Sie war durch die Tagespresse bereits von allem in Kenntniß gesetzt, und erwartete mit den bängsten Gefühlen die Zurückkunft des Grafen.

Er eröffnete ihr kalt, daß sie eine Reise nach Italien antreten würden, in kürzester Zeit. Nicht eine leise Erwähnung des Vorfalls. Clara hatte nicht den Muth ihn darum zu befragen. Die Jugend war für sie keine kühlige Morgenzeit gewesen, in welcher sich das Menschenherz öffnet und weit wird; ihr Lebensmorgen war kein frischer, goldener Traum; das Schicksal hatte sie angepackt, als ob es sie zerbrechen wollte. Aber die Kraft, die in ihr widerstand, war kein Heldenmuth; sie entquoll nur allein ihrem demüthigen Vertrauen. Darum fragte sie um nichts weiter und gehorchte stillschweigend ihrem Gatten.

Wann Pflug auf sie blickte; wie sie so still ergeben alle Anordnungen zur Abreise leitete; dann fühlte er wohl noch mitleidige Theilnahme mit der Armen, die bei allem Kummer ein großes Herz offenbarte; aber der ahnenreiche Edelmann blieb im Rechte; ihn konnte er ihr nicht opfern. Der angeerbte Wahn besiegte seine Vernunft.

Auf der Reise beruhigten sich die Gemüther der beiden Gatten. Es ist ein Zeichen kleiner Seelen, an dem Schmerze zu zehren, und sich langsam von ihm verzehren zu lassen. Es liegt sogar ein Zug gemeiner Sinnlichkeit darin, auf banale Weise von einer „Lust in Thränen", einer „Wehmuthswonne", einer „Wollust des Schmerzes"

zu sprechen. Clara erkannte es für ihre Pflicht, ihrem Gatten eine wolkenlose Stirne zu zeigen. War sie bekümmert, durch unverschuldetes Mißgeschick, etwas von seiner Liebe verloren zu haben, so sah sie auch ein, daß sie mit ihrer ganzen Seelenstärke sie wieder zu gewinnen, ringen müsse, und eifrig bestrebt zu sein, sich seine Zuneigung dauernd zu erhalten.

Pflug bemerkte die Veränderung an ihr, und war froh auf den Einfall gekommen zu sein, die Reise zu unternehmen, um die alten Erinnerungen zu bannen, und ein neues Leben anzutreten.

„Ich führe Claire in eine neue Laufbahn," triumphirte seine Weisheit. „Jetzt wird jede ihrer natürlichen Begabungen, ihre körperlichen wie seelischen Reize von nichts beeinträchtigt, in ihrem eigenen Glanz erscheinen. Sie wird durch nichts neben sich leiden; nichts wird einen Schatten auf sie werfen. Ich werde ohne alle Besorgniß stolz auf sie sein dürfen."

Der Ort, den Graf Pflug gewählt hatte, um einen längern Aufenthalt zu nehmen, war über alles reizend. Von hohen Berggipfeln senkte sich ein Olivenhain bis zu den Orangenbäumen, die auf Terrassen, das Ufer des Meeres begrenzten, welches in ohnmächtiger Wuth gegen die Felsen schäumte, die unverändert mit ihrer weißen, von den Wellen benetzten Stirne, den fliehenden nachblickten, und bald darauf den neuen Anprall derselben ebenso unverrückt aushielten. Aus dem dunkeln Grün strahlte blendend weißes Gemäuer, gastliche Wohnungen den Fremden bietend; von zwei Hügeln winkten Kirchen

herab. Die eine hoch empor strebend und mit großartigem architektonischen Schmuck, war von weitläuftigen Klostergebäuden umlagert. Die andere kleiner zwar, aber dennoch reicher, umschloß das Gnadenbild, zu dem die Pilger wahlfahrteten. Es war ganz von Rosenhecken umgeben, gleich jener Kirche von Portiuncula, die der heilige Franciscus so sehr liebte, wo er von Stufe zu Stufe glücklich bis zur höchsten Heiligung emporstieg.

Diese Erinnerung an Portiuncula, das sie nach der Beschreibung kannte, und hier gleichsam im Bilde vor sich sah, that Clara ungemein wohl. Ihre Schutzheilige schwebte wie lebend um sie. Auch die heilige Clara hatte eine Schwester, die Agnes hieß. Aber diese Agnes war ihrer Schwester gefolgt; hatte die gröbsten Mißhandlungen ihrer Verwandten erduldet, um wie Clara, dem heiligen Franciscus zu gehören. Was durfte jedoch die Gräfin Claire von Pflug auch wohl von ihrer Schwester Agnes fordern? War sie ein solches Muster, dem man folgen konnte? War sie ein Licht, um das Dunkel des Erdenlebens zu erhellen? Ihr Geist war noch dem Irrthum, ihre Seele den Versuchungen unterworfen. Und sie war sich keiner innern Kraft bewußt, welche sie zur Vollendung hätte führen können. —

In dem Orte befand sich eine Anzahl von modernen Epikuräern, die unter einem stets blauen Himmel, umduftet von Orangenblüten, in einer milden, von Waldesschatten und Wellenhauch temperirten Atmosphäre, in zwanglosem, uneingeschränkten Umgang mit Ihresgleichen lebten, denen eine feine Form wie angeboren war,

und denen der Glacéhandschuh nur wie eine äußere Haut vorkam, die so wenig wie die wirkliche genirte. Man begegnete sich, grüßte sich, strich an einander vorüber, sah sich bei'm Diner, und traf sich dann, stets ohne Verabredung, auf den verschiedenen Promenaden. Die deutsche, oftmals sehr lästige, sogenannte Gemüthlichkeit, von wildfremden Personen zu gemeinschaftlichen „Partien" aufgefordert zu werden, kannte man in dieser lieblichen und freien Ungebundenheit nicht, wo des Grafen Pflug und seiner Gemahlin Ankunft nicht das kleinste Aufsehen machen konnte.

An solchen Orten fehlt es nie an Originalen. In erster Reihe standen sonst die Engländer. Sie erfanden die rothen, grünen und gelben Brillen, um den schönen Aussichten einen ähnlichen Reiz beizumischen, wie ihren Saucen durch Carry und Soya; jetzt betrachten sie nur noch Wasserfälle und Gletscher nicht anders als im Scheine des electrischen Lichtes; kein Alpensee würde sie mehr anziehen, wenn sie nicht darin fischen könnten. So irrwischen sie durch die Welt; sie sind die ächten Ueberall und Nirgends, von denen unser alter Friedrich von Logau schon sagte:

Es ist ein Volk, das seine Pferd' an fremde Krippe bindet,
Das sich bei fremdem Feuer wärmt, zu fremdem Teller findet.

Aber wir Deutsche, im Nachahmen unerreichbar, stehen ihnen nicht mehr nach. Wo nur immer ein bemerkenswerthes Plätzchen, ein liebenswürdiges Erdwinkelchen sich

aufthut, fehlt es auch an deutschen „Touristen" nicht, die sich durch irgend etwas Originelles auszeichnen.

Ein solches Original befand sich auch an jener lieblichen Stätte, wo wir uns eben befinden. Es war eine Dame, die in Gesellschaft einer ältern Begleiterin angekommen war, um — wie man sagte — von ihren weiten Reisen hier auszuruhen, und eine Beschreibung derselben, in der stillen himmlischen Umgebung, zum Drucke vorzubereiten. Es war keine gutmüthige Landläuferin, wie etwa die geschwätzige alte Frau Ida Pfeifer, die blos aus Neugierde reiste; aber auch kein ganz gewöhnlicher Blaustrumpf anderer Art, wie ich deren genug kenne, und hier nicht erst zu nennen brauche.

Sie hatte sich der Poesie gleichwie der Politik mit der vollen Gluth eines stürmischen Gemüthes zugewendet, die durch nichts befriedigt werden konnte. Sie litt an dem fieberhaften Durst der Zeit nach Ruhm:

Denn wer sein Leben ohne Ruhm verzehret,
Deß Name stirbt und schwindet; wie im Wasser
Der Schaum; wie Rauch, der durch die Lüfte fähret.

Frau Julie von Barthel war frühe zur Wittwe geworden, und hatte ihrem Manne auf dem Sterbebette das Versprechen gegeben, sich nicht wieder zu verheirathen. Zur Entschädigung überließ sie sich einer Ungebundenheit, die an Tollheit gränzte. Sie hatte immer ein männliches Betragen gezeigt, jetzt war sie aber vollends burschikos geworden.

Sie gab ihren Verwandten den Abschied; sagte sich

los von den Salons; setzte sich über das Herkommen hinweg. Sie durchstrich im Galopp die Wälder und Auen, jagte, schoß nach der Scheibe, trug zuweilen Männerkleidung, rauchte — nicht blos Damencigarren — sondern Regalia.

Die Glossen, die das hervorrief, konnten nicht ausbleiben; allein man konnte ihr nichts weiter vorwerfen, als daß sie auf Kosten des Anstandes Aufsehen erregen wollte. Glaubten einige feine Nasen einer extravaganten Liebe auf der Spur zu sein; so lief es bei näherem Forschen immer nur darauf hinaus, daß es nichts als die Liebe zu Extravaganzen war.

Plötzlich schien eine innere Veränderung mit ihr vorzugehen. Das Aufsehen, das sie anfänglich erregte, hatte nachgelassen, und sie fing an sich zu ennuyiren. Sie ritt weniger aus, und statt mit der dicken Regalia konnte man sie nunmehr mit einer Papiercigarre im Fenster liegen sehen.

„Sie fängt an alt zu werden," sagten die bösen Zungen, und rechneten nach, wie alt sie gewesen, als Herr von Barthel sie zum Altar geführt, wie lange sie mit ihm gelebt, und wie lange er jetzt schon todt sei. Bei all diesen Positionen legten sie einige Messerspitzen Jahre zu, und brachten eine erkleckliche Summe zum Nachtheil der Wittwe heraus, die aber thatsächlich noch zu den jungen Wittwen zu zählen war.

Sie war groß und schön gebaut; ein wenig mager, kühn und ausdrucksvoll in den Zügen und Bewegungen, von der Sonne gebräunt, dabei mit den unschuldvollsten

Augen, die man sich denken kann. Hierzu ein Alt, aus dem etwas Gebieterisches erklang, der mit dem sanften Blicke im Widerspruche stand, allein eben dadurch den Eindruck seltsam hob und verstärkte.

Doch wurde sie von den Männern gemieden; die verheiratheten gingen ihr aus dem Wege, ihres häuslichen Friedens wegen; die freien, weil sie das Gelübde kannten, das sie vor ihrem sterbenden Gatten abgelegt hatte, sich nicht wieder zu binden. Was hätte man auch mit einem solchen Original als Gattin anfangen sollen?

Ihr selbst erschien es als das Interessanteste an sich selbst, daß sie Wittwe war. Hätte sie sich im Ernste verliebt, so wäre sie darum gekommen. Ihre Natur, welche die stolze Gier nach Ruhm und Aufsehen ganz erfüllte, trieb sie endlich fort aus der Heimath. Sie hatte wie ein Gebirgsbach ihre bisherige Wohnstätte umtobt, und sich ein tiefes Bette gegraben. Jetzt wollte sie es verlassen; neue Pfade suchen, an neuen Felsen und Gesteinen vorüberrauschen, und auch hier sich Wege bahnen, allen widerstrebenden Gewalten trotzen, sie besiegen, und durch diese Arbeit ihre Erbschaft, das Wittwenthum, sicher stellen.

Muth zum Wollen und Kraft zu rücksichtslosem Handeln, das war die Bedingung ihres Lebens.

Ihre Lust an Seltsamkeiten trieb sie dazu an, die Abreise von ihrem Wohnort mit einem räthselhaften Gespinnst zu umgeben, so daß Niemand um die Ursache und den Zweck wußte. Alles betrieb sie so geheimnißvoll, daß es einer Flucht gleich kam, und da sich Nie-

mand erklären konnte, weshalb sie fliehe, so tauchte die Meinung von einem Selbstmorde auf. Ein Lebenswandel, wie sie ihn zur Schau gelegt, müsse am Ende dahin führen, sagten die Weisesten in diesem Volke, ohne eigentlich zu wissen, was sie damit behaupten wollten.

Julie von Barthel hatte aber keine andere Absicht, als mit ihrer bisherigen Umgebung so für immer zu brechen, daß ihr keine Rückkehr möglich wäre, so lange noch ein einziger, von allen die sie kannte, am Leben sein würde. Sie wollte keinen davon jemals wiedersehen, und dafür neue Bekanntschaften in fremden Zonen, unter zahmen und wilden Menschen machen. Diesen Plan hatte sie glücklich ausgeführt. Jetzt war sie nun eben nach Europa zurückgekehrt, um ihre Erfahrungen und Abenteuer zu veröffentlichen.

Aber Julie von Barthel! das war nichts, um in dem Tempel des Ruhmes zu glänzen. Hätte sie Paalzow, Schopenhauer oder Birch-Pfeifer geheißen, so hätte sie auch diese Namen nicht unsterblich machen wollen. Nun aber gar Barthel, ein Name, der zu den trivialsten Witzen vom Volke gemißbraucht wird. Sie dachte zuerst daran, sich auf den Titelblättern ihrer noch zu schreibenden Werke „Julie" zu nennen. Aber das erschien ihr altmodisch; wir besitzen schon Sophien's Reise von Memmel nach Sachsen, Julien's Briefe und Rosalien's Nachlaß. Sie wollte auch nicht, daß das Titelblatt ihr Geschlecht verrathe, da ihre Bücher einen männlichen Geist athmen sollten. Der Welt etwas zu rathen aufzugeben, wie Georg Sand, Fernan Caballero,

Elpis Melena, erschien ihr reizend. Sie sann also auf eine ähnliche Travestie. Eine intime Bekanntschaft mit einem jungen Dichter in Rio de Janeiro, dessen Name diesseits des Oceans niemals erklungen war, half ihr aus der Verlegenheit. Ihr erstes Buch, das sie veröffentlichte „Ueber die Stellung der Frauen in der Gesellschaft zu Honolulu, im Verhältniß zu der Stellung ihrer Schwestern in der alten Welt," war mit dem Autornamen Junipero Serro gezeichnet, den sie ihrem brasilianischen Freunde entlehnt hatte. Das Buch machte Aufsehen, und man erging sich lange in Vermuthungen und Zweifel über den Verfasser, der ein Mann zu sein vorgab, und eine Frau zu sein schien, bis das Incognito sich endlich aufklärte, wie wir es stets erlebt haben.

Adalbert von Pflug freuete es mit ihr an demselben Orte sich zu befinden. Er hatte ihren Vergleich zwischen Honolulu und der alten Welt mit Interesse gelesen. Eine Stelle in der Vorrede war von ihm besonders gut geheißen worden.

„Ich war im höchsten Grade ungerecht," lautete diese Stelle, „als mich Haß und Verachtung gegen die gesammte Menschheit zu erfüllen anfing, da ich in der Umgebung, die mir angewiesen war, gleichsam einen Stall erblickte, der nur Thoren oder Schurken enthielt. Ich dachte mir die ganze Erde so bevölkert, und verwünschte mein Schicksal, daß ich allein im Stande sein sollte, dies klar einzusehen. In unsern Salons und reichen Judenhäusern findet man nicht die Lösung dieser Frage; wer lange in dieser unreinen, gemeinen Atmosphäre gelebt

hat, verloren in der Heerde niedriger, falscher, eigensüchtiger, ehrgeiziger und sich weise dünkender Creaturen, gelangt endlich dahin nicht mehr zu wissen, worin Tugend, Pflicht, Glück bestehen. Man muß sich herausreißen aus dieser erschlaffenden Betäubung, über Berge und Meere fliehen, zu jungen Menschen, die so eben erst ihrem Naturzustande entrungen, wie lebensmuthige Füllen mit weitgeöffneten Nüstern den frischen Athemzügen einer erwachenden Civilisation entgegenwiehern. Dieser Zustand erfüllt uns mit Staunen. Unbeirrt von allen falschen Lehren und abergläubischen Dogmen, die wie ein ungeheuerer Alp auf der europäischen Gesellschaft lasten, erhebt sich hier und offenbart sich die höchste Weisheit in einem Menschenfreund von wilder Abkunft, dessen Großvater noch Menschenfresser gewesen ist. Von den Höhen, die Honolulu amphitheatralisch umgeben, schaue ich mit freudigen Blicken auf die grünenden Thäler, in die ein ewiger Lenz seine Strahlenfülle ergießt, und rufe begeistert aus: Hier findest du deine Heimath, Menschenseele! hier athmest du deine Luft! und die kindische Sehnsucht nach einem andern, noch schönern Himmel verstummt hier von selbst.“ —

Adalbert glaubte schon Aehnliches gedacht und erfahren zu haben. Julie erschien ihm wie eine verwandte Natur. Er wünschte ihre nähere Bekanntschaft zu machen, aber ihre Lebensweise ließ es immer nicht weiter, als bis zu einer flüchtigen Begegnung kommen.

Er wußte, daß Julie von Barthel jeden Morgen in der Kühle ausritt. Sein Pferd stand ebenfalls gesattelt,

und als sie an seiner Wohnung vorüber war, stieg er auf und ritt ihr nach. Vor dem Orte schlug sie den Weg am Meere ein, von dem ein erquickender Wind herüber wehete, der sich mit dem Duft des Pinienhains vermischte, der zur Seite sich erstreckte. Ein Frühritt in solchem Element zum frischen Athmen, erweitert die Lungen und man fühlt sich zur Konversation aufgelegt. Was war natürlicher, als daß Graf Pflug in wenig Minuten die schmucke Reiterin erreicht hatte, nach freundlicher Begrüßung den Zufall pries, der ihn gerade auch diesen Weg habe einschlagen lassen, und um die Erlaubniß bat, sie begleiten zu dürfen.

Ein gleichgiltiges Gespräch hatte sich entsponnen: man unterhielt sich zuerst von den Pferden, auf denen man saß; dann von dem wunderschönen Hühnerhund, der neben dem Grafen lief; hierauf kam man auf Jagd zu sprechen; Abenteuer wurden mitgetheilt; Sie hatten in beiden Hemisphären welche erlebt; der Graf war entzückt, Julie sprach wie ein Mann.

Es gibt Verständnisse, welche wie ein Blitzstrahl zünden. Naturen ziehen sich an, und stoßen sich ab; dies Gesetz durchweht die ganze Schöpfung. Der Graf hatte in Julie ein Wesen erkannt, in welchem alles vereinigt war, was seine Sympathie erregen konnte. Was sie sprach, schmiegte sich an seine Sinne. Sie hatte sich, wie er, über die Erbärmlichkelt der Zeiterscheinungen erhoben. Sie war ein wahrhaft freies Weib in seinen Augen, keine revoltirte Sklavin, die, wie er sich sagte, nie Seelengröße besitzen kann, sondern blos cynisch ist. In ihrer vollstän-

digen Unabhängigkeit erschien ihm Julie als Ideal einer zweckmäßigen Ordnung, die sich auf das Gesetz des eigenen Willens gründet, und von diesem allein nur Berechtigung zu handeln empfängt. Das war ihm keine Emancipirte nach gewöhnlicher Bedeutung, wie er sie sonst wohl kennen gelernt hatte.

Der Morgenritt wurde ziemlich ausgedehnt; nach den einleitenden Gesprächen, war man bald auf andere Gegenstände gerathen. Julie war unerschöpflich in prikelnden Sarkasmen, wenn sie deutsche Kleinstädterei verhöhnte, die nach ihrem Ausspruch in der Gegenwart den Mittelpunkt all unsers politischen und socialen Lebens bildete.

Plötzlich unterbrach sie sich. Es fiel dem Grafen auf, und er fragte besorgt nach der Ursache.

„Wir sind zu lang unterwegs, und ich fühle das Bedürfniß ein kleines Frühstück zu nehmen. Hier ist eine Osterie; kehren wir ein. Sie leisten mir wohl Gesellschaft!“

Der Stalliero hielt die Pferde, man stieg ab, und setzte sich unter die offene Vorhalle, von zahlreichen Hühnern umgeackert, um ein Glas Wein zu trinken und eine Cigarre zu rauchen. Brod, Käse und Wurst bekamen die Bettler, wie es die schöne Sitte des Landes erheischt, die keinen Bettler abweist. Das Beisammensein unter dem gastlichen Dache gestaltete das Gespräch traulicher. Julie kannte keine grimassirende Zurückhaltung.

„Wenn zwei gute Kameraden bei Tabak und Wein sitzen,“ sagte sie, „wie wir Beide hier, so löst sich die

Zunge wunderbar. Ist unsere Bekanntschaft noch nicht alt, so sind unsere Herzen auch jünger, und das gleicht sich aus. Trotzdem was wir erlebten, haben wir uns Jugend bewahrt; und Jugend theilt sich gern mit. Das Alter ist geschwätzig, und hört sich selbst gern reden; wann die Jugend aber von sich spricht, so will sie nur ihre Erfahrung bereichern. Was hat man nicht Alles erlebt! oder vielmehr: was erlebt man nicht, wenn man nur erleben will! Abenteuer, Gefahren, Gemüthserschütterungen, in dieser kurzen Spanne Zeit, auf dieser winzigen Strömung, die ein Menschendasein bildet."

„Es gehört Genie dazu," erwiderte der Graf. „Der Spießbürger überläßt sich ruhig der Strömung und kommt gemächlicher an's Ziel."

„Und behält einen ruhigen Schlaf und den besten Appetit dabei," sagte Julie. „Das Genie, wie Sie sagen, raubt Beides, und treibt an, Ersatz dafür zu suchen. Wo ist das Glück zu finden? wer ist wahrhaft glücklich? Das Herz ist weit geöffnet, das Glück will nicht seinen Einzug halten. Was man uns darüber vorpredigt und lehrt, es ist alles Lüge. Die frommen Verheißungen werden nie erfüllt. Welche Achtung gebührte aber wohl dem, der sein Wort nicht hält? Als ich das einzusehen anfing, und es geschah noch früh genug, warf ich alle Meinungen der Andern, alle eingesogenen Ammenmährchen über Bord, und wurde mein eigener Herr. Ich wählte mir einen Standpunkt, der mich die Thorheit der europäischen Welt überblicken ließ. Ich mußte sie hassen,

und ich gab diesem Haß Ausdruck in meinen Schriften, um die Menschen zu bessern."

„Ein schöner Gedanke!" rief der Graf. „Was wäre edler als für die Freiheit zu kämpfen? Und die Menschen bessern, ist ja nichts anderes, als sie frei werden lassen. So hat jeder Märtyrer die Freiheit mit seinem Blute besiegelt, und den Menschen gezeigt, daß man den Tod dem Sklaventhum vorziehen solle."

„Es ist dasselbe, nur die vorgeschrittene Zeit stellt andere Bedingungen. Es sind die gleichen Episoden eines Dramas, das nun schon Jahrtausende fort spielt. Wird der moderne Märtyrer auch nicht mehr gekreuzigt, geschunden, in Oel gesotten, oder den wilden Thieren vorgeworfen, so ist er doch den Nadelstichen und Bienenstacheln der Bosheit ausgesetzt, die schmerzhaft verwunden, und am Ende uns auch verbluten lassen. Aber im Grunde ist auch das sich gleich. Woran die Märtyrer starben und noch heute sterben, sind nur der Liebe Schmerzen und die dadurch verursachten tödtlichen Qualen. Ich gab erst kürzlich, als ich in Rom war, einem jungen Maler auf, einen heiligen Sebastian mir zu malen. Sie hätten sehen sollen, wie er seine Künstlermähne schüttelte und wie jedes Haar in seinem Barte sich emporsträubte. Er, der nichts als tanzende Nymphen malte, kleine nackte Kinder, die sich mit spielenden Katzen im blumigen Grase wälzen, und wenn's hoch kam, irgend ein irdisch sinnliches Weib mit offener Brust und einem derben Bambino auf dem Schooß in reizender Beleuchtung; von dem verlangte man einen Heiligen pur sang, in Contorsionen, an einen Baum

gebunden, der mit der von meinem Maler bisher geübten Kunst höchstens durch das Nackte in einigem Zusammenhang stand. Nachdem ich mich an der dadurch hervorgerufenen Situation lange genug ergötzt hatte — es war dies schon an und für sich ein kostbares Genrebild — beruhigte ich meinen hoffnungsvollen Giulio Romano. Es sind nicht die Pfeile der Tyrannenknechte, sagte ich, sondern der glühenden Liebe Schmerzen, welche der Künstler sinnvoll in moderner Weise allegorisiren soll. Malen Sie ihn, nackt, schön wie Apoll, umgeben von zierlichen Engelfiguren, die wie Amoretten auf Rosenwölkchen, ihre Pfeile auf ihn abdrücken, die er mit von Entzücken verklärter Miene empfängt. Er war außer sich vor Freude, und lobte mich über meine zeitgemäße Auffassung des Mittelalters. Er malte schnell; ich zahlte ihm einen ordentlichen Preis; das Bild ist jetzt eine Zierde meiner Villa in Nizza, in die, wie sich von selbst versteht, Niemand Einlaß findet, der noch von dem Wahn befangen ist, daß eine alte Form, wenn sie zum schnöden Mißbrauch geworden, nicht abgeschafft oder umgestaltet werden dürfe, wie es Zeit und Geschmack verlangen."

Graf Pflug's Ueberraschung steigerte sich bei jeder neuen Wendung, die das Gespräch nahm. Es war ihm, als ob ein weiblicher Charakter wie dieser, ihm gewisse Incrustationen abschleifen könne, die den Kern seines Wesens noch hinderten, sich im vollen Glanze zu zeigen. Jeder hatte ein paar Cigarren geraucht, die Flasche war geleert und die Pferde wurden bestiegen. Die Unterhaltung bewegte sich fort in den freiesten Geleisen.

„Wäre ich ein Fürst," sagte Julie, „so würde ich die Künstler nur mit Aufgaben und Bestellungen versehen, welche den Zug der Menschheit nach dem Fortschritt versinnlichen müßten, ohne jemals durch die Hindernisse, die sich in den Weg stellen, den naturgemäßen Drang dahin ersticken zu können. Der Durst nach Licht und Wahrheit ist unersättlich, bis man Beides gefunden hat."

„Und was halten Sie von der christlichen Wahrheit?" fragte der Graf.

„Die Wahrheit des Christen?" erwiderte sie lächelnd. „Das ist eine Gewissensfrage. Was sehen Sie, wenn Sie dicke Schleier vor den Augen haben? das Ganze ist wie eine lange Kette von Sinnestäuschungen. Es kommt dabei ganz auf den Standpunkt an. Wo ich einen Graben erblicke, sieht der gläubige Christ eine sichere Brücke; wo ich mich an Blumen erfreue, schreckt er vor der feuerspeienden Hölle zurück. Immerhin liebt auch der Gläubige die Wahrheit; aber er sucht nicht weiter danach, weil er sie schon gefunden zu haben glaubt. Darum ist es Pflicht eines Jeden, der Beruf dazu in sich fühlt, ihn zu belehren. Den Samen auszustreuen, auf daß er Früchte trage! wie die salbungsvollen Phrasen lauten."

Es fielen einige große Tropfen. Julie spornte ihr Pferd, das mit ihr davon raste.

„Das wird Ernst, rief sie lachend dem Grafen zu.

„Es wird Lanzen und Hellebarden regnen, wie man in Frankreich sagt," rief er zurück. „Der Morgenkühle

wegen zog ich einen Paletot an, den ich Ihnen jetzt offerire. Ihre leichten Stoffe bieten dem Regen auch nicht den mindesten Widerstand."

Er hatte den Paletot ausgezogen und mit den Worten:

„Nur schnell! ich bitte Sie!"

half er Ihr ihn anziehen. Sie ließ es unter lautem Lachen geschehen und dann sprengten sie nach der Stadt zurück. —

Nachdem der Graf, der ganz durchnäßt war, sich umgekleidet hatte, ging er zu seiner Gemahlin, und erzählte ihr mit aller Offenherzigkeit, was sich zugetragen hatte. Die Schilderung, die er dabei von dem eminenten Geiste der Frau von Barthel entwarf, ließen es errathen, daß er auch für ihre andern Vorzüge nicht unempfindlich sei. Es war als ob ihn eine Begeisterung erfaßt habe, die ihm sonst nicht eigen war. Clara, in ihrer Unbefangenheit, hatte ihr Ergötzen daran. Schon lange war er ihr nicht so freudig erregt erschienen; sein offenes Wesen verleitete auch sie zu heitern Neckereien, deren Wirkung auf ihren Gatten sie aber nicht zu berechnen verstand. Sie ließ sich scherzend auf die blendende Anziehungskraft der Frau von Barthel ein; verlangte eine Aufzählung ihrer besondern Schönheiten; eine Wiederholung ihrer geistreichen Einfälle u. s. w. Aber damit rief Clara, ohne es zu wollen, eine unbeschreibliche Verwirrung in dem sonst so gewandten Grafen hervor. Er saß da, steif wie eine Bildsäule, und stotterte, daß er sich im Augenblicke auf das nicht mehr besinne; er mache ihr

den Vorschlag, die persönliche Bekanntschaft der interessanten Frau zu suchen, deren reine Verstandesglut nur günstig auf eine spröde Zurückhaltung wirken könne.

Clara wollte seine Verlegenheit nicht steigern, da seine letzten Worte Gereiztheit verriethen. Sonst hätte Pflug mit einem Scherze oder Witze sich Luft gemacht; diesmal war es ihm unmöglich. Als seine Gattin ihr mildes Auge, liebevoll wie stets auf ihn richtete, kam ihm der Blick so durchdringend vor, daß er ihn kaum zu ertragen vermochte.

„Willst Du es, Adalbert," sagte sie sanft, „daß ich mit Frau von Barthel umgehe, damit wir sie öfter sehen können, so werde ich Dir folgen. Ist sie so, wie sie Dir, nach kurzer Bekanntschaft erscheint, so will ich ihr all meine Theilnahme schenken. Sei versichert, daß ich bemüht sein werde, durch mein Benehmen, Deinem Range und Deiner Wahl Ehre zu machen. Es ist ja meine einzige Aufgabe, Dir in Allem, im Großen wie Kleinen, mit stillem Gehorsam Folge zu leisten."

Nachdem sie diese rührenden Worte, in denen sich die, sie allein beherrschenden Empfindungen abspiegelten, gesprochen hatte, verließ sie das Zimmer. Es berührte den Grafen; aber es war ihm nicht möglich seine Gattin zu bewundern; sie erregte seinen Unmuth. Was jetzt nur noch wie ein kosendes Lüftchen Pflug's Sinnen sich kund gab, konnte in einen Wirbelwind sich verwandeln, der Bande für die Ewigkeit zerreißt.

„Dahin soll's und wird's nicht kommen," spricht der, auf seine Kraft vertrauende Mensch. Allein eine solche

Wenigkeit, wie der auf sich selbst gestellte Wille, kann ohne höhern Beistand, des „Schicksals Rad“, wie es die Heiden nennen, nicht um eines Haares Breite aus dem Geleise leiten. Wer es unternahm, wurde noch immer schrecklich aus seinem Wahne aufgerüttelt.

* * *

Der Paletot war mit Dank zurückgesandt worden, und der Graf hielt es für seine Schuldigkeit, sich nach dem Befinden der Dame zu erkundigen. Sie befand sich vortrefflich. Wer unter tropischem Regen viele Tage lang zu Pferde gereist, dem vermag ein europäisches Staubbad von einigen Minuten nicht zu schaden. Sie öffnete ein Cigarrenkistchen, dann ein anderes.

„Wenn diese dicke Regalia Ihnen zu stark sein sollte,“ sagte sie, „so sind diese Londres zu empfehlen.“

Und damit zündete sie eine Regalia an, und reichte ihm die Lunte hin.

„Wir leben nicht mehr in den Zeiten, der nach Ambra und Moschus duftenden Zierpuppen. Eine Löwin des Tages darf den Tabak und den Stall nicht verläugnen. Man muß den Ideen der Zeit folgen. Will die Frau ihren Beruf erfüllen, so darf sie hinter den Männern nicht zurückbleiben. Wir wollen keine Huldigungen mehr; wir wollen Anerkennung. Auch die Frau darf nach persönlichem Ruhm streben; sie begnügt sich nicht dabei, von dem Namen ihres Gatten mit bestrahlt zu werden. Das ist die Errungenschaft unseres Jahrhunderts; eine Noth-

wendigkeit für Alle. Wäre es anders, so würde die Blasirtheit noch schrecklichere Eroberungen machen. Das ist die Seuche der Zeit, die man zu überwinden hat."

„Apropos!" sagte sie mit einer überraschenden Wendung. „Ich höre von meiner Begleiterin, die sich um alles bekümmert, daß Sie ein glücklicher Gatte sind. Sie verzeihen mir, daß ich in meiner totalen Abgeschiedenheit, es erst durch sie erfahren habe."

Nachdem Pflug es bejaht hatte, fuhr sie fort:

„Auch ich kenne den Ehestand durch Autopsie, wie wir Touristen sagen. Ich war noch sehr jung, erfüllt von Poesie, dichtete zusammen, was sich nur reimen lassen wollte. Alles ward mir zu einem Gedichte. Als mir einmal mein Sonnenschirm in's Wasser gefallen war, machte ich wohl hundert Verse darauf, die eben so wässerig waren, wie ihr Gegenstand. Ich besang die Heimath, die Reben, den klaren Himmel, die Liebe — den Geliebten, den ich noch nicht einmal hatte. Endlich wurde mir einer zugetheilt; meine Eltern führten ihn mir vor, und ich — ein junges Ding, fast noch Kind — empfing ihn aus ihren Händen, wie eine Christbescheerung. Allein mir erging es auch wie einem Kinde mit seinem Spielzeug. Nur mit dem Unterschied, daß ich es nicht wegwerfen konnte, und nach einem andern greifen. Dacht' ich früher ein Herrscher, ein Gott zu sein, der seine eigene Welt gestaltet, so war ich jetzt von solcher Höhe herabgestürzt. Ich konnte nur noch davon träumen in selbstquälerischen Gedanken. Ich kannte mich selbst nicht mehr. Ich Aermste sollte mich zur schnöden Dienstbar-

keit herunterstimmen, ich mußte das Geklatsche alter Muhmen anhören, die Launen meines Mannes ertragen, der älter war als ich, und meiner Jugend nichts nachsehen wollte. Ich schleppte die Ketten dieses Erdenplunders hinter mir her; die Last hätte mich erdrückt, wenn sie länger auf meinen zarten Schultern gewuchtet. Aber mein Gatte erkrankte und starb. Ich war mit einem Male wieder frei, unabhängig, reich. Ich konnte mich bewegen, wohin ich wollte. Durch Städte und Dörfer, über Berge und Meere. Mein war die weite Welt, statt der Ruhe eines Kirchhofs unter Todten — lebte ich ein volles Leben unter Lebendigen. Da erkannte ich erst, wie ungerecht es sei, die Ehe als eine Nothwendigkeit zu betrachten; wie die innere Sittlichkeit sich dagegen auflehne, sie für geheiligt zu halten. Die innere Sittlichkeit beruht auf der allein berechtigten Liebe, welche zwei Herzen in der Freiheit zu einander führt und mit einander verbindet. Nur die frei erwählte, freigeschlossene Verbindung gleich berechtigter Menschen, erhebt sich zu idealer Schönheit."

Graf Pflug stimmte zum Theil dieser Ansicht bei. Auch ihn hatte sie bei der Wahl seiner Gattin einst geleitet.

„Ich freue mich," fuhr sie fort, „daß Sie mir beistimmen. So werden Sie mir denn auch wohl einräumen, daß das Weib wie der Mann auf gleicher Linie stehen. Soll es dem Manne unverwehrt sein, so viel Frauen er will, schön zu finden und ihnen seine Liebe zu erklären; warum sollte es die Frau nicht dürfen, und

thut sie es, warum es ihr als schmachvolles Brandmal aufdrücken? Man hat viel von der Emancipation des Fleisches gesagt und geschrieben; man hat darüber den Stab brechen wollen. Aber was ist's denn anders wohl, als in der Frau die Mitschöpferin, und das Werkzeug anzuerkennen, dessen sich die Natur bedient, wie es — aller Ethik und Religion zum Trotz — ein für allemal in der Naturgeschichte und ihrer Wissenschaft begründet ist. Diese Materie ist zu reich, um sie während eines Morgengesprächs zu erschöpfen. Was ich sprach ist unzusammenhängend, flüchtig, gut genug im Rauche der Cigarren zu verfliegen. Mein neues Buch wird das Thema gründlich behandeln.

Der Graf hatte ihr aufmerksam zugehört; das Feuer, das die Schönheit ihrer Züge belebte; die ungekünstelte Nachlässigkeit, welche ihre Haltung umfloß, und ihm wie Anmuth erschien; der reizende Mund, aus dem die Suade, gleich einer Perlenschnur hervorquoll; dazu ihr Blick, welcher die muthige Rede, mit der ihm eigenthümlichen, sittsam schüchternen Ruhe beleuchtete, und weiblich unter den langen Wimpern, sich auf ihn richtete; dies Alles hatte ihn so mächtig erfaßt, daß er nicht bemerkte, es sei Zeit sich zu empfehlen. Obgleich sie nicht weiter sprach, nahm er diesen Wink nicht wahr und blieb. Mechanisch griff er nach dem Hündchen, das neben seiner Herrin eingeschlafen war, um es zu streicheln.

Im besten Schlummer erweckt, fuhr es auf, und biß den Grafen in den Finger. Es war nichts; allein er preßte so lang, bis er einen Tropfen Blut hervorgelockt

hatte. Das Intermezzo kam ihm erwünscht, weil das vorige Gespräch dadurch eine Unterbrechung erhielt.

Julie erblaßte vor Zorn und stieß mit dem Fuße nach ihrem Liebling, der sich heulend verkroch. Vergebens suchte Pflug zu vermitteln; sie blieb unerbittlich.

„Ich kann das Thier nicht mehr vor Augen sehen," rief sie. „Noch heute schenke ich es weg. Es kommt mir jetzt abscheulich vor, so sehr es früher auch mein Liebling war."

„So bestrafen Sie also ihre Lieblinge um eines geringen Verbrechens wegen?"

„Und wenn ich Sie nun um Ihre Meinung von Verbrechen und Strafe befragte? Antworten Sie mir: was würden Sie zum Beispiel thun, hätte ihr Lieblingshund mich in den Finger gebissen?"

„Ich würde ihn auf der Stelle erschießen."

„Sie sehen, daß ich nicht so grausam bin. Ich will ihn nur aus meiner Gegenwart verbannen."

„Und das nennen Sie weniger grausam? Ich schwöre Ihnen, daß das Loos meines Hundes, der Strafe des Ihrigen weit vorzuziehen wäre."

Julie erröthete leicht und sagte lächelnd:

„Finden Sie das? Nein, ich kann wirklich nicht so hart sein —"

Das Hündchen war zu ihr gekrochen und winselte gar beweglich. Sie hob es auf, legte die schöne Wange ihm auf den Kopf; es streckte sein rosenrothes Züngchen hervor und sie erwiderte seinen Kuß.

Der Graf wollte das zierliche Thier nun auch liebkosen; allein es sah in ihm einen Feind, und konnte es

ihm nicht vergessen, daß er schuld an seiner kurzen Ungnade gewesen war. Es fuhr auf ihn zu, und würde ihn wahrscheinlich noch derber gebissen haben, hätte nicht Julie seine Hand mit der ihrigen geschützt. Dabei wurde sie jetzt verletzt, und des boshaften Hundes Schicksal war nun schnell entschieden. Sie klingelte dem Bedienten und befahl den häßlichen Hund auf der Stelle wegzuschenken oder zu ersäufen.

Hierauf ward die Wunde besehen. Pflug bestand darauf, als die Ursache derselben, sie auch allein zu bähen und zu verbinden. Er stellte sich aber so ungeschickt dazu an, daß der Verband wohl unzähligemal los- und zugemacht werden mußte. Julie sah lächelnd seiner Aengstlichkeit und Unbehilflichkeit zu, und mußte mit der andern Hand ihm zu Hilfe kommen. Endlich konnte sie sich nicht mehr halten, und sank mit lautem Lachen auf den Divan zurück, indem sie ihn bat, sich die Stirne zu trocknen, und ihm für seine wundärztliche Hilfe ihren heitersten Dank aussprach.

Pflug war so erregt, daß er alle Mühe hatte, seine Gesichtszüge in's Gleichgewicht zu bringen, ehe er zu Clara heimkehrte.

Schon am andern Tag war er wieder bei Julie. Er mußte ja dem kranken Finger einen Besuch abstatten. Sie nahm ihn freundlich an, und er wiederholte die täglichen Besuche auch dann noch, als an dem Finger kein leicht geröthetes Fleckchen mehr die unbedeutende Verletzung verrieth. Das Gespräch lenkte Julie stets auf denselben Gegenstand. Sie zeigte sich dabei so gewandt,

daß es ganz unabsichtlich erschien. Sah sie zum Beispiel aus ihrem Fenster einen dicken Herrn, im Garten des Nachbarhauses, rauchend am Tische sitzen, die Mutter strickend, die Kinder lesend oder stickend; so erging sie sich in einem Erguß über das Familienleben, das ihr einen unsäglichen Abscheu einflößte. So fortzuleben einen Tag wie den andern; zu essen und zu verdauen; acht Stunden zu schlafen, um dann wieder neugestärkt die alte Melodie von neuem abzududeln, und dafür Gott zu preisen und zu danken, und nur zu wünschen, daß recht bald die Kinder wieder Junge bekämen, damit in zehn Jahren ihrer mehr zusammen essen, verdauen und acht Stunden schlafen können! So sah sie das an, was man von den bornirten Menschen Familienglück tituliren hört, die damit die vage Idee verbinden, auf der Welt zu sein, und das Leben zu genießen.

Der Graf wagte bescheidene Gegenbemerkungen. Auch ihm, sagte er, fehle es durchaus am rechten Sinn für das, was sie treffend geschildert habe; allein man könne doch nicht umhin, einem so gemüthlichen Stillleben auch eine poetische Seite zuzugestehen. Eine Seite, die sich sogar der dichterischen Darstellung herleiht, und mit künstlerischem Sinn behandelt, nicht werthlos ist und ihrer Wirkung nicht ermangelt. Er wagte zu behaupten, daß dieses stille Glück ihm stets vorgeschwebt sei, und seine Sehnsucht um so stärker erregte, als es für ihn in den ihm angewiesenen Lebenskreisen niemals zu erreichen gewesen war.

Julie versicherte, daß sie eine solche Sehnsucht in

ihrem ganzen Leben nicht gekannt habe. Als Kind schon war es ihr schrecklich, wann man ihr für bewiesenen Fleiß und Artigkeit, Abends ein Spiel mit ihren Geschwistern und Vettern und Basen, zur Erholung gestattete, das immer auf dieselbe Glückseligkeit hinauslief.

Sie gab ihrer Empörung gegen das Familienleben den schärfsten Ausdruck, weil es dem Einzelnen nicht die Freiheit gestattete, glücklich oder unglücklich zu sein, nach seinem eigenen Willen, und ihn zur Lüge zwinge, um nur mit den andern im Hause in Frieden zu leben.

Edeln Seelen, die dieses lesen werden, muß ich hier den Wahn benehmen, als sei Julie von Barthel, eine Erfindung, die des bloßen Kontrastes wegen, in dieser Geschichte ihren Platz gefunden hat. Es ist eine mit wahrhafter Treue nach dem Leben ausgeführte Schilderung. —

Wie Pflug sich der neuen Bekanntschaft gegenüber verhielt? Man könnte es passiv nennen, wenn sich seine Sinne uicht in beständiger Steigerung erhitzt haben würden, und eine verhängnißvolle Leidenschaft sich nicht immer stärker seiner bemächtigt hätte.

So verstrichen Wochen — Monate.

Als der Graf einst wieder zu Julie kam, fand er sie trüb, den Kopf auf die Hand gestützt. Ein halber Blick wurde zu ihm aufgeschlagen, dann senkte sie schnell das Auge, und schien zu erwarten, daß er sich an ihre Seite setzte.

Sie sagte ihm, daß sie eine schlechte Nacht gehabt habe. Ihr Kopf sei verwirrt, und sie sei diesen Morgen in einer fast weinerlichen Stimmung, was ihr nur sehr

selten begegne. Es sei doch sonderbar mit den Menschen, fügte sie hinzu. Während er ihr so große Theilnahme zeige, und vorgebe, daß ein starker sympathischer Zug zwischen ihren Herzen bestehe, habe er doch nicht eine entfernte Ahnung von ihrer Mißlaune gespürt, und sich daheim in unbesorgter Gemüthlichkeit seines stillen heitern Familienglücks erfreuen können.

Dann erhob sie sich aus ihrer trübseligen Haltung und sprach mit Nachdruck:

„Halten Sie es für möglich, Graf, daß nur Sie die Ursache meiner Verstimmung sind?"

„Möglich? in Wahrheit, das weiß ich nicht," sagte er betroffen; „hätte ich Ihnen jemals von der bewältigenden Allmacht, die Sie auf meine Gefühle ausüben, gesprochen, so würde ich es für möglich halten. Sie könnten mich bedauern, da die Fessel, die mich bindet, mich zur Verzweiflung treibt. Weil ich aber bisher stark genug war, von meiner Leidenschaft zu schweigen, so ist mir Ihre Frage unbegreiflich."

„Und doch ist es so!" sagte sie sehr ernst.

Er sprang auf. — Sie mochte glauben, er würde ihr auf den Knieen in bester Form eine Liebeserklärung machen. Das wäre ihr unerträglich gewesen; sie kam ihm daher zuvor, indem sie seine Hand ergriff und zu ihm sagte:

„Nicht so ungestüm, lieber Freund! wäre mein Ahnungsvermögen Ihrem offenen Geständniß auch wirklich zuvorgekommen, und hegte ich dieselben Gefühle für Sie, würde

mir nicht die Klugheit gebieten, daß ich uns Beide von dieser verzehrenden Krankheit zu heilen suchte?"

„Nein, angebetete Julie," rief er feurig aus, „was in mir brennt, ist kein krankhafter Wahn, der durch klug berechnende Rücksicht geheilt werden könnte."

„Ich sehe weiter als Sie," sagte Julie. „Ich überblicke die ganze Unsicherheit unserer Lage mit vollster Ruhe. Aber ich bin nicht böse von Natur. Sie sind, wie ich als gewiß annehme, von einer andern geliebt, und ich habe nicht Muth genug, diese andere unglücklich zu machen."

„Was nennen Sie unglücklich?" fragte Pflug, mit einem Tone kalter Ironie. „Die Gräfin Clara von Pflug wird als solche stets glücklich bleiben, selbst wenn unsere niemals ganz zusammenstimmenden Herzen, sich noch weiter von einander entfernen sollten."

„Ich glaube es," erwiederte Julie. „Die wahre Liebe ist überhaupt selten; und auch selbst die wahre Liebe macht eine Verbindung auf Zeitlebens nicht zur glücklichen. Nur das sanfte und holde Band, einer auf die innigste Achtung gegründeten Freundschaft hat manchmal länger als zehn Jahre gedauert."

„Sie eröffnen mir eine schreckliche Aussicht. Auch ein Herz, wie das Ihrige, wäre einer ewigen Liebe nicht fähig?"

„Was dauert ewig an dem Menschen?" rief sie, indem sie ihre Augen weit aufriß, und den schönen Mund recht häßlich zu spöttischem Lächeln verzog. „Unser Leben — bah! — wie bald ist es dahin! Und was darüber

hinaus liegt? Wer denkt daran? Ich sprach von keiner Ewigkeit, wie man sie gewöhnlich versteht. Sie sind nicht unerfahren, Graf, ich merkte es bei ihrer Aeußerung, die mich überraschen sollte. Bei mir bedarf es jedoch keines solchen Kunstgriffs. Ich habe nicht wie Sie, am Hofe gelebt, aber ich studirte dafür das menschliche Herz in allen Lagen des Lebens. Ich glaube Sie zu kennen, und gestehe Ihnen, daß ich eine leidenschaftliche Freundschaft für Sie fühle. Giebt es noch etwas, das der Liebe, die Sie wünschen, näher läge, so suchen Sie es zu verdienen."

Der kalte, feste Ton, mit dem sie die Worte sprach, hatte den lebenserfahrenen Grafen Adalbert von Pflug etwas verlegen gemacht. Er brachte nichts als die einfältige Frage heraus:

„Und wie, Julie?"

„Dadurch, daß Sie es wollen," rief sie plötzlich durch die Frage erheitert, „und ferner noch dadurch, daß Sie von mir keine weitern Erklärungen fordern, als ich Ihnen jetzt zu machen für gut fand."

Hier unterbrach sie die eben angesponnene Auseinandersetzung, indem sie ihm eröffnete, daß sie dem Drange nicht länger widerstehen könne, den von ihr hochverehrten Volkshelden, der das Banner des Lichtes überall vorantrug, und allen Pfaffen den Tod und den Kirchen den Untergang geschworen habe, um die Menschheit zu befreien und allen Nationen zu ihrem Rechte zu verhelfen, in seiner Einsamkeit zu besuchen. Nach Caprera zog sie mehr als „leidenschaftliche Freundschaft"; es war

die leidenschaftlichste Bewunderung, und zugleich der Trieb das Ziegeneiland mit seinem Hirten im wohlgetroffenen Bilde dereinst der Lesewelt vorzuführen.

Pflug hatte zwar die Höhe noch nicht erreicht, von welcher die historische Gestalt Garibaldi's in den Strahlen maaßloser Bewunderung sich erblicken läßt; aber dennoch würde er die kurze Fahrt von der Küste zur Insel in ihrer Gesellschaft gemacht haben. Dazu fehlte ihm jedoch der Muth. Er blieb allein zurück am Gestade

Am uferlosen Meer,
Wo alles öd' und leer;
Die Lieb' war fortgeflogen,
Hin über Fluth und Wogen!

Sie hatte ihm versprochen, bald wiederzukehren, und ihm das Wort abgenommen, nicht früher fortzureisen. Pflug mußte daran denken, daß solche Trennungen manchmal gewählt werden, um später fester zu ketten. —

Als Julie abgereist war, ward Pflug noch seltener in den Zimmern seiner Gattin gesehen, die zwar von der angesponnenen Intrigue nichts wußte, allein dennoch durch einen leisen Argwohn beunruhigt wurde. Seit der ersten ungestümen Schilderung, hatte er Julia's nicht mehr erwähnt; auch die Aufforderung ihre Bekanntschaft zu machen, war nicht mehr von ihm wiederholt worden. Clara's reine, vertrauenvolle Seele, empfand die unerklärliche Wirkung eines unbestimmten Schmerzes. Eine Frau, die Ruhe und Fassung besitzt, trügt sich nur selten in ihren Vermuthungen. —

5.

Das scandalöse Aufsehen, welches das Duell und das darauf folgende blutige Geheimniß in dem Keller der abgelegenen Zehentscheuer, erregt hatten, war bereits lange aus der Tagesunterhaltung geschwunden. Der Strom der Begebenheiten schwemmte neuen, die unmittelbaren Interessen berührenden Stoff heran, in dessen Ausbeutung sich die Träger der öffentlichen Meinung theilten, um ihr den nöthigen Bedarf zur Konsumirung in gehörigen Portionen zuzuführen. Oscar genas, wenn auch langsam von der im Duell erhaltenen Wunde; sein Gegner, Müller, hatte sich geflüchtet; die beiden Verdächtigen, welche man mit dem aufgefundenen Leichnam in Verbindung brachte, waren spurlos verschwunden, obgleich die ausführlichsten Steckbriefe sie verfolgten. Das Zeugenverhör, welches mit der Zimmer-Vermietherin und ihrer blödsinnigen Schwester, mit dem Vicomte de la Chataigne, mit Hirschler und noch andern, vorgenommen worden war, hatte kein Licht in das eigentliche grauenhafte Dunkel der Geschichte bringen können, die mit dem Spiel bei der Sängerin und dem Duell in keinem weitern Zusammenhange zu stehen schien. Der Richter mußte deshalb für jetzt den Prozeß vertagen und es der Zeit überlassen, die Schuldigen, der sie erwartenden Strafe entgegen zu führen.

Agnes hatte sich auch wieder erholt. Während ihrer Krankheit waren einzelne unzweideutige Beweise der Theilnahme für die Unglückliche kund gegeben worden. Man wollte Nachsicht mit ihrer Jugend haben, und urtheilte milder über ihren Leichtsinn. Der verwöhnte Liebling sollte wieder in seine Rechte eingesetzt werden, und man konnte täglich Aufforderungen lesen, die sämmtlich auf die Frage hinausliefen: wann es der Hoftheater-Verwaltung gefallen werde, endlich wieder einmal den lang entbehrten Genuß zu verwirklichen, und die liebliche Agnesi auftreten zu lassen? Unterschrieben waren solche Reclamationen: „von mehreren Kunstfreunden", oder „von vielen Abonnenten", oder „von unparteiischen Förderern einer höhern Geschmacksrichtung" und dergleichen mehr.

Das verhallte nicht an tauben Ohren. Agnes erhielt die Einladung, sich zu einer Besprechung über ihr Wiederauftreten bei dem Intendanten einzufinden. Sie erschrak zuerst als sie die Botschaft erhielt; bald aber war es ihr klar geworden, was sie zu thun hatte. Mit dem Gedanken an eine Stelle, die sie in einer Oper gesungen, stand auch ihr Entschluß fest. Als die Aeugelein ihr die Mantille umhing, und ihr Muth zusprach, ließ das Mädchen die volle Bravour seiner Stimme los, und sang mit erschütternder Kraft das bekannte Recitativ aus der Oper „Angiolina" von dem Kapellmeister des Hoftheaters:

„Wer nicht den Muth besitzt,
Die eitle Selbstsucht unter's Joch
Der Pflicht zu zwingen: ist nur eine Memme!"

Unter „nicht enden wollendem" Beifall, wie es in dem Recensentenidiom heißt, war sie stets drei bis viermal nach dieser Stelle herausgerufen worden, und die Aeugelein konnte es nicht unterdrücken, ihr zu sagen, wie sie es für ein gutes Omen halte, daß diese Worte ihr gerade jetzt einfielen. Sie prophezeihete ihr erneuerte Triumphe und die vollständigste Besiegung ihrer Widersacher, wenn sie nehmlich deren haben sollte. Obgleich die treubesorgte Frau dies mit zuversichtlichem Tone sagte, so war sie dennoch von einer ängstlichen Vorahnung erfüllt. Sie, die viel herumkam, und alle Meinungen zusammenstellen und gegeneinander abwägen konnte, wußte wohl, daß eine starke Verstimmung gegen ihre geliebte Pflegebefohlene in gewissen Kreisen vorherrschend sei, die — bei irgend welcher Veranlassung — losbrechen dürfte. Sie erwog schlau, was Agnes riskire; was sie selbst zu verlieren habe. Leistete das Mädchen der Aufforderung des Intendanten keine Folge; dann verlor sie die Anstellung und sie mußte eine neue anderswo suchen; aber auch die Aeugelein büßte dann die gute Einnahme ein, die sie von der Künstlerin bezog. Es war daher gerathen, den Schritt zu wagen, das Schicksal muthig herauszufordern und standhaft zu bezwingen. Es schien ihr wahrscheinlich, daß auch die Intendanz dasselbe wünsche. Sie begleitete daher ihre liebe Agnes mit den heißesten Wünschen bis zur Hausthür, wo ein Wagen harrte, der sie zum Bureau des Intendanten führte.

Als der Wagen vor dem Theatergebäude hielt, standen einige Gruppen von Schauspielern auf dem Platze,

da es kurz vor einer anberaumten Schauspielprobe war. Der Theaterwagen, der die Damen in die Probe bringt, hätte nicht die kleinste Aufmerksamkeit erregt; der Wagen aus dem ersten Gasthofe, den die Aeugelein bestellt hatte, machte aber die vor dem Hause Harrenden neugierig; sie wandten die Köpfe, vermeinend eine fremde Künstlerin sei angekommen. Wie sie Agnes aussteigen sahen, veränderte sich plötzlich ihre Haltung in auffallendster Weise, die an Ausdruck zunahm, je näher ihnen die Kollegin kam. Die ersten Damen, an denen sie vorüberging, machten es ihr unmöglich sie zu grüßen, indem sie sich von ihr abwendeten, und zwar mit einem so anmuthigen Ruck der Schulter und zierlichem Wurf des Kopfes in den Nacken, ihr den Rücken dreheten, daß es für einen, der so etwas nie gesehen, nicht genügend versinnlicht werden kann. Dann standen junge Herren beisammen, darunter ein paar Offiziere; diese glotzten auf Agnes hin, kniffen das Glas in's Auge; einer pfiff seinem Hund, der zu bellen anfangen wollte; das Mädchen ging gesenkten Blickes an dieser Gruppe vorüber. Nun folgte die dritte; es waren nur Wenige, meist ältere Mitglieder. Sie grüßte hier. Der erste Liebhaber rief einen der Theaterdiener herbei, um den Gruß nicht erwidern zu dürfen; der Intrigant sah sie an, und griff militärisch an den Rand des Hutes, ohne ihn abzunehmen. Eine dicke bausbäckige Figur löste sich aber von den andern und schritt auf Agnes zu. Es war der zweite Vater (le bon père, nicht der erste, oder père noble), der auch im Leben „ein guter Kerl" genannt wurde.

„Sie sehen,“ sagte er geheimnißvoll zu ihr, „wie die Leute sind; aber Sie kennen sie ja. Machen Sie sich nichts daraus; das ändert sich wieder. Wären sie freundlich entgegenkommend, so wären sie falsch; jetzt sind sie blos neidisch, daß Sie nach Allem wieder so blühend und schön sind, und neue Eroberungen machen werden. Doch seien Sie fein vorsichtiger. Ich denke Sie haben theueres Lehrgeld gezahlt.“

Agnes antwortete ihm nicht und ging weiter, während er sprechend sie begleitete. Ein Theater hat bekanntlich viele Eingänge. Das Portal war geschlossen; die Thüre, vor welcher die Gruppen standen, führte auf die Bühne, wo die Probe gehalten werden sollte; ganz am Ende des großen Gebäudes befand sich erst der Aufgang zu dem Intendanzbureau. Ein Theaterdiener stand vor der Thür, als Agnes mit dem zweiten Vater dort anlangte; aber er machte keine Miene seine Stellung zu verändern.

„Und auch Du, Brutus!“ sagte der bon père und wandte sich dann zu dem schönen, also gequälten Kinde, „und wie viel Trinkgelder werden Sie wohl dem Flegel schon gegeben haben!“

Jetzt verabschiedete sich der Führer; Agnes stieg mit klopfendem Herzen die Treppe hinan, und stand vor dem Herrscher in dem weiten Reich der sinnlichen Augen- und Ohrenlust, die in dieser gährenden und kochenden Zeit, auch die heißesten Stirnen, wie mit einem kühlend aufregenden Staubbad erquickt. Der Herrscher war sich sehr wohl seiner Macht bewußt; aber sein persönliches

Benehmen war so bemessen, daß es jene kühlende Wirkung niemals aufhob. Gewöhnlich war er frostig und kalt; steigerte sich seine Empfindung, bei Erörterungen oder hartnäckigem Widerspruch, so kam es bei ihm doch niemals zu einer Erhitzung; man konnte ihn dann höchstens nicht mehr kalt, jedoch auch nicht warm nennen. Dieses juste-milieu, wie er es nannte, frommte seiner watschelnden Korpulenz, und erhielt ihn in seinem phlegmatischen Gleichgewicht, während es andere herauswarf und in Verzweiflung setzen konnte.

Er ging Agnes entgegen, reichte ihr die Hand, führte sie zu einem Divan und bat sie, Platz zu nehmen. Dann setzte er sich in einen Wackelstuhl, schlug die Beine übereinander und eröffnete so die Unterhaltung. Seine Züge waren dabei fortwährend sehr ernst geblieben; nicht eine Spur von Freundlichkeit zeigte sich auf seinem Gesichte; nicht ein Wort der Theilnahme, das sich auf Agnes überstandenes Ungemach bezogen hätte. Er sprang sogleich in die Mitte der Situation, mit der Frage:

„Worin wollen Sie auftreten, Fräulein Agnesi?"

Das war Tact, und konnte durchaus nicht getadelt werden. Allein, obschon es Agnes wußte, daß es sich für jetzt allein um diese Frage handle, so war sie doch nicht auf eine Antwort sogleich vorbereitet, weil sie gehofft hatte erst im Verlauf des Gesprächs dazu aufgefordert zu werden. Sie stellte daher alles vertrauenvoll der Bestimmung des Herrn Intendanten anheim. Nun kamen die Titel einer Menge von Opern an die Reihe, in welchen Agnes beschäftigt war.

Auch Don Juan wurde genannt, und sie konnte nur mit Wehmuth an jenen glücklichen ersten Abend ihres Theaterlebens sich erinnern. Es wäre möglich, daß viele Zuhörer etwas Aehnliches empfinden würden, was ihr zu Gute käme. Aber der Intendant bemerkte leise, daß Zerlina ihm nicht wünschenswerth erschiene, und verschwieg es zart weßhalb. Derselbe Anstoß bot sich bei vielen Opern; das mußte vermieden werden. Endlich nannte er „Angiolina"; äußerst beliebt, weil der Komponist im Orte sei und selbst dirigirte; dann weil nicht die kleinste Anspielung in der ganzen Oper herausgefunden werden konnte, und das famose Recitativ, von kriegerischen Posaunenstößen unterbrochen:

„Wer nicht den Muth besitzt,
Die eitle Selbstsucht unter's Joch
Der Pflicht zu zwingen; ist nur eine Memme!"

seine überschwängliche Wirkung noch immer ausgeübt habe, die auch diesmal nicht ausbleiben werde.

So ward es denn beschlossen. Einer Probe bedurfte es nicht; die Oper war schon lange dem Repertoire einverleibt, und unzähligemal gegeben worden.

Der Abend erschien; eine schreiende Menge drängte sich im Portal. Das weite Haus faßte nicht die Zahl der Gäste; alle Thüren, die zu den innern Gängen führen, standen weit geöffnet, um den draußen Stehenden weniger den Anblick der Scene und den damit verknüpften Genuß zu ermöglichen, als vielmehr sie an etwas theilnehmen zu lassen, was sich — wie das Gerücht ging — im

Stillen vorbereitet hatte. Es machte schon einen unheimlichen Eindruck, daß die Hoflogen unbeleuchtet waren, und mithin leer bleiben würden; aber mehr noch war es die Unruhe, die man überall bemerkte, und die Spähermiene, mit welcher die Ploizeimannschaft sie verfolgte, die in verstärkter Anzahl überall sichtbar war.

Die ersten Klänge der Ouvertüre beschwichtigten den auf allen Plätzen wogenden Lärm; der Vorhang rauschte in die Höhe; ein kurzer einleitender Chor von italienischen Landleuten gesungen, erschallte; alles verharrte in höchster Spannung.

Jetzt trat Angiolina — die zierliche Agnesi, so reizend wie nie, aus der Coulisse; mit größter Leidenschaft stürzt sie vor bis hart zu den Lampen und ruft mit dem ganzen Zauber ihrer Stimme:

„Sie zieht ihn wie mich — die gewaltige Macht —
Der Liebe!"

Das Publikum scheint überrascht; alles schweigt; die „gewaltige Macht", die aus dieser Stimme tönt, reißt sie hin. Der Haß ist entwaffnet und kann keine Hand mehr regen. Diesen Moment scheint ein kleines Häufchen edelgesinnter Menschen ergreifen zu müssen, und bricht in ein lautes Bravo aus. Thörichter Wahn! Es war Oel in's Feuer gegossen. Die Flamme bricht hervor; ein Orkan stürmt daher; das ist nicht mehr aufzuhalten. Agnesi versucht vergebens weiter zu singen; sie fleht mit den Augen; sie streckt die Arme bittend aus.

Ein wahnsinniges Geschrei erhebt sich, aus dem die Worte deutlich vernommen werden:

„Fort von den Brettern! — Wir wollen Sie nicht! — Hinaus! — Abbitten!“ Agnes wird ohnmächtig und von den Choristen aufgefangen; das Orchester, das bis dahin noch immer Fortissimo gespielt hatte, bricht plötzlich ab; der sonst so taktfeste Kapellmeister, selbst einer Ohnmacht nahe, läßt wie entseelt den kühn erhobenen Taktstock sinken. Die Komödie ist aus. Der Vorhang fällt mit Gepolter aus der Höhe und entzieht schnell das jämmerliche Bild den Blicken der Tobenden. Verhaftungen werden vorgenommen; das Gezänk mehrt sich; einzelne Redner springen auf die Bänke und Logenbrüstungen, und haranguiren von ihrem Standpunkt die Menge, und verspotten die Vollstrecker der öffentlichen Ordnung.

Unwillkührlich mußte sich den Ruhigen der Gedanke aufdrängen, wie in diesen Zeiten zwerghafter Thaten, auch hier das Maul ein so gewaltiger Riese sei! —

Das war das letztemal, daß Agnes vor diesem Publikum erschien.

Es war unmöglich, nach diesem höchsten Ausspruch der kunstsinnigen Masse, einen nochmaligen Versuch zu wagen. Am andern Tage schon, erhielt die Hofsängerin Agnesi ihren wohl motivirten Abschied, mit einer gnädigst bewilligten halbjährigen Gage.

Sie fühlte sich erleichtert durch diese schleunige Erlösung. In vier und zwanzig Stunden waren alle Anordnungen beendigt, und mit einem Nachtzuge, verließ sie

mit ihrem Vater, die Stadt, nicht wissend, wo sie eigentlich sich hinwenden wollte.

Von der Aeugelein zum Bahnhof begleitet, weinte sie sich noch schließlich satt, und diese verlangte es als Trost, daß sie von sich hören lassen solle. —

Das erste Nachtquartier wurde in einem kleinen Städtchen gehalten. Der Zustand, in welchem sich Agnes befand, machte die ununterbrochene Weiterreise, wie es früher bestimmt war, unmöglich.

Da saß sie mit ihrem alten Vater in dem besten Zimmer eines schlechten Wirthshauses. Sie hatte ein Abendessen heraufbringen lassen. Wendelin Ulrich setzte sich weinend an den Tisch, und aß. Sie sagte nicht ein Wort, auf seine Frage, ob er ihr ein Stückchen Braten abschneiden solle, und legte sich angekleidet auf das Bett. Bald war sie fest eingeschlafen.

Sie träumte, daß sie sich Nachts in einem weiten Thale befinde. Es wehete ein starker Wind, in rasch auf einander folgenden Stößen; Mond und Sterne leuchteten vom Himmel hernieder, und verbreiteten ringsumher eine täuschende Helle, als ob es Tag wäre. Man konnte die Gegenstände aus der weitesten Ferne deutlich wahrnehmen.

Aus der Sohle des Thales wanden sich, Wurzeln, Steine, schmutziges Gewürm und Schlangen empor zu bedeutender Höhe, und der Wind drehete, flocht, wirkte, schlang und verwickelte sie in einander, bis Alles zu einem dicken Tau wurde, das sich von selbst, wie durch einen Zauber, an zwei Baumriesen hing, die mit den

Felsen, auf denen sie wurzelten, eins zu sein schienen; und das von einem Ende des Thales zum andern reichte.

Wie einladend mußte dieses straff gespannte Tau einem berühmten Seiltänzer, wie Blondin etwa, erscheinen, um den lauten Beifall eines Publikums zu erobern, das von Genußsucht und Neugier erfüllt ist, dachte sie im Traum.

Agnes Blicke reichten aber weit über den Umfang des Thales hinaus. Sie sah die endlose Ebene im klaren Sonnenlichte, und darin blühende Wohnstätten in lachender Umgebung. Schmiede hämmerten das rothe Eisen, umgeben von einem lustig sprühenden Feuerregen; bescheidene Handwerker aller Art walteten ihres Geschäftes, emsig in gebückter Stellung; auch Handel und Wandel regten sich überall; gefüllte Märkte, Krämer in ihren Buden; Kunstwerkstätten mit Malern und Bildhauern; Setzer und Drucker um die Werke des Geistes zu vervielfältigen. Dazwischen sprangen schreiende Kinder und belustigten sich mit Spielen. Beim fröhlichen Klange der Geigen tanzten die jungen Paare; keck und muthig aussehende Jünglinge im Verein mit holden Jungfrauen. Liebeslieder, heiteres Lachen erschallten und lösten das Geräusch der Arbeit ab. Alles schien so glücklich und befriedigt. Ueberall leuchtete der Frohsinn; herrschte das Vertrauen. Niemand fühlte einen Zwang. Es war der goldene Traum der Jugend, der auch Agnes einst beglückt hatte.

In der künstlichen Beleuchtung des Thales, die nicht allein von Mond und Sternen herrührte, begann sich's

wunderbar zu regen. Ein dumpfes Summen, aus dem ein Gewirr von unverständlichen Worten sich erhob, deutete an, daß eine Menschenmenge herbeiströmte. Es war ein Publikum, eine Mischung von Mittelmäßigkeiten aller Art, das Zerstreuung suchte, nach dem, was von ihm der Ernst des Lebens genannt wurde.

Aus dem Bilde lösten sich jetzt baroke Figuren, schemenhaft anzuschauen, die vor dem zahllosen Publikum, auf dem Taue zu tanzen sich anschickten.

Agnes bemerkte nunmehr an sich eine merkwürdige Verwandlung. Ihre Muskeln und Knochen schienen zu schmelzen; sie fühlte sich wie ein Gewebe aus Flor; eine Seeligkeit durchwehete sie; sie stieg in die Höhe wie ein Wohlgeruch, der sich aus der Gluth entwickelt. Sie suchte sich und fand sich nicht mehr. „Bin ich ein Geist?“ fragte sie sich im Traume. Allein eine neue Empfindung überkam sie und beantwortete ihr die Frage. Sie glaubte eine Art von neuem Körper zu erlangen, der in einem warmen, röthlichen Dunste schwamm. Ihr jetziges Gesicht trug nicht mehr die Züge des frühern; es wurde von einer hohen Stirne überragt, und aus den unter derselben glühenden Augen, blitzten Geist und etwas wie feiner Spott, der ihr sonst gänzlich fremd gewesen war. Ihre Denkkraft schien sich in's Unendliche zu entwickeln. Sie stellte sich's leicht vor, gleich den Andern, den Tanz auf dem Seile zu wagen. Sie nahete einem der Tänzer und sagte zu ihm:

„Erhabener Künstler, darf man wohl auch auf diesem Seile tanzen?“

„Du darfst es,“ wurde von ihm mit großem Ernst erwidert.

Sie bestieg nun das Seil und tanzte so gut es ihr möglich war. Dazu sang sie:

„Ich bin züchtig! sehr züchtig! eine reine züchtige Jungfrau!“

Die Zuschauer unten im Thal riefen: Bravo!

Sie tanzte, und sang weiter, aber jetzt ganz leise:

„Ich will nur vergnügt sein; ich werde mich um meine Nebenmenschen niemals kümmern; die Armen sollen mich nichts angehen; ich will nur für mich sorgen; ich will nicht stehlen, nicht tödten, und nur thun, was sich mit meinem Ehrgeiz verträgt!“

Die Leute unten verstanden ihre Worte nicht, und sahen nur ihre Sprünge. Sie jauchzten auf in unendlichem Jubel. Gold und Brillanten flogen ihr von allen Seiten zu.

Da wagte sie, ohne Balancirstange, immer höhere Sprünge, und als sie ausgetanzt hatte, setzte sie sich an dem einen Ende des Seiles, und überzählte stolz ihre Schätze.

Die Zuschauer hörten nicht auf mit Klatschen, und riefen ihr zu:

„Erfreue Dich stets Deines Glückes, engelgleiche Künstlerin!“

Da entbrannte aber ihr Spott, und sie mußte leise zu sich sagen:

„Ihr guten Leute, wie dumm seid ihr doch!“

Sie machte jetzt andern Tänzern Platz. Es erschienen

scheusliche Larven. Verbotene Leidenschaften führten lüsterne Stellungen aus; Haß, Neid, Verfolgungssucht, Zügellosigkeit, alle Todsünden und schweren Sünden tanzten mit unbegreiflicher Gewandtheit dahin. Sie wurde tief im Innersten ihrer Seele erschüttert; den Zuschauern unten erging es wohl ebenso, aber sie klatschten und schrien dennoch, denn sie waren von dem Schauspiel hingerissen, da sie sich überzeugt hielten, daß Alles nur künstlerische Täuschung sei, die einzig darauf hinziele: die Sitten zu verbessern.

Da trat eine flammende Gestalt auf Agnes zu.

„Wer bist Du?“ fragte sie entsetzt.

„Ich bin Deine Seele, und komme aus der Hölle!“ lautete die Antwort. „Du hast Dich verwandelt, und eine neue Seele Dir gewünscht, um wie jene Deine Sprünge auf dem Seile zu machen, das aus dem Schmutz und dem Gewürm des Bodens zusammengedreht, und durch den Sturm der niedern Regionen zur Höhe erhoben wurde. Du weißt, was man durch diese schnöde Kunst gewinnt; du sollst nun aber auch wissen, was man verliert. Dein besseres Selbst spricht jetzt zu Dir.“

„Welch’ ein Verbrechen hab’ ich begangen, daß Du so zu mir sprichst?“ sagte Agnes unter Thränen.

„Alle Deine Gedanken waren sündhaft.“

„Mein Gewissen fühlt sich frei.“

„Dein Gewissen spricht, wie das Gewissen aller derer, denen Du jetzt gleichest. Es herrscht ewige Nacht in denselben, damit man die Laster nicht sehe, die hineinziehen.“

„Gott möge Dir das Unrecht Deines strengen Urtheils vergeben!“

„Ich bin der Hölle entstiegen, um Dir die Wahrheit zu verkünden. Hier ist nicht Gott; hier ist das Uebel. Wähle! Tanze jetzt, oder verlasse diesen Ort!“

Ein wilder Springer hatte eben geendet. Das Seil war leer; es entstand eine Pause, die von dem Geschrei der Menge ausgefüllt wurde:

„Das ist immens! So etwas ist noch nicht gesehen worden! Er hat Alles todt gemacht! Hurrah! Vivat! Bravissimo! Mehr springen! da Capo!“

Aber der Springer legte die Arme kreuzweis auf die Brust wie ein Muselmann, dankte gerührt und gab zu verstehen, daß er keinen Athem mehr habe. Das war das Zeichen. Jetzt nahm ein Haufe von Lehrlingen und Stümpern das Tau mit Sturm, und tobte wie rasend in den wildesten Sprüngen. Das Publikum pfiff und klatschte. Der Lärm wurde unausstehlich. Die trauernde Agnes, die noch immer weinend oben auf dem Felsen saß, wurde von dem Tumult erfaßt und in den Abgrund geschleudert. Sie wäre zerschellt worden, wenn nicht drei leuchtende Himmelsgestalten zu ihr herabgeschwebt, und sie in ihren schützenden Armen aufgefangen hätten.

Die erste dieser Gestalten war groß; Ernst und Erhabenheit in ihrer Miene; ein Kreuz hatte sie mit der einen Hand umfaßt: es war der Glaube.

Die zweite, im lang herabwallenden blonden Haar, schön und sanft, deren Gewand, wen es berührte, Ruhe und Friede schenkte: war die Hoffnung.

Die dritte endlich, der Inbegriff alles Schönen, durch deren zarte Haut das sanfte Feuer des Innern erstrahlte, und das Ganze wie mit einem goldenen Heiligenschein umwob: war die Liebe.

Sie reichte Agnes eine Schaale hin, die daraus trank, und die Sehnsucht empfand, nach solcher himmlischen Stärkung sogleich zu sterben.

In diesem Moment kam es ihr vor, als ob ein schweres, dickes und feuchtkaltes Gewand sich um ihre Glieder lege.

„Mein Gott!" rief sie aus. „Was geschieht mit mir?" und erwachte. — —

Der Hausknecht stand mit der Laterne vor ihr. Sein Eintreten hatte sie aus dem tiefen Schlafe erweckt, den die Ermüdung ihr bescheert hatte.

„Wenn Sie mit dem nächsten Zuge weiter wollen, so müssen Sie machen. Wollen Sie den Kaffee auf dem Zimmer trinken?"

Sie verlangte das Frühstück und weckte den Vater, der auf dem Sopha schnarchte. Sie fühle sich durch den Schlaf gestärkt, sagte sie, und sie war in der That heiter bewegt.

Ulrich erzählte, daß er von ihr geträumt habe. Er habe sie, nach fünfzig Jahren, mit einem schweren schwarzen Gewande bekleidet, in einem großen Hause wieder gesehen, wo viele Menschen sie verehrten.

„Das bedeutet," setzte er hinzu, „daß Du bis in das späteste Alter, noch von Ehren umgeben, Deine Kunst treiben wirst."

„Je nun, wie es Gottes Wille ist!“ sprach sie getrost. „Ich werde fortan nur das wollen, was der Herr will, wie, wann und wo er es will! Wie es in dem Gebete des Papstes Clemens heißt, das uns die seelige Mutter immer vorgebetet hat, da sie noch bei uns Kindern war.“

Der Traum, der an sich natürlich erklärt werden konnte, da die letzten Ereignisse, die Agnes betroffen hatten, sich in ihm nur phantastischer wiederspiegelten, erschien ihr in einer mystischen Bedeutung. Sie konnte sich eine Stelle nicht aus dem Sinn schlagen, die sie einst irgendwo gelesen, und die sie auf ihren Zustand bezog:

„Erst löset sich das Fleisch von dem Gebeine,
Und dann erst steht der Körper wieder auf.“

Nur für den letzten Theil des Traumes, der den verklärten Leib, mit den schweren naßkalten Gewändern bekleidet, ihr vorführte, fand ihre Traumdeutung keinen Ausweg. Sollte ihr dies einen zweiten, einen ewigen Tod verkünden? Darüber hob sie jedoch die Erscheinung der drei Lichtgestalten tröstend hinweg; sie gelobte sich an Glaube, Liebe und Hoffnung fortan festzuhalten. —

Die Sorge des Lebens war nun das Nächste, was sie berührte. Sie mußte an sich und ihren Vater denken. Mit Clara war sie außer aller Verbindung gerathen. Sie hatte erfahren, daß sie mit ihrem Gatten eine größere Reise unternommen, und wußte auch den Grund, der den Grafen dazu bestimmte. Von dem gegenwärtigen Aufenthalt ihrer Schwester war ihr jedoch nichts bekannt.

Franz Müller's Schicksal bekümmerte sie sehr. An Oscar wollte sie schreiben, sobald sie wieder einen sichern Wohnort gefunden haben würde.

Sie ging aber mit gehobenerm Muthe ihrer neuen Bestimmung entgegen. Sie war entschlossen, den angenommenen Namen Agnesi abzulegen, der traurige Erinnerungen in ihr hervorrief und ihr neue Unfälle bereiten konnte, und unter ihres Vaters Namen, ihr Glück zu versuchen.

Sie gelobte sich, Gott treu zu dienen, was man in jeder Lebensstellung kann, und in allen ihren Handlungen, für ihre Jugendkraft und ihr Talent, sich dem Herrn dankbar zu erweisen.

Vater und Tochter hatten bald eine große Stadt erreicht, und eine Woche war kaum vergangen, als der Gast: Fräulein Ulrich, dem Publikum, in einer brillanten Partie, wie man es nennt, angekündigt wurde. —

6.

Graf Pflug erhielt von zwei zu zwei Tagen Nachrichten von der schönen Pilgerin nach Caprera. Sie enthielten Naturschilderungen, feuerige Ergüsse über die persönlichen Beziehungen zu ihrem angebeteten Helden, endlich auch Andeutungen zarter Gefühle, die Julia im Herzen hegte. Der Graf wurde davon electrisirt. Verstellung lag nicht in seinem Charakter, und am wenigsten

würde er sich jetzt haben verstellen können, da eine seiner herrschenden Leidenschaften sich im höchsten Aufruhr befand.

Es war bei ihm gerade das Gegentheil von dem, was andern Verliebten begegnet. Eine aufkeimende, in ihren Hoffnungen noch nicht vollständig gesicherte Leidenschaft, pflegt sich gewöhnlich zu verrathen; eine festgesetzte Uebereinkunft, ein unbezweifeltes Glück, weiß sich wohl zu verbergen. Graf Pflug lieferte den Beweis, daß dies keine allgemeine Wahrheit sei. Er war ganz gegen seine Gewohnheit fröhlich, erging sich in Scherzen und Neckereien, und wurde so übermüthig diesen Ton in seinen Briefen an die Geliebte anklingen zu lassen. Einmal schrieb er ihr die tollsten Thorheiten, und schloß damit zu versichern, daß er vollständig zum Narren würde, wenn sie nicht bald zurückkäme.

Julie sah sich genöthigt zu ihrer eigenen Sicherheit, ihn in bescheidenere Gränzen zu lenken, indem sie ihm den Spiegel vorhielt, der das Bild eines von sich selbst eingenommenen, seines Sieges gewissen, aber darum nicht weniger hoffnungslosen Liebhabers, ihm zeigen sollte.

Was Julie besorgte, war ohne Grund. Man glaubte zwar, nach dem Benehmen Pflug's, daß er bis zum Wahnsinn verliebt sei, aber daran dachte Niemand, Julie dabei in Verdacht zu haben. Man traute ihr mehr Verstand als ihm Leidenschaft zu.

Clara freuete sich der Heiterkeit, die sie an ihrem Gatten bemerkte. Sie schrieb sie seiner innern Zufriedenheit zu, und dem Einflusse des belebenden Klima's. Sie konnte ihre eigene Heiterkeit, die sie darüber empfand,

nicht zurückhalten, und zeigte es in Liebkosungen, die sie mit allem verschönerte, was sie Einschmeichelndes und Rührendes besaß. Nie hat gewiß ein edles Weib ihren Gatten zärtlicher geliebt! Diese nachgiebige und duldende Aufopferung erschien dem Grafen jedoch lästig. Was der Mensch seine Glückseeligkeit nennt, besteht oft in nichts als Gewohnheit. Sonst schmeichelte es wohl dem Stolze des Grafen, wenn Clara in ihrem vollen Liebreize sich ihm unterwürfig zeigte; jetzt hatte er sich daran gewöhnt einen stolzen Trotz, einer sich bewußten Selbstständigkeit, gegenüberzustehen; und die daraus hervorgehenden Schwierigkeiten zu besiegen, befriedigten ihn nur noch allein.

Julie kam endlich zurück. Was der Briefwechsel vorbereitet hatte, sollte jetzt als verderbliche Saat heranreifen. Was sie bei Garibaldi erlebt, was sie von ihm gehört, die Ideen, die sie mit ihm getauscht; das Alles erfüllte sie mit einer Begeisterung, die sie den Empfindungen gewöhnlicher Menschen entrückte. Sie grübelte über politische Probleme, sie dachte an die Befreiung ganzer Nationen, an die Beglückung der Menschheit durch ächte Civilisation, von den Fesseln der Konvenienz, des Formwesens, der Dogmen, erlöst. Ihre Schönheit sah Graf Pflug jetzt im Glanze der Hoheit verklärt. Sie war wie umgewandelt; durchaus ernst, durchaus ruhig; keine Leidenschaft gewöhnlicher Sterblichen war in ihrem Wesen zu bemerken. Ihr Blick schien nicht zu sehen, was sich um sie zutrug; ihre schönen Augen schweiften gleichgiltig von einem Gegenstand zum andern, ohne daß man

mit Bestimmtheit hätte sagen können, daß irgend einer derselben ihr Interesse angeregt habe. Leidenschaft, Liebe, Sinnenreiz schienen in ihr versiegt zu sein. Sie fand an nichts mehr Gefallen. Auch nach Ruhm strebte sie nicht mehr, wie sie sagte. Keine Störung berührte die Tiefe ihrer Seele. Und Graf Pflug mußte, von den brennendsten Gefühlen durchströmt, sich in Demuth vor ihrer Stimmung beugen, wenn ihm gleich das Herz darüber zerspringen wollte.

Wie hätte er es noch wagen können, den frühern Ton ihrer Unterhaltungen, in dieser stillen, starren Einsamkeit großer Gedanken, in welche sie sich verabgründet hatte, erklingen zu lassen? —

Sein Benehmen gegen Clara wurde jetzt noch schroffer als bisher. Sie schien für ihn nicht mehr in der Welt zu sein; kaum würdigte er sie noch einer Antwort auf ihre freundlichsten Fragen. Den ganzen Tag war er unsichtbar für sie; die ehemaligen Stunden holder Vertraulichkeit kehrten nicht mehr zurück.

Der Graf fand eines Abends seine Gemahlin in Thränen. Da er so eben von Julie kam, und von ihr einen Verweis mit auf den Weg bekommen, so befand er sich in der übelsten Verstimmung.

Clara war bereits in der Nachttoilette, und hatte die Zurückkunft Pflug's mit dem festen Entschlusse erwartet, ihn zu einer Erklärung seines Betragens zu nöthigen. Eine Viertelstunde war nach der andern verstrichen. Die Ungewißheit des Ausgangs und die Erwartung hatten ihre Ungeduld auf das höchste gesteigert.

Ihre Glieder bebten in Fieberschauern. Ein Wagen, der in der Ferne rollte, trieb ihr das Blut aus dem Herzen in den Kopf; ein leises Geräusch auf der Treppe oder im Vorzimmer, aus dem Kopf wieder in die Brust. Es war ein Auf- und Abwogen ihrer Gefühle und Gedanken, welches sie nicht mehr zu sich kommen ließ.

Endlich hielt ein Wagen vor der Thüre des Hotels; es kam die Treppe herauf; der — den sie so innig liebte, trat in das Zimmer. Er sah finster aus, blickte mit einer unwillkührlichen Verlegenheit nach ihr hin, und warf sich, ohne ein Wort zu sprechen, in einen Fauteuil. Sie legte ein Buch aus der Hand, in das sie geblickt hatte, ohne eine Sylbe darin zu lesen; wischte sich leicht die Thränen aus den Augen, und sagte dann mit einer fast erloschenen Stimme:

„Guten Abend, lieber Adalbert! Wie geht es Dir?"

„Sehr wohl."

„Ich habe schon lange auf Dich gewartet."

„Diese Mühe hättest Du Dir ersparen können."

„Ich sehnte mich danach, einen freundlichen Blick von Dir in meinen Schlummer mitzunehmen, um davon zu träumen. Alle meine Gedanken betreffen nur das Eine: Dich, Adalbert!"

„Zu viel Ehre für mich."

„Du bist verstimmt. Ich kann Dich nicht mehr erheitern. Kaum kann ich mir es noch vorstellen, daß es einst anders zwischen uns war. Hast Du denn alles vergessen?"

Sie stand auf, näherte sich ihm, und kniete vor ihm nieder.

„Sieh' mich recht an, Adalbert," sprach sie sanft. „Ist es denn möglich; bin ich Dir nichts mehr?"

„Welche Scene! So stehe doch auf! Ich beschwöre Dich —"

„Nein," sagte sie fest, wie sie es sonst in guten Tagen pflegte, „hier zu Deinen Füßen ist mein Platz, den ich behaupten will. Du hast mich die Liebe kennen lehren, aber meine Pflichten kannte ich früher, und sie sind mir von selbst heilig."

„Aber, mein Gott, wann jemand herein käme. Denke an Deine Ehre —"

„Du erinnerst mich daran, was ich meiner Ehre schuldig bin. Sie fordert mich auf mit Dir zu sprechen, und ich würde nicht erröthen, wenn wir von Tausenden belauscht würden."

Er machte vergebliche Versuche sie aus ihrer Stellung zu erheben. Sie war wieder Clara, von einer an Hartnäckigkeit gränzenden Kraft erfüllt, die sie unbezwinglich zum Sprechen antrieb.

„Es ist ein liebendes und verachtetes Weib," sagte sie mit edelm, aber unterdrücktem Zorne," welches Rechenschaft fordert, wegen der Zärtlichkeit, die sie ohne Erwiderung nun so lange schon an dem Gatten verschwendete. Es ist eine heilige Angelegenheit, die ich in diesem Augenblicke zur Sprache bringe zwischen uns. Soll ich denn wirklich die Gewißheit haben, daß mir das Theuerste,

was ich besessen, gestohlen wurde, und es nicht ohne Entehrung zurückfordern dürfen?"

Auf den Grafen machte die Entrüstung Clara's den widerwärtigsten Eindruck. Er wollte die Scene kurz abbrechen, und durch eine absichtliche Kränkung seiner Gattin die Kraft rauben, weiter zu gehen.

„Ich verstehe," sagte er, mit einem bittern, schneidenden Lächeln. „Du sprichst von meinem Herzen. Aber tröste Dich! nichts wurde Dir gestohlen, denn Du hast es eigentlich niemals ganz besessen."

„Das kannst Du mir so kalt sagen? Und fühlst Du nicht dabei, daß Du mich tödtlich verwundest? Nein, Adalbert, es kann nicht sein. Du schämst Dich nur vor mir, weil Du mir untreu wurdest."

„Keine Vorwürfe. Ich bin Herr meiner Handlungen."

„Verzeihe mir! Nicht wiedergeliebt werden, wenn man wahrhaft liebt; das verschmerzt sich leicht; aber wann man einst seine Liebe mit Liebe vergolten sah, reich vergolten sogar; und dann ein Anderes in dem Herzen des treu geliebten Mannes waltet, und man daraus sich verstoßen sieht; das ist der Stachel; das raubt den Schlummer, das empört, das greift an das Leben. Ach, wer doch nur sterben könnte!"

Sie stürzte schluchzend zusammen; er erhob sie, führte sie zu einem Sitze, und blieb vor ihr stehen. Sie hatte sich bald gefaßt, und sagte:

„Ach, ich weiß nicht. Ich bin so empfindlich. Du mußt mit mir Geduld haben, Adalbert! Mit der Zeit

werde ich mich auch in diesem schrecklichen, für mich so neuen Zustand, zurecht zu finden wissen."

„Dein Zustand ist nicht schrecklich. Ich habe Dich zu meiner Gattin erhoben — verzeihe mir, wenn meine Worte Dir vielleicht hart klingen — und es wird Dir an nichts fehlen, was Dein Stand verlangt —"

„O, nichts davon!" unterbrach sie ihn mit Heftigkeit. „Fehlt mir doch Alles, was mein Herz fordert!"

„Dein Herz ist verzogen und verzärtelt."

„Das wäre Dein Werk allein, wenn Du wahr sprächest. Aber es ist nicht so. Du trugst mich in Deinen Armen, und schwurst mir, daß Du Deines Lebens Glück in mir findest. Wie konnte sich alles denn so schnell verändern? Jetzt fliehest Du mich, um vielleicht eine andere so zu bethören, wie Du einst mich bethörtest."

Sie konnte nicht weiter sprechen; ihr armes Herz war durchbohrt. Der Graf aber sprang wild in die Höhe.

„Das ist zu viel," schrie er wie rasend, „so hat dieses Weib den Muth mit mir zu sprechen?"

Er war außer sich. Ein neuer Vorwurf Clara's, und er würde sich an dem Engel vergangen haben. Allein sie antwortete mit nichts, als mit ihren heißen Thränen. Sein wilder Zorn legte sich, aber alles Bittere was er empfand, ergoß sich jetzt in Strömen des schneidendsten, ausgelassensten Witzes. Er sagte ihr, was ein Mann wie er, nur beißendes und kränkendes ersinnen konnte, und verließ seine Gattin, mit dem Tode im Herzen. —

Ihn hatte der Auftritt nicht gerührt; sein Auge war bei all dem Jammer nicht ein einziges Mal feucht geworden; ein Bereuen wäre ihm wie schmachvolle Feigheit erschienen. Es freute ihn seine grausame Stärke, die jede versöhnliche Regung des Herzens siegreich überwunden hatte.

In der menschlichen Brust schlummern viele Kräfte, gute wie böse, die ewig ruhend verblieben, wenn das Leben sie nicht weckte.

Wie nun unser Leben beschaffen ist, nach dem müssen auch die guten oder bösen Kräfte, die es in uns erweckt, die Oberhand haben. In der Gegenwart werden es bei sehr Vielen die bösen sein. Trotz des hohen Standpunkts den sie — nach ihrer Meinung — einnimmt, erfrieren ihre Seelen doch in einem eisumstarrten Polarwinter.

„Ist es möglich dies zu bekennen?" hör' ich einwerfen, „zu bekennen in dem Augenblick, da man uns die Liebesglut des Grafen von Pflug schildert?"

„Der Autor ist einer von den Mittelalterlichen," sagt spottend ein Anderer, „der gläubig an das unauflösliche Band festhält, mit dem die Ehe als heiliges Sacrament zwei Herzen umschlingt, und kein drittes zuläßt im Bunde."

„Das Mittelalter war gescheuter, als seine heutigen Ausleger," ruft wieder ein anderer." Im Mittelalter hielten sie's ebenso wie wir Modernen. Sein Frauendienst hatte mit der Ehe nichts zu thun; sondern stand ihr vielmehr feindlich gegenüber. Ein Troubadour besang

so viele Damen er wollte, sagt ein neuerer Schriftsteller, nur nicht die, welche sein Weib war; das wäre ganz gegen den guten Ton gewesen. Man fand es im Mittelalter schön, von der Geliebten zu sagen und zu singen; von seiner Gattin schwieg man."

Selbst Dante führte der Schwätzer an, bei seiner Berufung auf das Mittelalter; weil er seiner Gattin in keinem seiner Gedichte erwähnt, und nur von seiner Geliebten, Beatrice, spricht. Wer aber das Mittelalter nur etwas genauer kennt, als solche Schönredner, wird zwischen der reinen poetischen Glut eines Dante, und der sinnlichen Unterhaltung am Kamine des modernen Boudoirs, die Kluft überblicken, die den mittelalterlichen Frauendienst von der heute überall eingerissenen Libertinage, himmel- oder besser gesagt, höllenweit trennt. —

Im vorigen Jahrhundert hatten es Schriftsteller auch schon unternommen, die Lage der damaligen Gesellschaft in trüber Färbung darzustellen. „Karl von Karlsberg, oder über das menschliche Elend", und „die Leiden der Familie Ortenberg", wie noch vieles Andere in dieser Weise, machte Aufsehen. Die alten Zöpfe, die es schrieben, stießen auf gutmüthige Leser, welche bei dem Blick in den vorgehaltenen Spiegel zurückschauderten und den Autoren dankten. Jetzt wäre das hausbackene Unglück nicht mehr im Stande zu rühren. Jene alte Zeit ist todt. Wer es mit der von der Mehrheit unerkannten Trübsal der neuen Zeit zu thun hat, die das Kainszeichen an der Stirne einer sich auflö-

senden, dahinsterbenden Gesellschaft nicht sieht, muß zugleich zeigen: wie der innere Herrgott allein den Menschen noch aufrecht erhält und verherrlicht.

7.

Die ganze Nacht wurde von Clara in undenkbarem Jammer zugebracht. In ihrem Kopfe drängten sich Gedanken der Verzweiflung; sie glaubte Alles wagen zu müssen. Der herandrechende Morgen fand keine Thräne mehr in ihrem Auge.

Sie war mit sich im Klaren. Sie hatte die gerechtesten Ansprüche für sich, und glaubte sich nicht von der zornigen Wuth gemeiner Eifersucht erfüllt. Sie war die gekränkte, verhöhnte Gattin; das konnte sie nicht mehr ertragen, seitdem sie Gewißheit darüber hatte. Da ihr Lebensglück mit rasender Eile zu einem Abgrund hingeschleift wurde, war es ihr nicht mehr möglich im zierlichen Menuetschritt des Anstandes zu verharren, um dem bevorstehenden Sturze nichts in den Weg zu stellen.

Und doch täuschte sich die Unglückliche. Der Stachel der Eifersucht saß wirklich in ihrem Herzen, und der wahnsinnigste aller Schmerzen, die ein Mensch nur empfinden kann, trieb sie an zu handeln. Sie war ein „Schlachtopfer der Liebe", wie man es nennt, und wie es von der guten und bösen Welt übereinstimmend, als

Gegenstand des tiefsten Bedauerns betrachtet wird. Ein solches „Schlachtopfer" entfernt sich aber immer weiter von dem Ebenbilde Gottes; es will sich rächen; gleich-viel ob an dem ungetreuen Herzen; ob an sich selbst. Dies ist eigentlich auch nur ein Ausfluß des Stolzes, dessen Feuer der Teufel schürt.

Clara setzte sich zum Schreiben. Zuerst wollte sie noch einmal einen Versuch auf das Herz ihres Gatten richten, ehe sie weiter ging.

„Du würdest mich nicht ruhig anhören, wann ich zu Dir spräche, wie ich jetzt sprechen soll und muß; vielleicht liest Du meine Worte mit größerer Gelassenheit. Mein, ich will es auch unser Unglück benennen, fing an jenem Tage an, wo ich mich überreden zu dürfen glaubte: Du seiest mein bester Freund. Er will Dein Mann sein, sprach es in mir, liebe ihn mit der ganzen Kraft, deren Dein Herz fähig ist. Nachdem ich alle Hindernisse über-dacht hatte, die sich unserer Verbindung entgegenstellten, und Du mir lächelnd die Versicherung gabst, daß sie für Dich nicht da seien, und Du alle überwinden könntest, ward ich Dein, und von dem Augenblicke an ward ich zur Beute eben jener Hindernisse, die nur hin-weg geräumt, nicht vollständig überwunden waren. Ich war zum schuldlosen Opfer einer mir früher unbekann-ten Gewalt bestimmt. Wer von uns hat sich zuerst dem andern genähert? — Beklagte ich mich bei Dir, über die niedrige Stellung die ich einnahm? War ich es, die danach strebte, in Glanz und Freuden zu le-ben? Sprach ich mit Dir von dem Bedürfniß, das

jede menschliche Creatur empfindet, sich geliebt zu wissen? Von der Qual zweier Menschen, die sich im Leben begegnen, sich lieben, und dann für immer sich trennen müssen? Mit diesen Phrasen aber bethörtest Du mich — und ich —"

Das hier folgende hatten ihre Thränen ausgelöscht.

„Ich weiß es, Du kannst es nicht läugnen. Und glaubst Du wohl, daß ich einen jener Momente vergessen haben könnte? Nein, sie brennen alle in meinem Herzen. Du mußt Dir gestehen, daß ich ehrlich mit mir kämpfte, daß ich mich an mein Heil klammerte, bis zum entscheidenden Augenblick, wo mir das Ja entfuhr. Mein Gewissen war dann zum Schweigen gebracht, und ich war so unbefangen an das Glück zu glauben, das Du mir so großmüthig anzubieten schienest. Ich wurde besiegt. Und trauernd muß ich jetzt mir sagen, daß eine unerlaubte Heuchelei Dir diesen Sieg erringen half."

Von hier wurde die Handschrift bis zur Unlesbarkeit undeutlich. Man sah es ihr an, in welcher Aufregung die Schreiberin gewesen.

„Wie sehr liebte ich Dich! Und Du . . . . ! Ich kann nicht mehr daran zweifeln, und doch ist der Fall in meinen Augen so ungeheuer, daß ich umsonst nach Ruhe ringe, um mir ihn zu erklären. Ja, es ist wahr! Während meine Seele offen vor Dir lag, und ich mich so glücklich fühlte, zu Deiner Zufriedenheit beizutragen, Dich liebte wie vielleicht nie ein Weib geliebt, konntest Du mich ruhig anhören; kalt auf mich herabblicken. Es unterhielt Dich, weil Du Dich überdrüßig langweiltest,

als ob Du aus Deiner Loge einem Schauspieler zusähest, der die Leidenschaft der Liebe travestirt. Das ist mir nun klar geworden. Alles war also nur Täuschung und Lüge. Und ich armes Weib glaubte Dir! —

„Du erzähltest mir oft von Deinen Ahnen; wie sie Treue und Wahrheit, Glaube und Rechtsgefühl einander hinterlassen, und diese Tugenden sich forterbten in Deinem Geschlechte. Ich konnte Dir von meinen Ahnen nichts sagen, aber ich wußte es, daß ich den edeln Grafen, treu und wahr liebte, für ihn betete, und nicht um ein Haar vom Pfade des Rechtes weichen würde. Das war auch meine ganze Mitgift; Du kanntest sehr wohl meine Armuth, aber wie ich versichert zu sein glaubte, auch diesen Reichthum.

„Du wirst nicht ein Wort von mir, unwahr schelten können. Ich hege das Vertrauen, daß Du einsehen wirst, wie unglücklich mich Dein Benehmen machte. Ueberzeuge mich davon, daß Du es unüberlegt gethan hast. Meine Anklage möge Dich zu Deiner Pflicht zurückführen; ich habe ein Recht, Dich daran zu mahnen. Ich kenne die Grundsätze der Welt, in die Deine Wahl mich verpflanzte, allein — verzeihe mir! — ich glaubte Dich von denselben nicht angesteckt. Es ist zum erstenmal, daß ich so mit Dir spreche; hast Du darauf nichts zu erwidern, so soll es auch das letztemal sein. Mein Leben habe ich hiermit in Deine Hand gelegt. Es gehört nicht mehr mir; schalte darüber wie Du willst. Du hättest so viel aus diesem Leben machen können —

und was hast Du daraus gemacht? wo hast Du es hingeleitet?" — —

Hier brach das Schreiben ab. Sie hatte es nicht unterzeichnet; er kannte ja ihre Hand. Sie wollte es vermeiden, von ihrer Kammerfrau den Brief in Adalberts Zimmer tragen zu lassen; die Korrespondenz der Gatten wäre zu auffallend gewesen. Sie wartete daher so lange, bis der Graf ausgegangen war, und legte ihn dann selbst auf dessen Schreibtisch.

Der ganze Tag verstrich. Es befand sich nur ein Couvert auf der Tafel, als Clara in den Speisesaal trat. Der Graf aß außer dem Hause. Sie ging traurig in ihr Zimmer zurück. —

Als er gegen Abend nach Hause kam und den Brief öffnete, rief er:

„Ein Liebesbrief, ein kleines Manuscript! wie Heine sagt. Ich bin zu schmachtenden Liebeleien heute nicht aufgelegt!"

Dann setzte er sich hin, warf Clara's Schreiben, ohne es zu lesen, weit von sich, und ergriff die Feder. Er war zweimal bei Julie gewesen, und unter verschiedenen Vorwänden abgewiesen worden. Es verlangte ihn Aufschluß zu erhalten. Er wußte sich kürzer zu fassen, als Clara.

„Ich bin überzeugt, daß ich Sie liebe," schrieb er an Julie, „allein wer könnte mich überzeugen, daß Sie mich wieder lieben? Bin ich bei Ihnen, so vergesse ich die Einwendungen meines Gewissens, die Lüge, zu der ich mich bisher verurtheilt sah, und die ich gestern glück-

lich und heldenmüthig zu überwinden im Stande war. Jetzt beseelt mich nur ein Gedanke: ich liebe Sie. Das weiß ich; ich fühle, was in mir vorgeht; wer aber enthüllt mir, was in Ihnen vorgehe? Tausend Bande knüpfen mich an Sie; aber nicht ein einziges Band, das von Ihnen ausginge. Mein ganzes Leben gehört Ihnen; und nicht der kleinste Theil des Ihrigen ward mir dafür. Aber ich hoffe! — Wenn man mir sagen würde: daß Sie nichts für mich fühlen, daß ich Ihnen so gleichgiltig sei, wie jeder andere — ich könnte es nicht glauben. Schelte man diesen Glauben anmaßend, thöricht; man raubte mir ihn nie. Jedes Wort, das Sie zu mir sprechen, jeder Blick — alles, bestärkt mich darin. Ich bin dessen so gewiß, und meine Qual ist dennoch unendlich. Vermag dieser Zustand nicht Sie zu rühren? Beweisen Sie es mir durch das Geständniß, daß Sie meine Liebe wahrhaft erwidern."

Der Brief wurde sogleich zur Frau von Barthel gesandt. Sie verlangte, daß der Bediente des Grafen warten solle, um die Antwort auf der Stelle mitzunehmen.

„Was verlangen Sie von mir?" so lautete diese. „Bin ich für das verantwortlich, was Sie sich in den Kopf gesetzt haben? Giebt es denn ein Mittel für mich, Sie von ihren romanhaften Ideen zu heilen? Würde die von mir geforderte Erklärung Sie nicht vielmehr darin bestärken? Ueberdenken Sie unsere Situation mit Ruhe und Sie werden einsehen, daß Sie ein Unmögliches fordern. Ich bin frei und habe Ihnen kein Opfer zu brin-

gen. Von Ihnen verlange ich nicht, daß Sie mir etwas aufopfern. Ich sollte mich gegen Sie durch eine Erklärung binden, weil Sie mir sagen, daß Sie mich lieben. Aber worin besteht denn Ihre Liebe? welche Beweise gaben Sie mir? daß Sie davon sprachen? daß Sie mir schreiben: ich liebe Sie? — Hören Sie mich denn an. Ich stimme nie mit dem Urtheil der Welt. Was sie manchmal ein Verbrechen benennt, ist es in meinen Augen nicht. Allein selbst ein Verbrechen beurtheile ich milder, als eine feige Lüge. Eine Leidenschaft, die es nicht scheut vor aller Welt hervorzutreten, ist verzeihlich; eine, die sich den Blicken entzieht, verdient Verachtung. Verlassen Sie die höhern Regionen der Romantik und schweben Sie zur Erde herab, in die Wirklichkeit. Was zeigt sich Ihnen hier? Ein dumpfes Erwachen aus einem sinnlichen Rausch. Bleiben wir, wo wir sind. Ich frei; Sie durch eine Ehe gebunden, die Sie beglücken kann, wann Sie es wollen. Es wird Ihrer Freundin Befriedigung gewähren, sich davon zu überzeugen."

Pflug war vernichtet, nachdem er den Brief gelesen hatte. Sie, die ihn so weit gebracht, bereitete ihm solchen Schmerz, um in ihrer berechnenden Klugheit siegreich vor ihm zu erscheinen! Er sah es ein, daß sie mit ihm nur gespielt hatte. Zuerst dachte er daran, sich auf die gewöhnliche Weise an ihr zu rächen. Er wollte zu seiner Gattin zurückkehren, und Julie mit Gleichgiltigkeit begegnen. Aber zum ersten gebrach es ihm an Muth; zum andern an ruhiger Kälte.

Er fühlte, daß er sich zerstreuen müsse, wenn er nicht wahnsinnig werden wolle. Aber seine Gedanken an Julie folgten ihm überall.

„Nur die Furcht ist es," sagte er zu sich, „die sich in ihrem Schreiben ausdrückt. Ich werde wissen, sie davon zu befreien." —

Julie war nicht in der gleichgiltigen Stimmung, die sich in ihrem Briefe abspiegelte. Was der Graf thun würde, erfüllte sie mit qualvollen Zweifeln. Alles hing davon ab, den angesponnenen Handel zu einer unverzeihlichen Thorheit, oder zu einem Triumph opferfähiger Zärtlichkeit werden zu lassen. Es gährte etwas in ihrem Herzen, was kein balsamischer Wein zu werden versprach. Da wurde ihr ein Besuch gemeldet, der sie mit Erstaunen erfüllen mußte.

Sie glaubte zu träumen, und fragte mehrere Male den meldenden Bedienten, ob sie recht gehört habe. Aber immer ward ihr die nämliche Antwort, und sie nahm die Meldung an.

Es war die Gräfin Clara von Pflug, die in das Zimmer trat. Sie hatte vergebens auf eine Antwort von ihrem Gatten gewartet, und mußte sich sagen, daß er für sie verloren sei. Sie war krank, ernstlich krank, aber sie war es so plötzlich geworden, daß sie es noch nicht einmal wußte, und die Schmerzen, die sie empfand, auf ihren Gemüthszustand schob. Die Krankheit hatte sie seit der Nacht ergriffen, verschlimmerte sich während sie den Brief schrieb, steigerte sich als sie die Antwort erwartete, von Minute zu Minute, bis sie jetzt am Abend

schon einen gefährlichen Grad erreichte. Sie befand sich in vollständiger Fieberhitze; jeder Arzt würde sie mit zweifelhaftem Kopfschütteln beobachtet haben. So saß sie allein, sich selbst überlassen. Schreckliche Gedanken durchkreuzten sich in ihrem Kopfe; ungeheuere Qualen preßten ihr das Herz krampfhaft zusammen. Sie vertiefte sich in Traumbilder, die ihre glühende Phantasie ihr vorspiegelte, und die sie auf die Bahn der Unmöglichkeiten vorwärts trieben. Sie sah Alles bereits erfüllt; den Kirchhof, ihren eigenen Sarg, das offene Grab; sie glaubte selbst weinend ihrer Leiche zu folgen. Plötzlich aber schwang sich die Phantasie nach einer andern Seite. Sie muß leben — leben für ihr Kind, das sie in sich lebend fühlte — leben, damit sie ihm die Mutter und den Vater erhalte. Das war kein trügerisches Traumbild; die Wirklichkeit war es, die sich der armen Fieberkranken zeigte, und sie zu handeln aufforderte.

Mit unbestimmten Erwartungen, wie sie in ihrem Zustande nur sich bilden konnten, beschloß sie ihre Feindin, die einzige, deren sie sich bewußt war, zu sehen und zu sprechen.

Das Gefühl beider Frauen läßt sich wohl vorstellen, aber nicht beschreiben, als sie sich einander gegenüber standen. Sie hatten sich nur selten und immer nur aus der Ferne gesehen. Clara war nicht so sinnlich reizend als Julie; aber sie besaß einen höhern Ausdruck in ihrem Wesen. Er lag in dem Bewußtsein einer engelreinen Unschuld, in dem tugendhaften Gefühl eines unbestreit-

baren sittlichen Werthes, in der Anmuth, den der Verein dieser sittlichen Eigenschaften über sie verbreitete.

Keine von beiden war im Stande die ersten Worte zu finden. Sie näherten sich befremdet, sie zitterten dem nächsten Momente entgegen; sie blicken sich an, nicht feindselig Julie, nicht zurückschaudernd Clara. Endlich ergreift Julie Clara's Hand, und führt sie zum Divan. Clara wendet ihr glühendes Gesicht ab, damit die andere ihre Thränen nicht sehe; Julie athmet tief auf. Es war ein ergreifender Moment.

Julie hatte nicht geglaubt, in der Gräfin Pflug das zu finden, was sie sah. Wie mit Zaubergewalt bemächtigte sich ihrer eine Achtung vor der unglücklichen Gattin, und der Graf kam ihr verabscheuungswürdig vor. Sie meinte zuerst gegen Clara herablassend und gütig sein zu sollen; und fand nunmehr, daß der umgekehrte Fall eintreten könne, als Clara, die Hitze in ihrem Innern zurückdrängend, und mit von Thränen gerötheten Augen, Julie anblickend, mit großer Milde das Gespräch begann.

„Sie waren vielleicht mit irgend etwas Angenehmem beschäftigt," sagte sie, „als ich mich bei Ihnen anmelden ließ. Aber mein Besuch wird nur kurz sein, gnädige Frau, gewiß — ich störe Sie nicht lange."

„Ich gestehe Ihnen, Frau Gräfin, daß mir nichts größeres Vergnügen gewähren konnte, als Ihr Besuch. Der Graf hatte mir oft Hoffnung gemacht, Sie kennen zu lernen, allein er hat nie Wort gehalten."

„Auch mir hatte er es einmal versprochen, doch war-

tete ich vergebens auf die Erfüllung; obgleich er Sie oft sieht, wie ich weiß."

„Nur zu oft, Frau Gräfin!"

„Nur zu oft, sagen Sie?"

„Sehen Sie dies Geständniß als einen Beweis meiner Aufrichtigkeit an. Ich bin sie dem Besuche schuldig, mit dem Sie mich beehren. Ihre Züge verrathen es mir, die Wolken, die Ihre schöne Stirne bedecken, die Thränen, die sich in ihren Augen zeigen, Alles sagt mir, daß ich eine Frau vor mir habe, deren Herz tödtlich verwundet ist. Ich bin kein so entartetes Geschöpf, daß ich für moralisches Siechthum nicht Theilnahme empfände; obgleich ich gestehen muß, daß es in Kreisen, wie wir sie kennen, zu den ungewöhnlichen Erscheinungen gehört."

Clara fühlte das Blut in ihre Wangen steigen.

„Mein Besuch, der Ihnen anfänglich überraschend erscheinen mußte," sagte sie, „kann nach diesem Geständniß es nicht mehr sein, da Ihnen der Gegenstand desselben so leicht zu errathen war. Und weil Sie, wie Sie sagen, Theilnahme für ein moralisches Siechthum empfinden, wie Sie es bei mir voraussetzen, so werden Sie es um so leichter verzeihen, daß eine Frau sich nicht freiwillig dem zerstörenden Einflusse eines Zufalls bloß gestellt sehen will."

Auf Julie machten diese Worte keinen Eindruck. Sie traute sich ein Uebergewicht zu, deshalb sagte sie kurz:

„Ich wünschte Ihnen einen Brief zeigen zu können, den ich an den Grafen schrieb, allein ich besitze keine Kopie von ihm. Sie würden sich dann überzeugen, wie

ich seinen Phantastereien begegnete, die am Ende nichts weiter sind, als ein etwas subtilerer Unterhaltungsstoff, wie ihn Leute von Geist und Gefühl sich manchmal erwählen. Ein Mann, der mit großen und glänzenden Eigenschaften in der Welt zu leben gewohnt ist, kann von dem Stillleben einer engen Häuslichkeit unmöglich sich ganz befriedigt sehen, und wird daher stets neuer Anregungen bedürfen."

„Sie kennen mich nicht," sagte Clara, „wenn Sie glauben würden, daß ich ihm das mißgönnte. Allein ich weiß es, daß er nicht glücklich dadurch wird."

„Dann müßten Sie durch List oder Gewalt ihn von den Einflüssen zu befreien suchen, die sein Glück untergraben, und in der Folge sogar zu Schritten verleiten könnten, die Ihnen selbst gefährlich würden."

„Und Sie selbst geben mir diesen Rath? Sie finden selbst, daß es nicht angemessen sei, in Ruhe abzuwarten, daß er sich ändere? Die Gattin soll die Ueberzeugung aufgeben, daß er es fühlen werde: häusliches Glück sei das größte; keine Zärtlichkeit sei so beständig, als die eines durch Pflicht, Dankbarkeit und Liebe fest an ihn geknüpften Wesens? Daß er nicht wieder von selbst darauf gerathen werde; der stille Friede des vertrautesten, auf das nämliche Interesse gegründeten Umgangs; der sanfte Verkehr zärtlicher Herzensstimmung, sei den flüchtigen Genüssen eines berauschenden Haschens nach Schimmer unendlich weit vorzuziehen, weil dies alles vorüberschwindet und nichts zurückläßt als Reue? Ich kann mich nicht so gänzlich täuschen. Ein Mann wie der

Graf kommt früher oder später von seinen Irrthümern zurück, und macht dann alles wieder gut, was er vielleicht gefehlt. Ist es nicht besser, auf eine solche Zukunft zu hoffen, als sie durch ungewisse Mittel erzwingen zu wollen, wie Sie es mir riethen?"

Sie sagte dies mit einem so holdseeligen Ausdruck von Gelassenheit und tugendhafter Ergebung, so aus des Herzens innerstem Gefühl, daß sie einen Mörder dadurch hätte bewegen müssen, den auf sie schon gezückten Dolch fallen zu lassen. Julie schien gerührt.

„Ich bewundere Ihre standhafte Zuversicht," war Alles, was sie sagte.

Clara athmete jetzt freier; sie ahnte ein verwandtes Gefühl in Julie erweckt zu haben; sie empfand auch, wie ihre Sinne sich wieder erhellten, wie die Hitze des Fiebers sie gänzlich verlassen hatte, und ein sanft kühlendes Durchrieseln ihres Körpers sie erfrischte. Das flammende Blut war in seine geregelten Gränzen zurückgetreten, und die gepreßten Nerven konnten wieder ihre wohlthuende Thätigkeit beginnen. Sie erblickte in Julie keine Feindin mehr.

„Ich danke es diesem Zufall," sagte Julie nach kurzer Pause, „daß er Sie zu mir führte. Ohne ihn hätten wir uns vielleicht nie gesprochen. Eine Frau, die mit dem Gefühl des Hasses, vielleicht der Verachtung mir gegenüber trat, öffnet mir ihr Herz mit einem entzückenden Freimuth, wie ihrer besten Freundin, das ist so einzig, so unvergleichlich, weil es so naiv und unschuldsvoll ist, wie ich es bei einer Dame Ihres Standes mir nicht zu denken getraute. Welche Liebe! welche

Demuth! verzeihen Sie mir, diese Lobsprüche; aber die Schuld, von der ich nicht ganz frei mich bekenne, entreißt sie mir."

„Was ich von Ihnen höre, überzeugt mich, wie sehr schuldig ich selbst bin. Hätte ich mir die Mühe genommen, Ihre Bekanntschaft, und ich setze hinzu, Ihre Freundschaft eher zu suchen, ich hätte mir Stunden des bittersten Elends erspart —"

Julie sah ihren Stolz besiegt; sie fühlte zum erstenmal in ihrem Leben, welche Hoheit auch mit Anspruchslosigkeit vereint sein kann; welche Macht auch aus der selbstgewählten Beschränkung erstrahlt. Sie wurde von der Ahnung erfaßt, daß hierin etwas liege, was ihrem Begriffe von Emancipation nicht widerstritt; ohne sich jedoch sagen zu können, daß es die Heiligung sei, welche die Ehe selbst dann kennzeichnet, wenn man auch in Kummer dahinlebt. Julie war keiner Heuchelei fähig.

„Schenken Sie mir Ihr Vertrauen," sagte sie, „vergessen Sie unsere beiderseitigen Verhältnisse, und hören Sie mich ruhig an. Es wird mich, es kann Sie auf das vollständigste beruhigen. Nehmen Sie es als ein Opfer hin, das ich unserer jungen Freundschaft bringe. Ich gestehe Ihnen mit einer Offenheit, welche der ihrigen nicht nachstehen soll: ich liebte Ihren Gemahl."

„Sie liebten ihn?" — fragte Clara mit steigender Bewegung.

„Ich hatte ihn schon aufgegeben — ehe ich Sie noch kannte. Jetzt tilgt sich von selbst jedes Andenken an ihn aus meinem Herzen."

„Und der Augenblick, der Sie von meinem Kummer überzeugte, wäre dies im Stande gewesen?“

„Ein rasches Selbsterkennen hat wohl noch größere Entschlüsse hervorgerufen. Mein angeborener Stolz hat sich erhoben. Ich will neben der Größe einer berechtigten Gattin, nicht zu einer elenden Rolle herabsinken. Ich gelobe Ihnen, daß mir der stille Familienfriede künftig keinen Spott mehr entreißen soll.“

„Und wann der Graf Sie wieder besucht?“

„So werde ich mich Ihrer Achtung nur noch würdiger machen.“

Julie streckte ihre Hand der neuen Freundin entgegen. Clara breitete die Arme gegen sie aus; beide blickten sich mit thränenden Augen an. Die eine fühlte sich gehoben; die andere, wie durch ein Wunder von drückender Qual befreit, hatte in ihrem Herzen alles vergeben.

Sie schlossen sich Brust an Brust in langer Umarmung. Auch der Sünderin Seele war gereinigt. Es war ein heiliger Augenblick. Keine denkt daran, wen sie umschlungen hält. Eine dankt der andern.

Der Gang, den Clara, krank und verzweifelnd als den schwersten ihres Lebens angetreten, wird jetzt von ihr im Stillen gesegnet. Alles, was sie von ihm erhofft hatte, sieht sie erfüllt. Kein Schatten mehr, der ihr Glück zu trüben drohete. —

Graf Pflug fand keine Ruhe an jenem Abend. Was er auch unternahm, wohin er sich auch wendete, immer kamen ihm die Worte in den Sinn, die Julie an ihn

geschrieben; immer heftiger ward der Groll gegen seine Gattin. Er mußte sich Luft schaffen; eine Unterredung mit der Geliebten, und wenn es die letzte sein sollte, dachte er.

Er flog zu ihr, als kaum Clara sie verlassen hatte. Er fand sie in einer nie gesehenen Verwirrung über seinen Besuch. Ihr Entschluß stand fest; sie wollte viel lieber ihr Leben verlieren, als die Freundin verrathen. Allein ihr Herz hatte einen schweren Kampf zu bestehen, das fühlte sie wohl.

Sie theilte ihm mit, daß sie ganz zufällig die Bekanntschaft der Gräfin gemacht habe, und bot alle ihre Kunst der Darstellung auf, um ihm den Eindruck im schönsten Lichte zu zeigen, den die Begegnung auf sie gemacht hatte. Sie war unerschöpflich Clara's Vorzüge, auf Kosten ihrer eigenen hervorzuheben, und betheuerte, daß sie glücklich sei, so schnell in der Gräfin eine Freundin sich erworben zu haben. Sie verhehlte ihm nicht, daß sie nunmehr wisse, wie sehr Clara ihn liebe, und fügte hinzu, wie hoch sie diese Zärtlichkeit der edeln Frau schätze.

Der Graf antwortete mit keiner Silbe; tief in sich versenkt, schien er die Täfelung des Bodens zu betrachten. Als sie ihm aber nicht vorenthielt, daß sie ihn nicht mehr wie bisher, sondern nur in Gesellschaft seiner Gattin, als gleichgiltigen Besucher empfangen könne; da sprang er auf, blickte sie wild an, und sank dann wie ohnmächtig in den Stuhl zurück.

Julie entwand sich glücklich dem Gefühle des Mit-

leids, das in ihr aufloderte, und vielleicht ihre Entschlüsse hätte wankend machen können. Sein fortwährendes Schweigen kam ihr zu Hilfe. Sein Auge blickte, als verzehrte es ein innerer Brand; sein Gesicht erstarrte zu einer unbeweglichen Masse; er hätte keinen Laut hervorbringen können, und wäre noch mehr als Julien's Besitz auf dem Spiel gestanden.

Als er in dieser Erstarrung verblieb, und sie lange vergebens auf seine Erwiderung gewartet hatte, entfernte sie sich schnell, und überließ den Grafen seinen Gedanken.

Dieser letzte Schlag war entscheidend. Er loderte auf in Wuth; riß die Halsbinde ab, warf den Hut auf den Kopf und stürmte fort.

Clara war an allem Schuld; er verabscheuete jetzt seine unglückliche Gemahlin. Etwas Grausendes dämmerte in seiner Seele auf. Mit einem Schlage wollte er sich befreien, und eine neue herrlichere Schöpfung sollte ihn aufnehmen. Er wußte nicht, was er zuerst ergreifen sollte; auch das Entsetzlichste schien ihm leicht und ausführbar.

Er eilte nach Hause. Auf der Treppe begegnete er dem Bedienten, der seiner Gemahlin eben die Limonade bringen wollte, die sie jeden Abend zu nehmen gewohnt war. Er befahl sie ihm zu bringen. Der Bediente, der an dem Grafen niemals eine so schauderhafte Entstellung der Gesichtszüge gesehen hatte, gehorchte zitternd, wie von banger Ahnung ergriffen, und trug ihm das Glas nach.

Er kostete die Limonade. Sie sei zu schwach, sagte

er, er solle diese nur da lassen, und ihm eine stärkere holen. Als der Bediente fort war, ging er wie bewußtlos zu einem Necessaire, und schloß es auf.

Er nahm eine reich verzierte Büchse daraus. Auf mattem Golde erglänzte eine Inschrift in fremden Charakteren, um die farbige Edelsteine incrustirt waren. Er hatte sie einst in Persien erstanden. Sie bewahrte kleine unscheinbare Kügelchen — Pillen, die das stärkste Gift enthielten; von denen ein paar schon den augenblicklichen Tod herbeiführten.

Die Neuzeit ist auch an solchen Gräuelthaten nicht arm. Schon viele Ungeheuer, mit ebenso alten Wappen wie Graf Pflug, sind einem ähnlichen Verbrechen erlegen. Die Kriminalstatistik ist furchtbar angeschwollen, und in den Annalen der Gerichtshöfe stehen die großen blasonirten Namen der Reihe nach verzeichnet.

Er hatte den Deckel geöffnet, der die Pillen verschloß, und sein Auge ruhete starr auf denselben. Schaam, Wuth, fehlgeschlagene Hoffnung einer gekränkten Leidenschaft auf einen nahen Sieg, durchtobten ihn. Bald war es ihm, als müsse er seinem Leben ein Ende machen; dann wollte er wieder nicht ungerächt sterben. Ein Gedanke wurde immer von einem schrecklichern verdrängt. Es dürstete ihn nach Vernichtung. Dann fühlte er plötzlich wieder seine Kräfte brechen; Clara's Bild schwebte ihm vor, wie es ihm einst erschienen war. Doch diese Erinnerung war nur vorüberschwindend, und er erwachte wie aus einer dumpfen Betäubung. Mit jedem Pulsschlag empfand er einen tödtlichen Stich in seinem Herzen.

Es waren nur wenige Augenblicke, aber erfüllt von einem furchtbaren Kampfe.

Da trat der Diener herein und brachte eine frischere Limonade.

Die Unterbrechung wirkte wie ein Wunder. Es war Pflug's Schutzengel, der ihn der Versuchung mit himmlischer Gewalt nur allein zu entreißen vermochte. Ungestüm verschloß er die Büchse in das Necessaire, leerte das ihm präsentirte Glas bis auf den letzten Tropfen, und befahl mit ängstlicher Hast dem Bedienten, das andere Glas der Gräfin zu bringen.

Der alte Diener, dem früher schon das Aussehen, und jetzt noch mehr das Benehmen seines Herrn aufgefallen war, betrachtete unterwegs das Glas genau, und obschon er nichts Verdächtiges darin bemerkte, so überfiel ihn dennoch eine sonderbare Aengstlichkeit, und er zitterte, als er es auf den Tisch vor der Gräfin niederstellte.

Clara bemerkte es sogleich, und fragte was ihm fehle. Der Bediente, welcher ihr von ganzem Herzen ergeben war, erzählte ihr einfach den Hergang, ohne jedoch etwas von seinen eigenen Muthmaßungen hinzuzusetzen. Er meinte nur, ob er nicht die Limonade wegschütten dürfe, da der Herr Graf sie gekostet und matt befunden habe.

Clara erbebte unwillkürlich, obgleich sie das, was sie so grauenhaft und heimlich beschlich, sich nicht zu erklären wußte. Sie befahl dem Bedienten, die Limonade da zu lassen, und sich zu entfernen. Dann klingelte sie

der Kammerfrau, und ließ den Grafen zu sich bitten, weil sie ihn in einer höchst wichtigen Sache zu sprechen wünsche. —

Er fühlte sich so abgespannt, daß er nicht fähig war sein ganzes Unglück zu überblicken. Sonst reich an muthvollen Planen, und darauf gebaueten Hoffnungen, war er jetzt verarmt, krüppelhaft und elend, weil er seine Bosheit einsah, wie der gemeinste Verbrecher. Sein Herz war aufgezehrt; er verabscheuete das Leben, Alles, sich selbst. Er verfluchte sich, daß er nicht soviel Muth mehr hatte, seinem Elend ein schnelles Ende zu machen.

Er war im höchsten Grade bestürzt, als er Clara's Botschaft empfing. Ein zorniger Aerger war an die Stelle der Abspannung getreten, als er der Einladung folgte. Es war ihm, als müsse er lebendig in's Grab steigen.

Clara saß vor dem Tische, auf welchem das volle, von ihren Lippen noch unberührte Glas stand. Sie bat ihn, sich zu ihr zu setzen.

„Verzeihe, daß ich Dich zu mir bemühete, Adalbert," fing sie mit schwachem, zitternden Tone an. „Ich befinde mich schon lange in einem mir unerklärlichen Zustand, der heute durch ein zufälliges Ereigniß bedeutend gesteigert wurde. Es ist so arg mit mir geworden, daß ein Zeitpunkt, den ich so sehnlich herbeiwünschte, und der mir schon nahe bevorsteht, mich nicht mit jener seeligen Freude anderer Frauen erfüllt, wann sie das Höchste erwarten, Mutter zu werden."

Sie hielt inne und sah nach ihm hin, der wie ein

armer Sünder vor ihr saß. In ihrem Auge lag nichts, was Zorn oder Strenge verrathen hätte.

„Ich dachte oft daran, daß ich es nicht erleben würde," fuhr sie fort. „Heute aber ist's mir so, als ob irgend ein schnell hereinbrechendes Ereigniß mich treffen könnte, was mir nicht mehr gestattete, mit Dir so recht vertraulich zu sprechen. Es drängt mich dazu, und Du schenkest mir wohl Gehör, wann du erwägst, daß die Zeit zu leben, mir vielleicht nur noch kurz zugemessen ist. Ich bin dir ein Geständniß schuldig. Ich habe mir heute die Freiheit genommen, die Bekanntschaft der Frau von Barthel zu machen, ohne daß ich zuvor um Deine Einwilligung nachsuchte. Ich darf es dir aber nicht verschweigen."

Des Grafen Folterqual wuchs bei jedem ihrer Worte. Es war nicht mehr der frühere Zorn, der in ihm tobte; es war das Gefühl der Selbstvernichtung, des Zorns gegen das eigene Ich.

„Adalbert," sprach sie sanft und wenn der Tod mich in diesem Augenblicke träfe, so könnte ich mir sagen, du kennst alle Handlungen meines vorhergehenden Lebens, und so wollte ich denn auch, daß meine letzte dir nicht verborgen bleibe: mein Besuch bei Julie von Barthel. Unter allem was ich jemals gethan, erscheint mir dies als das schönste. Es bleibt Deinem Urtheile überlassen, ob du mir beistimmen willst. Wäre es nicht der Fall, überzeugtest du mich davon, so würde ich mich nach dem Ausgang eines Kampfes sehnen, zu welchem meine Kräfte nicht ausreichen, und ohne Widerwillen und Schmerz

dem Ende meines unglücklichen Lebens entgegen sehen. Du sagtest mir einmal im Augenblick der holdesten Freude, du würdest mich tödten, wenn ich Deiner Liebe mich unwerth zeigte. Es war ein Scherz; allein das Wort erstarrte mich wie Eis. Ich konnte es lange nicht vergessen; dann dachte ich nicht mehr daran, und eben jetzt fällt es mir wieder ein. Wärest Du, durch das was ich unternahm, im Stande Dein Wort zu halten? Verzeihe der schwachen Frau diese Frage, die nur aus gränzenloser Liebe gegen Dich gefehlt hat, und nur aus Liebe sich zu dem gewagten Schritte hinreißen ließ; deren Leben nur von Deiner Liebe Nahrung erhielt, die nur Dein war, deren Treue Dir unverbrüchlich galt; die jedes Opfer Dir zu bringen vermag."

Sie hob die Augen, wie betheuernd zum Himmel, dann blickte sie auf ihn, als ob sie ihn um Verzeihung anflehe. Sie, die Reine, in unterwürfiger Demuth dem Sünder gegenüber, der es nicht wagen durfte, ihr schönes, tugendhaftes Geständniß, mit dem Geständniß seiner Verbrechen zu beantworten. Aber sein Herz war nicht so verhärtet, daß es von ihrer heiligen Schönheit nicht gerührt worden wäre.

Als sie dies gewahr wurde, mußte sie weinen. Das löste die ersten warmen Worte ihm von dem Herzen.

„Weine nicht, meine Clara;" sagte er. „Wie Du selbst vorhin sagtest, bist Du mir stets aufrichtig gewesen; ich darf Dir darin nicht nachstehen. Du verdienst das höchste Erdenglück; ich fühle Deinen unvergleichbaren Werth, aber mein unglückliches Herz, übel erzogen, in

der Jugend verblendet, in Allem verwöhnt, zu früh gesättigt — verdient Deine Liebe nicht."

„Nicht so!" sprach sie herzlich. „Dein Blut ist zu rasch bewegt in diesem Augenblick. Du bist großer und edler Gedanken fähig, die nur manchmal von zu schnellen Entschlüssen und Wünschen durchkreuzt werden. Du sprichst, als wäre für meine und Deine Liebe nichts mehr zu hoffen. Aber heißt das nicht Gottes vergessen, und der schwersten Sünde verfallen? Das allein könnte mich wahrhaft unglücklich machen. Du wirst nicht so unbarmherzig sein; ich kenne Dein Herz zu gut."

„Du täuschest Dich nicht," rief er. „Dies Herz gelobt Dir Besserung, wenn Du ihm verzeihest. Was warst Du mir selbst dann noch geblieben, Du theures Weib, als ich mich Deiner so unwerth machte. Was ich hinfort noch Gutes vollbringe, es soll in Deinem Namen geschehen; in jeder Gefahr wirst Du mein schützender Engel sein. Ja, ich liebe Dich! Glaube mir's, daß ich Dich liebe!"

Sie hatte ihn aussprechen lassen, um seine Herzenserleichterung nicht zu unterbrechen, die ihrem eigenen Herzen wie Balsam war; ihr ganzes Wesen erhob sich jetzt, wie ein heiterer Sonnenaufgang über Ruinen.

„Ich konnte ja niemals ganz daran zweifeln, daß Du mich liebest," sagte sie. „Ich glaubte an Dich, und mußte Dir vertrauen, denn ich kannte Dich ja zu gut."

Sie stand auf und legte den Arm sanft ihm um den Nacken.

„Nur in Gott allein werden die festen Bündnisse ge-

knüpft," sprach sie. „Ist Gott nicht der Mittler, den beide Theile am meisten lieben; so wird der Theil, der von ihm abfällt, nur noch sich selbst lieben, und des andern vergessen. Man weiß es nicht immer, oder man überredet sich, es nicht zu wissen, bis man es später erkennen muß, und dann vor seiner eigenen Gestalt zurückschaudert. Wer liebt, wende sich nur stets zu Gott, und das ersehnte Glück wird ihm sicher gewährt. List und Gewalt sind ohne Verdienst und Gewinn; nur bei der Tugend ist Beides."

Diese Worte, die noch vor wenigen Stunden seinen bittersten Spott hervorgerufen hätten, übten jetzt eine besiegende Kraft auf ihn. Er sah sich von einer Seite angegriffen, die seiner Halsstarrigkeit die letzte Stütze raubte; seine brennende Rachsucht war schon längst erloschen. Er suchte jetzt nur noch eine Entschuldigung vor sich selbst darin, daß seiner Gattin zärtliche Anhänglichkeit, ihm zu monoton erschienen war, und ihm daher Mißvergnügen und Langeweile verursacht habe. Ein heimliches und schleichendes Gift sei dadurch in seinem Herzen entstanden, das selbst in der lautersten Quelle seines Lebens die furchtbarsten Wirkungen äußerte. Nun sah er aber ein, daß ein sanftes, liebendes, durch seine Schuld leidendes, und durch eine wunderbare Entschlossenheit beseeligtes Weib, ihn gerettet, und ihm dem Leben wiedergewonnen habe. Er fühlte, daß er sein Herz ihr nicht wieder zu entziehen im Stande sei. Dies Letztere sprach er in zärtlichen Worten aus, und in seinen Augen spiegelte sich die wiederkehrende Reinheit seiner Empfindungen.

Clara rief aus der Vergangenheit die entzückendsten Bilder in ihm zurück, um die glücklichste Zukunft damit zu schmücken. Nur ein einziger Gegenstand auf Erden umschloß Alles was sie wünschte, erwartete und hoffte.

Aber dennoch mischte sich eine trübe Vorstellung störend in ihr Gefühl. Sie sagte sich im Stillen, daß die alte Vertraulichkeit doch nie mehr wiederkehren werde; weil ihre Güte und Freundlichkeit ihn beschämen, ihre Liebkosungen ihn tödten könnten, wenn sie nicht der Bitterkeit über das Unrecht, was er ihr zugefügt, ein Geständniß gegenüberstellte, das auch sie einer Schuld verfallen erscheinen ließ. Sie wollte ihr eigenes Herz vor ihm anklagen, um aus dem seinigen den tödtlichen Stachel zu entfernen.

Wenn man es auch Klugheit nennen wollte, was ihr diesen großmüthigen Entschluß eingab; so war sie doch nicht aus kalter Berechnung entsprungen.

Es war die Klugheit ihres Engels, der Sie leitete und beschützte.

„Auch ich habe Dir etwas zu bekennen," fing sie an, „was ich dieser Stunde zum Opfer bringen muß, denn nicht der leiseste Schatten darf unser inneres Licht fortan trüben. Ich sagte Dir einmal von einer Zuneigung, die ich für einen Jugendgespielen hegte, als ich noch ein halbes Kind war. Ich weiß jetzt wohl, daß es nicht Liebe war; denn es war ein anderes Gefühl, als dasjenige, was meine Seele so fest mit der Deinigen verknüpft. Aber ein Andenken daran besitze ich noch, das mich zuweilen an jene Zeit erinnert, und Eindrücke in

mir zurückrief, wann ich in trüben Stunden meine Augen darauf heftete. Ich klage mich deßhalb an vor Dir; das durfte nicht sein. Die Vergangenheit erschien mir dann glücklicher als sie war, und meine Pflicht erheischte es von mir, all meinen Trost nur aus der wirklichen Gegenwart zu schöpfen. Ich könnte jenes Andenken von mir werfen, es vernichten. Das wäre aber nicht genug; das entsühnte mich nicht, weil ich es so lang mit innerer Befriedigung aufbewahrte —"

Des Grafen Blicke folgten ihr in großer Spannung, als sie zu einer Schatulle ging und ein himmelblaues Band daraus nahm, welches sorgfältig zusammengelegt war.

„Du erlässest mir für jetzt wohl die Geschichte dieses verblaßten Angedenkens, das sein Alter an seinem Aeußern verräth. Nimm es hin, es war ein kindischer Scherz, der nie den Ernst dieser Stunde hätte erleben sollen."

Er nahm das Band, zog sie an sich und sagte:

„Du zeigst mir in Allem den Weg. Du bist eine Heilige, welche Laster und Verbrechen nie gekannt hat, und sich in ihrer himmlischen Demuth auf gleicher Linie mit dem Sünder stellen will, um ihn zu sich zu erheben. Ist es wahr, daß es eine Hölle giebt, so könntest Du daraus erretten —"

„Nicht so," unterbrach sie ihn ängstlich. „Es giebt eine Hölle. Wir aber sollen danach streben, den Himmel durch eigenes Zuthun zu gewinnen." —

Welche Verwandlung war mit dem Grafen vorgegangen, als er seine Gattin verlassen hatte, und sich

wieder in seinem Zimmer befand! Vor wenigen Stunden beherrschten ihn Gedanken an Rache, Selbstmord, Vernichtung; jetzt war eine sanfte Ruhe in ihm. Er küßte das himmelblaue Band, das ihm Clara, die reine Engelsseele gegeben; der Kuß galt ihr. Das Band verschloß er, als ein heiliges Andenken.

Eine herrliche Nacht war's. Der dunkle Himmel leuchtete von unzähligen Sternen; ein melodisches Geräusch durchzog die Luft, von dem Säuseln der Bäume und dem Brechen der Wellen am Gestade erzeugt, die weithin ihre Kühle verbreiteten. Das Gestirn der Nacht strahlte silbern im Osten. Alle Gegenstände verschwammen in zauberischer Beleuchtung; es war gleich einem noch umschleierten Morgengrauen. In den Orangen schlug ein Vogel den höchsten Ton an, den sein Kehlchen zu erschwingen vermochte; und von den nahen Hügeln antwortete ein anderer, jenen noch überbietend. Die Straße war öde und leer. Nichts störte die Feierlichkeit dieser Nacht.

Der Graf stand am Fenster, die Arme gekreuzt, und horchte auf die Stimme in seinem Innern, die sich laut und vernehmlich hören ließ.

„Du hast sie alle gekostet, die Genüsse, welche die Thorheit der Menschen ersann und darum schätzt," so lautete der vertraute Freund, das Gewissen in ihm — „jetzt kehrst du ihnen den Rücken für immer. Aber noch Eines ist, was dich zu ihnen wieder hinleiten könnte. Das Gute muß man nicht halb wollen, man muß vollenden, was man begonnen. Um die Seeligkeit der Demuth zu

kosten, um alle Pflichten zu erfüllen, muß auch die letzte Spur eines leeren Wahnes ausgerottet werden. Welch' ein Verdienst ist es, ein Schwert, das der Ahnherr führte, zu besitzen; eine Rüstung vom Rost zerfressen zu lassen, die einst zur Zeit der Kreuzzüge einen Ritter schützte, der unsern Namen trug? — Und darauf sollte man seine höhern Ansprüche gründen? Was ist man, wenn man nur ein Graf ist? Was bedeutet ein Stammbaum? Mein Vater war ein Graf, mein Großvater Freiherr, dessen Großvater war Falkenier, und wurde zum Ritter geschlagen, während dessen Vater ein Knappe war, der die Rosse striegelte, und seine unbekannten Ahnen von Adam herleitete, der als erster Bauer, sein Brod im Schweiß des Angesichts gewann! Und meines Stallknechts Enkel trägt vielleicht einmal ein goldenes Kreuz, und dessen Enkel regiert vielleicht einmal als Minister, Volk und Land, und hetzt vielleicht einmal die Heerde eines Schäfers, der eines Grafen Enkel ist!"

Er wollte sich los schälen von den feudalen Machtgeboten, denen er bisher gehorcht; seine Stimmung ließ es ihm leicht erscheinen. Auch diese letzte Scheidewand zwischen ihm und Clara, sollte verschwinden; und es freuete ihn, eine weite Bresche darin zu öffnen, die sie für ewig in Trümmer legen sollte. Nach Clara's Wochenbett, wollte er nach Deutschland zurückkehren, um auf dem Lande zu leben.

Es war ihm nicht möglich zu schlafen. In seinen Gedanken vertieft, über schöne Vorsätze brütend, verließ

er das Haus und lenkte seine Schritte den Pinien zu, welche die nahe Höhe säumten. Es war eine liebliche Oase, die dem Wanderer um Mittag den erquickendsten Schatten bot, und jetzt unsern nächtlichen Denker in ihr Dämmerlicht aufnahm.

„Hier ist gut sein!“ mußte er ausrufen, als er sich auf den Boden warf, der mit jenen freiwilligen Spenden bedeckt war, die ohne Kultur der Erde entsprossen. Verbenen, Lavendel, Thymian, Iris erfreueten das Auge, und verbreiteten den lieblichsten Duft um sein Lager, von dem er das Auge bis zum Meere schweifen ließ. Alles war hier noch schöner, als am Tage; der Wohlgeruch stärker; die Luft linde schmeichelnd. Aus dem Kloster die Glocke, die zur Frühmette rief; auf den Hügeln das Geläute der erwachenden Heerden. Jetzt begann überall Geräusch, das wie ein unverstandenes Geheimniß sich offenbarte, weil es im Zusammenhall doch nur wieder in eine erhabene Stille zerfloß.

Schritte, die sich dem Platze näherten, weckten ihn aus dem Nachdenken. Sie schwebten leise dahin über das Gras. Er drehte den Kopf und erblickte Clara. Sie hatte ebenso wie er am Fenster stehend, ihn das Haus verlassen sehen, und war ihm gefolgt. Sie setzte sich zu ihm. Beide tauschten ihr Entzücken über die herrliche Natur. Beide hatten sich die holdesten Dinge zu sagen.

„Ich bete nur um Eines,“ sprach sie, „daß Du mich immer lieben mögest!“

„Dies süße Gebet hat Gott schon erhört!“ erwiderte er.

So saßen sie bis zum Morgen. Als man den Ruf

der an die Arbeit gehenden Menschen vernahm, den das gedehnte Brüllen des Viehes beantwortete; als die Achse eines Karrens knarrte, der den steinigen Hohlweg herauf kam; als ein Mädchen, mit ausgestrecktem Arm die Amphore auf dem Kopfe festhaltend, zur nahen Quelle schritt, da standen der Graf und die Gräfin Pflug auf, um sich in ihre Wohnung zu begeben.

Eine schönere, bedeutungsvollere Nacht hatten sie noch nie erlebt; aber auch nie eine Nacht auf seltsamere Weise zugebracht. —

* *
*

Nach wenigen Tagen erhielt die Gräfin von Pflug eine Karte:

Madame Julie de Barthel

p. p. c.

Sie hatte sich zu Pferd gesetzt, um quer durch die Abruzzen nach Neapel zu reiten, von dort nach Tunis zu gehen, und einer vom Bey, zum Vergnügen der zahlreichen Touristen veranstalteten Löwenjagd beizuwohnen. Die Emotion, die sie sich davon versprach, drängte die Politik, Garibaldi und alles Andere in den Hintergrund, auf dem auch nicht die unscheinbarste Silhouette des Grafen Pflug sich noch zeigte. Eine Julie von Barthel müßte einer entschiedenen, an Wahnsinn gränzenden Schwermuth schon sehr nahe sein, um mitten unter dem einladendsten Glanze einer stets sich verjüngenden Lust, wie

sie aus dem unendlichen Borne des Fortschritts sprudelt, eines kleinen Abenteuers — in welchem Zwist und Versöhnung eines Ehepaars den Inhalt bildeten — nach vierundzwanzig Stunden sich noch erinnern zu können. —

8.

Isidor ist jetzt in Rom. —

Es ist ein weiter, hoher Raum, in den wir blicken. In unserm Deutschland sieht man desgleichen wohl in keinem Schlosse, so viel' auch deren sind. Mag sein, daß Heidelberg einmal etwas Aehnliches gezeigt, in jenem Theil, der nach dem Plane des Michel Angelo erbaut, selbst noch in Trümmern so stolz emporstrebt.

Der Raum oder Saal befindet sich nach einem von hohen Mauern umschlossenen Garten gelegen, in einem prächtigen Palaste auf dem Platze, der Riesentreppe gegenüber, die zur Kirche Trinità de' Monti führt, und über dessen Eingangsportal die Worte: Collegium de propaganda fide zu lesen sind. Seit etwa zweihundert Jahren ist hier der Sitz der Congregation zur Verbreitung des Christenthums unter den Heiden, eine Schule, wo die ächte Menschenliebe gelehrt wird, damit man sein Leben als Märtyrer beschließe. Diese Schule ist stets gefüllt; alle Völker des Erdballs senden Schüler her; und in allen Sprachen, die gesprochen werden, wird dort der Herr verherrlicht.

Isidor ist jetzt in diesem Raume; in dem anstoßenden offenen Garten steht Alles in reichster Blütenpracht; die Natur zieht ihn hier nicht mehr an. Seine Blicke hängen an den Bildern, welche die Wände schmücken, die er von einem zum andern gehend, aufmerksam betrachtet. Es sind lebensgroße Bildnisse von Priestern in ganzer Figur. Ein greiser Herr, die ehrwürdige Gestalt in einen violetten Talar gehüllt, folgt ihm zur Seite, und die Worte, die Isidor bei'm Betrachten der Bilder spricht, scheinen ihm Freude zu machen, wie man es aus dem sanften Lächeln, das den Mund umschwebt, und aus dem, schärferes Horchen andeutenden Hinaufziehen der Augenbrauen wahrnimmt, deren tiefe Schwärze und Völle zu den silberweißen Haaren, die sich spärlich unter dem Käppchen hervordrängen, einen lebhaften Kontrast zeigen.

„Welche tiefe Züge, welcher Ernst des herrlich blauen Auges," rief Isidor, vor einem Bilde wie festgebannt. „Wie beredt erscheint dieser Mund, obgleich ihn der Maler uns fest geschlossen zeigt. Das schlichte Haar ist wie mit dem Frieden Gottes gesalbt. Und der Bart, wie edel umschließt er das ehrfurchtgebietende Antlitz! Die Brust bedeckt ganz das Kreuz, das die emporgehobene Hand fest an dieselbe drückt. Wie schmückt dies Alles den Mann in der schlichten frommen Hülle des schwarzen Gewandes mehr, als wenn er in Gold und Purpur strahlte. Das ist ein von heiliger Kraft durchdrungener Weiser, der das Gute nur um des Guten willen thut, und sich willig dafür opfert."

Der Begleiter nannte ihm den Namen des heiligen

Franz von Xavier. Alle, die hier abgebildet waren, gehörten einst dem Orden Jesu an. Alle hatten Kummer, Noth und Unbill ertragen und jedem Erdenleid muthig getrotzt, denn das Heiligste stand ihnen höher, als das Nichtige, was ihnen die Welt geboten hätte.

„Wer ist der hier, dessen offener Mund, dessen Feuerauge, mich an ein Bild des Kaisers Karls des Großen mahnt, das ich einst in meinem deutschen Vaterlande gesehen habe. Die hohe, starke Gestalt, scheint viel eher einem Helden, als einem Priester anzugehören."

„Das ist Canisius, ein Held wahrhaft, wie Sie ihn nennen. Ein Prediger, ein Ordner, ein Lehrer, Kämpfer, Arbeiter, wie selten nur ein Mensch dies Alles in sich vereinigt hat. Was dieser dem Orden durch Gottes Beistand werden durfte, ward nur selten einem Andern zu Theil."

„Wer ist der abgezehrte, hagere, ernste Mann hier?" fragte Isidor überrascht stehenbleibend. „Sein Gesicht ist krankhaft gelb, sein Auge blickt so matt, und doch dabei so tief ruhig vor sich hin, als ob er auch nicht durch die blendendste Verlockung die ganze Welt erkaufen möchte. In ihrem Ganzen erscheint mir die Gestalt sehr demüthig, aber die große Adlernase, die sich stolz zwischen den eingefallenen Wangen hervorstreckt, will wieder nicht zu der Demuth passen. Die ganze Haltung scheint darauf hinzudeuten, daß der eine Fuß etwas zu kurz, dem Körper nicht die gehörige Stütze bieten kann."

Der alte Begleiter hatte mit sichtbarerem Wohlgefallen noch wie bisher, dieser Exclamation des jungen Fremden

zugehört. Er zog sein Käppchen ab und sprach mit etwas erhobener Stimme:

„Verbeugen Sie sich! das ist der heilige Ignatius selbst!"

Isidor blieb noch eine Weile im Anschauen verloren, und sagte dann leis für sich, daß es sein Begleiter nicht hören konnte:

„O, wie beneide ich seine Größe!"

Noch ein Bild war übrig. Es stellte einen jugendlichen Mann vor. Wer den Typus spanischer Nationalität kennt, mußte in ihm sogleich den Spanier erkennen, während der heilige Ignatius von Loyola auch für einen Italiener oder Südfranzosen gehalten werden konnte. Das Bild, vor dem sich Isidor befand, zeigte einen Kopf von einer so hellen Majestät des Geistes umstrahlt, daß man ihn für den eines Königs halten konnte, der zur Beherrschung großer Reiche berufen sei.

„Das ist des Heiligen Nachfolger, unser zweiter General," sagte Isidor's Begleiter, „der große Lainez, den Gott uns gesandt hat, um die Wissenschaft des Glaubens uns zu hinterlassen, nachdem er die Glaubensglut unsers heiligen Stifters, durch eine weise Organisation für alle Zeit, unauslöschbar gesichert hat." —

Isidor lag seinen Studien ob. Die guten Empfehlungen des Pater Jérémie, hatten ihm die Bekanntschaft einflußreicher Personen verschafft. Er hatte Zutritt bei hohen Würdenträgern und Prälaten. Seine Schicksale, die Offenheit seiner Mittheilung, nahmen für ihn ein. Ueberall trat ihm eine wohlthuende Zuneigung entgegen.

So war ihm auch die Liebe des greisen Superiors zu Theil geworden, mit dem wir ihn die Bildnisse betrachten sahen. Er hatte die Vergünstigung erhalten, während der Recreationsstunde, sich mit ihm unterhalten zu dürfen. Solche Unterhaltungen in dem Sprechsaale oder Garten eines geistlichen Hauses, sind nun freilich von den unsern verschieden, selbst wenn sie sich über Dinge erstrecken, die der Welt angehören und in's pulsirende Leben greifen. Wie sich von selbst versteht, werden unsere Geringfügigkeiten des Tages da nicht hineingetragen. Der Ordensgeistliche, in seiner engen Begränzung, kann keinen Sinn haben, für den bunten Wechsel leicht vorüberschwindender Begebenheiten. Sein Blick ist unveränderlich auf ein dauerndes Ziel gerichtet; seine Einsicht in feste Schranken eingeschlossen, über die er nicht hinaus will, es aber auch nicht könnte und dürfte. Es fällt ihm nicht ein, einen trügerischen Maaßstab an die Zukunft zu legen, und für eine Zeit, über deren Beschaffenheit er keine Sicherheit besitzt, den Dingen, die kommen werden, Gestalt und Einrichtung zu geben. Im Klosterleben trägt alles den Ausdruck der Stabilität. Der Laie staunt es an; ein anderer wird zur Bewunderung hingerissen. Es liegt Größe in dieser starren Abgeschlossenheit.

Einst, nach der Abendmahlzeit, als die Bewohner des Hauses sich noch einige Zeit, bis zur Nachtruhe im Garten ergehen durften; hier — in dem Gange zur rechten — die Schüler mit ihren Lehrern; dort in dem andern — die Väter, ihrer leisen Unterhaltung pflegend; schritt

Isidor an der Seite seines alten Freundes, des Superiors, von den Uebrigen abgesondert.

„Wir sind," sagte der Superior „die Mittelspersonen auf dem weitausgedehnten Standpunkt der wahren Erkenntniß. Wir stehen auf festem Grunde, über uns wölbt sich ein ewiges Dach. Was von Menschen allein erbaut wird, je höher und kühner es sich thürmt, kracht zusammen, ehe man's denkt, und die Erde öffnet sich bis in ihre tiefsten Abgründe. So zeigt es die Geschichte in allen Jahrhunderten."

„Wollten die Menschen," sagte Isidor, „die fünfte Bitte zum heiligen Geist beherzigen: ‚Leite meine Wißbegierde, daß ich Nichts zu wissen oder zu kennen trachte, was mir schädlich oder unnütz ist!' sie würden glücklicher sein, als sich der Führung gewissenloser Gelehrter zu überlassen, die ihnen vom unendlichen Fortschritt predigen, der das Menschengeschlecht beglücken soll. Ich glaube an keinen ungehemmten unbegränzten Fortschritt, in dem Sinne, wie sie es meinen. Nicht an jenen neuesten Fortschritt, der sich von zwei gewaltsamen Ereignissen herleitet, die in ihrem Gefolge die entsetzlichsten Bürgerkriege hatten, die schöne Länder mit Trümmern und Blut bedeckten, und noch jetzt den Boden unter uns in Zuckungen erbeben lassen, die in einem gewaltigen Schlage endlich enden werden."

„Und deshalb hört man so viel von dem Licht unserer Zeit sprechen!" sagte der Superior. „Das physische Licht meinen sie damit nicht; denn der liebe Gott hat ja schon längst Sonne, Mond und Sterne geschaffen.

Und das andere Licht, das von Anfang her schon verheißen war, ist auch seit lange erschienen, hat sich auf die Jünger ergossen, und durch sie in der heiligen Kirche erhalten. Was verstehen sie denn jetzt unter dem Lichte unserer Zeit? Ist denn diese Zeit reicher an Tugend und Erhebung, an reinem Sinn, an Glaubensstärke, an Selbstverläugnung? Werden nicht jetzt noch Bruderkriege geführt, und blutige Siege mit Gepränge gefeiert, welche die Menschheit in tiefster Reue abbüßen sollte? Hat man nicht schon vor vielen Jahrhunderten, prächtige Kirchen und andere Bauten ausgeführt, gemalt, componirt, Gesetze gegeben, Bücher geschrieben? Wird alles das jetzt besser geschaffen, durch die neuen Werke überboten? Ist das Alte verdrängt worden? ist es vergessen? Worin besteht also das Licht unserer Zeit, und was vermag es an dem Zustand der Menschen zu bessern? Ich könnte meine Fragen in's Unendliche ausdehnen; allein ich will mich nur auf das Allgemeine beschränken. Aus der ruhigen Betrachtung, die mir in diesem geschlossenen Wirkungskreise angewiesen ist, kann und darf mein Auge nur durch ein Streiflicht von Außen zuweilen berührt werden. Ich weiß nichts von dem Leben in dieser von neuem Licht erfüllten Welt. Wollte ich aus dem was ich weiß und was ich erlernt, mir ein Urtheil bilden, so könnte es ungerecht sein. Sie sind ein Kind der neuen Zeit, Sie treten so eben aus dem bewegten Welttreiben zu uns heran; sie haben es kennen gelernt, wie Sie selbst sagen, ohne davon erbaut zu werden. Sie werden im Stande sein mir zu sagen: ob die Menschen sich im Irr-

thum befinden über das, was sie das neue Licht nennen; worin es bestehe, oder ob es, noch nicht vorhanden, in nahe oder ferne Aussicht gestellt werden dürfe."

„Was die Menschen das neue Licht benennen, hochwürdiger Vater," sprach Isidor, „hat seinen Brennpunkt in jenem Abfall von Glauben, der mit der Erfindung Gutenberg's zusammenfiel, die etwa um ein halbes Jahrhundert nur älter war. Dies war es auch, was der großen französischen Staatsumwälzung zu Hilfe kam, und ihm verdankt man alles was die heutige Aufklärung beförderte — das neue Licht — das aber freilich viel mehr im Dunkeln läßt, als wahrhaft erhellt. Die mächtige, weitgreifende Erfindung Gutenberg's, wurde bald dazu gemißbraucht, großes Unheil über Alle zu verbreiten. Sie diente den Missionären der Lüge. Seit Ulrich von Hutten zeigt sich uns ein langer Schweif, bis zu den heutigen Journalisten und Pamphletisten herab, die gegen Gott, den Glauben, die Kirche ihre Angriffe schleudern und die Massen in ihrer Weise bekehren. Es ist schwer gegen sie anzukämpfen, obgleich man sich dabei ebenfalls der Erfindung Gutenberg's bedient. Die wohlpräparirte Lüge wirkt wie Opium, einschläfernd und aufregend nacheinander. Wer von ihr erfüllt ist, zu dem kann die Wahrheit nur schwer gelangen. Die Massen sind verschanzt hinter den Dorngestrüpp der Lüge, die sie beherrscht, und der sie sich gern unterwerfen, weil sie ihnen keinen Zwang auferlegt. Wer von ihnen aber nur halbweg kann, und sei es der seichteste Kopf, kläfft aus seinem Verstecke für ihre vermeinte Humanität und Bildung

gegen die Heuchler und Finsterlinge, die draußen stehen, mit Hilfe von Gutenberg's tausendstimmiger Posaune, welcher es, nach ihrer Meinung, vorbehalten sein soll, einen noch mächtigern Bau als die Mauern von Jericho zu brechen."

Der greise Superior lächelte über die seltsamen Wunderthäter und ihre kühnen Erwartungen.

„Die Buchdruckerkunst," sprach er, „hat allerdings dem Irrthum Thür und Thor übermäßig weit geöffnet, so daß nur wenig Platz der, in den gleichen Ring der Oeffentlichkeit tretenden Wahrheit, übrig gelassen ist. Sind die Massen einmal verdorben; so sind sie nicht mehr zu bessern. Auch gute Bücher sind das nicht immer im Stande. Der Priester nur allein kann es, durch das lebendige Wort. Der Herr suchte seine Jünger nicht unter den Gelehrten, so Bücher verfaßten. Er wählte sich schlichte, gerade, gläubige Herzen, sie siegten durch ihren festen Glauben an Ihn, durch den unbezwinglichen Muth Ihm zu folgen. Und sie thaten es in ihrer tiefen Armuth, unbeschuht, baarhäuptig, gehüllt in unscheinbare Gewänder. Sie thaten in ihres Meisters Namen Wunder, und opferten ihr Leben für die Wahrheit. So wollen auch wir gern die Wahrheit, wenn es sein muß, mit dem Tode besiegeln. Jeder, auch der Geringste unter uns, kann sich an dem Werke betheiligen."

Isidor hob begeistert das Auge zum Himmel, und sagte dann, als ob er einem befriedigenden Gedanken nachsänne:

„So ein Infusionsthierchen, an und für sich ein Nichts,

bildet ja mit vielen Seinesgleichen Klippen und Riffe, die aus dem Meere heraufragen, an denen die Brandung zerschellt, und die Wohnungen tragen, unter deren Dach Menschen gesichert leben. Jeder thue, was an ihm ist, um der unseeligen Irrlehre zu steuern, die jeden Tag die Zahl derer vergrößert, welche der Lust und dem Vergnügen der Reichen dienstbar werden, und sie von dem heiligen Gehorsam gegen Gott entbindet. Es ist eine Arbeit, die Muth erfordert; allein es ist edler und heiliger seinen Beruf darin zu finden, das Kreuz gegen muthwillige Entweihung zu beschützen, und es mit seinem Blut zu vertheidigen; als unter dem beifälligen Zujauchzen der irregeleiteten Menge, in sinnlosen, unhaltbaren Sophismen dem Lichte ihrer Aufklärung zu huldigen."

„Wer einen Kampf solcher Art unternimmt, wird immer des kräftigsten Beistandes von dem Herrn gewiß sein können. Was haben nicht gerade die schwachen Kräfte einzelner demüthiger Kinder der Kirche Großes, Weitreichendes, für alle Zeit Bestehendes, aufgerichtet? Kann der Reichste und Mächtigste sich wohl rühmen, Aehnliches vollbracht zu haben? Und was könnten nun gar jene gottlosen, verkehrten Geister, deren Augen und Herzen sich vor diesen Beispielen verschließen! Sind sie nicht dem Maulwurf ähnlich, der im Finstern wühlt? Es giebt kein dümmeres, aber auch zugleich treuloseres Thun, als seinem Nebenmenschen den Glauben entreißen. Es gehört eine niederträchtige Bosheit dazu, in dem Herzen einer menschlichen Creatur die Quelle des Trostes zu verstopfen, die dem Felsen des Glaubens entquillt. Das

ist schlimmer als Diebstahl; gräßlicher als Meuchelmord; ein solcher Mensch steht tiefer als jeder, noch so große Verbrecher."

„Und für solche sehe ich," setzte Isidor hinzu, „alle jene Schriftsteller und Dichter an, alle jene öffentlichen Sprecher, die auf den Beifall der Massen speculiren, und dem Unglauben, der Verachtung des Heiligen und Altehrwürdigen schmeicheln. Mögen sie doch immerhin ihren Schutzpatron feiern, dessen Erfindung ihren unseeligen Einfluß anbahnte und möglich machte; mögen sie Gutenberg, als den Vater der heutigen Aufklärung preisen, und ihm Standsäulen errichten. Das Große und Gute, was in vielen Erfindungen liegt, wird nur zu oft durch den Mißbrauch entweiht. Und so auch hier. Gutenberg's, wie Aehnlicher Verehrung, ist schon ein Mißbrauch an und für sich. Die Erfinder denken immer zuerst an sich; an ihren Ruhm und an ihren Vortheil. Die in frühern Zeiten stehen mit unsern modernen Industriellen, die ‚einem dringend fühlbaren Bedürfniß' abhelfen wollen, auf gleicher Linie. Ich denke mir auch Gutenberg so. Er sah, daß die Abschreiber, bei unsäglicher, langweiliger Arbeit, nicht viel vor sich brachten, und da sann er Tag und Nacht darüber, ihnen Concurrenz zu machen, und damit Geld zu verdienen. Er theilte übrigens auch das Schicksal so vieler unserer heutigen Industriellen. Er verlor alles, was er gewonnen hatte; gerieth mit denen, die sich ihm angeschlossen hatten, in Prozesse; und wurde auf solche Weise ein Märtyrer seiner Erfindung, die erst

seinen viel spätern Nachfolgern zu Ruhm, Einfluß und Reichthum verhalf.“ —

Diese nüchterne Anschauung, die in dem grellsten Gegensatz zu derjenigen steht, die in weiten Kreisen der Gesellschaft die herrschende ist, darf bei einem jungen Manne nicht auffallen, dessen Schicksale wir kennen, und dessen daraus hervorgehende Gesinnungen uns daher nicht zu überraschen vermögen. Isidor war auf dem Punkte in einen strengen Orden zu treten, und trug den unverbrüchlichen Wahlspruch im Herzen:

„Ein Gott. Ein Glaube. Ein Grab.“

Der Superior flehete um Segen für die Erfüllung seiner Vorsätze; denn er wußte um alles, was in seinem jungen Freunde sich vorbereitete, und er erkannte die Gnade, die auf ihn ausströmte. Er wußte, daß Isidor jeden Abend, wann er seine weltlichen Kleider vor dem Schlafengehen ablegte, jene Worte betete, die vor ihm der große General der Karmeliter, Joseph Cataldi, in ähnlicher Lage gebetet hatte: „Herr, wenn Du in Deiner allmächtigen Weisheit voraussiehest, daß mich einst mein Entschluß reuen sollte, so laß' mich lieber gleich sterben, als in diesen eiteln Kleidern fortleben.“ —

Isidor ging nun mit sich zu Rathe, welchem von den strengen Orden er den Vorzug geben sollte. Er sah in allen nur lebendige, erhebende Beispiele sowohl für die Ueppigen, wie für die Darbenden. Jenen sind sie Muster der geduldigen Entsagung, diesen der Beweis, wie viel starres, selbst auferlegtes Elend der Christenglaube er-

tragen hilft, der auf dem leuchtenden Satze beruht: fremde Schuld durch Unschuld zu sühnen.

* * *

Es giebt in der Christenheit einen Orden, der seine Entstehung — trotzdem daß seine eigentliche Begründung historisch erwiesen ist — bis zur Sage sich verlieren läßt.

Auf dem Berge Karmel, dessen Gipfel den Pilgern zum heiligen Grabe, zuerst über dem Spiegel des Meeres in das Auge fällt, befindet sich die Höhle, die dem Propheten Elias zum Aufenthalte gedient hat. An diesem Orte und von seinem Bewohner soll der Orden entstanden und gegründet sein, der nach jenem Berge den Namen erhielt. Nach Elias erbte dessen vielgeliebter Schüler Elisäus die Leitung des Ordens, der sich durch neun Jahrhunderte bis zur Geburt des Weltheilands erhalten hatte, von welcher an, er nach den alten Ueberlieferungen des Karmel, bis in das elfte Jahrhundert unverändert fortbestanden haben soll. Dieser Tradition zufolge befindet sich auch das Standbild des Propheten Elias, unter den andern Standbildern der Gründer religiöser Orden, in der St. Peterskirche in Rom.

Im zwölften Jahrhundert — 1156 — dies ist historisch, stiftete ein rückkehrender Kreuzfahrer, Berthold aus Kalabrien, einen Einsiedlerverein unweit der Eliashöhle, aus welchem der Orden „der Brüder der seeligen Jungfrau vom Berge Karmel" hervorging, welchem von dem

heiligen Albert, Patriarchen von Jerusalem, nebst dem Namen auch eine geschriebene Regel ertheilt wurde.

Um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts erschien in der langen Reihe ausgezeichneter, frommer und heiliger Männer, die dem Orden angehörten, einer der größten, die in seiner Geschichte für immer glänzen werden. Er gehörte einer vornehmen und reichen Familie an, die auf der Insel Ischia wohnte. Die Legende berichtet, daß er von Jugend auf den Lebensfreuden sich entzog, und jede Sinnlichkeit verabscheuete. Er weihete sich frühzeitig der heiligen Mutter Gottes, und stärkte sich zu seinen guten Vorsätzen durch den oftmaligen Genuß des allerheiligsten Sacraments. Dies war der heilige Johannes vom Kreuz, welcher den Karmeliterorden reformirte, und zum ersten Prior eines nach dem Gedanken der heiligen Theresia, von ihm gegründeten Klosters desselben wurde. Selbst in der grauenvoll atheistischen französischen Revolution gelang es nicht diesen Orden gänzlich zu vernichten, da seine Missionäre in allen Welttheilen predigten und Karmeliter und Karmelitinnen in Unterricht und Krankenpflege sich auszeichneten. Aber freilich hat er auch zu allen Zeiten die meisten Märtyrer geliefert, deren Muth an das Wunderbarste gränzt, was für einen gläubigen Christ denkbar ist.

Das große Beispiel des heiligen Johannes vom Kreuze erschien Isidor wie ein leuchtender Stern, der ihm auf seinem Lebenspfade das Ziel all seines Strebens bezeichnete. Er wagte es zwar nicht, dabei an die großen Eigenschaften und Fähigkeiten des Heiligen zu denken; allein

er fand eine Uebereinstimmung darin, daß sie beide in Ueppigkeit geboren, und zum Wohlleben in der Welt bestimmt, sich frühzeitig mit Eckel davon abwendeten und in ihrem Innern nach besserer Erkenntniß forschten.

Der Karmeliterorden gehört zu den großen Bettelorden der Kirche. Alle seine Häuser stehen unter dem General, der in Rom residirt. Der minder strengen Regel gehorchen die Conventualen oder Beschuheten; der allerstrengsten, die Observanten, die keine Schuhe, sondern Sandalen an den bloßen Füßen tragen, und sich unermüdlich allen Abhärtungen und Abtödtungen überlassen. Sie enthalten sich das ganze Jahr hindurch der Fleischspeisen, schlafen auf einem Brette, erheben sich um Mitternacht und gehen in den Chor, um die Matutin zu singen, sie widmen mehrere Stunden der stillen Betrachtung, nehmen dreimal in der Woche die Disciplin, und sprechen niemals ohne Erlaubniß und ohne, daß es das ihnen übertragene Amt oder Geschäft erforderte, mit Ausnahme der Zeit, die ihnen zur Erholung gestattet ist. Sie tragen kein Linnen auf dem Leibe; ihr Gewand besteht aus einer groben härenen Kutte.

Welch ein Glaube, der zu solchem Leben befähigt — aber auch welche Liebe, darf man hinzusetzen, welche die Menschen antreibt, sich solcher Buße ein langes Leben hindurch zu unterwerfen, um das zu sühnen, was ihre Nebenmenschen, in weltlichen Lüsten, in Verzärtelungen und Verirrungen an ihrem Heile freveln! Sie sind die wahrhaften heldenmüthigen Nachfolger Jesu Christi,

die unter dem Joche des Kreuzes, die Welt glorreich überwinden.

Isidor, der die Geschichte dieses strengen Ordens genau kannte und das Leben des heiligen Johannes vom Kreuz immer wieder von neuem las, wurde mit unwiderstehlicher Sehnsucht zum Karmel hingezogen.

Es war am sechszehnten Juli, dem Feste unserer lieben Frau vom Berge Karmel, als Isidor an die Klosterpforte klopfte, und um Einlaß bat. Die ersten Tage brachte er in geistlichen Uebungen — den sogenannten Exercitien — zu, und ward alsdann in das Noviziat aufgenommen. Einen Monat lang lebte er hierauf, in seiner Zelle eingeschlossen, um über seinen Beruf Betrachtungen anzustellen, und seinen Entschluß nochmals gehörig zu prüfen. Als er den Obern erklärte, daß sein Vorhaben unerschütterlich sei, ordneten diese eine allgemeine Berathung an, die endlich zu Gunsten der Aufnahme des Neophyten entschied.

Wie glücklich fühlte sich jetzt Isidor, seine Seele Gott und der Betrachtung der Ewigkeit gänzlich widmen zu können! An der Wand der Zelle stand geschrieben:

„Dem Karmel und dem Gerichte,
Nur Gott und ich!" —

Das Noviziat ging zu Ende; es war zur Herbstzeit. Da füllte sich eines Morgens die Klosterkirche mit vielen Leuten. Auf dem Altar Kerzen und Blumen; aus der Höhe ertönten die Psalmen in frommem Chorgesange.

Als die Tageszeiten gebetet waren, trat ein greiser Karmeliter aus den Uebrigen hervor; es war der Pater Prior des Noviziats. Er trug, gleich den andern, die Kutte aus brauner Wolle, von einem Lederriemen umgürtet, darüber das Skapulier von gleicher Farbe, von den Schultern hing der lange weiße Mantel hernieder. Sein ehrwürdiges Haupt war geschoren, und seine bloßen Füße ruheten auf der, mit Riemen an sie befestigten Sohle.

In demüthiger Haltung folgten ihm alle Väter und Brüder, und stellten sich vor den Stufen des Hochaltars im Halbkreis auf. Der Pater Prior aber bestieg die Erhöhung, vor dem Seitenaltar der heiligen Theresia, und ließ sich auf einen Sessel nieder.

Jetzt näherte sich ihm der Novizenmeister, der Isidor an der Hand führte. Dieser sah ernst, aber nicht traurig aus; eine klare Ruhe war über seine Züge ausgebreitet. Er sank vor dem Greise auf die Knie, erfaßte das Ende seines langen Skapuliers, und drückte es an die Lippen; hierauf beantwortete er alle an ihn gerichteten Fragen, wie es die Vorschrift erheischte.

Ein junger Mönch hatte indeß die Kanzel bestiegen, um einen Vortrag zu halten, der nicht nur Isidor, sondern noch viele andere, bis zu Thränen erschütterte.

Isidor mußte, die schon früher im Stillen abgelegten Gelübde, hierauf öffentlich erneuern, und dann erfolgte die wirkliche Einkleidung.

Der junge Bruder warf sich auf sein Antlitz nieder, und betete mit leiser Stimme das Te Deum.

Als er sich vom Beten erhob, schien sich sein Wesen gänzlich verwandelt zu haben. Auf seinem Gesichte, das stets feine Linien zeigte, lag jetzt die heilige Würde der Demuth; seine Haut war ganz durchsichtig geworden, überaus bleich, gleichsam eine ätherische Hülle; der geistreiche Ausdruck seiner Augen war verschwunden, aus ihnen leuchtete das sanfte Licht der Einfältigkeit. Man setzte ihm einen kleinen Myrthenkranz auf, der mit seinen vielen weißen Knöspchen und Blümchen, den ganzen Eindruck zu einer Lieblichkeit steigerte, wie die eines Bräutigams.

So geschmückt reichte er allen Andern den Bruderkuß, den sie auf den Knien empfingen, während sie dazu den Psalm ertönen ließen:

„Siehe, wie gut und lieblich ist es,
Wenn Brüder beisammen in Eintracht wohnen.“

Isidor kehrte in das Kloster zurück; dem er jetzt für's Leben angehörte, und ihm nach schallten die begeisterten Wechselgesänge des Te Deum, welches die Mönche angestimmt hatten.

Wer vermöchte die Gefühle des convertirten Israeliten in jenem Augenblicke zu schildern!

„O kämen sie jetzt, sie alle,“ rief er aus, als er in seine Zelle trat, „kämen sie, die mich früher gekannt haben! Sie würden sehen, wie Jesus die Herzen umwandelt! Sie würden einsehen lernen, daß aller Glanz, daß weltlicher Ruhm und Ehre in Nichts verschwinden, vor dem unermeßlich hohen Glücke, welches uns aus

dem demüthigen Tabernakel Jesu, des Gottmenschen, entgegenströmt!"

Als Isidor später, sich den auf die Theologie vorbereitenden Studien hingab, und Tonsur und die niedern Weihen erhalten hatte, vertauschte er seinen seit der Kindheit angenommenen Namen Isidor, den er in der Taufe beibehalten hatte, mit dem des Bruders Johann Joseph vom Kreuze, nach dem großen, ihm voranleuchtenden Beispiel des Heiligen. —

* * *

Während das hier Erzählte sich zu Rom begab, hatte ein deutscher Graf mit seiner Gemahlin, in einem Palazzo auf dem spanischen Platze, der Propaganda gegenüber, sein Absteigequartier über den Winter genommen. Die Gräfin sah dort ihrer Entbindung entgegen. Es war der Graf Pflug. Clara und Isidor waren sich räumlich wieder so nahe wie in ihrer Jugend, aber dennoch auf ewig einander entrückt. —

9.

Auf dem Schlosse zu Marienstein sah es jetzt traurig genug aus. Die alten Mauern und das Dach standen zwar noch fest und trotzig da; aber an der innern Ordnung und Behaglichkeit fehlte es gänzlich. Die Stal-

lungen waren leer; die Remisen verschlossen. Auch die großen Säle nach der Gartenterrasse, waren lange schon nicht mehr geöffnet worden; die Blumenparketts standen verwildert; und Epheu und andere Schmarotzer hatten unverwehrt ihr loses Spiel treiben dürfen. Es machte den Eindruck der Oede, des langsamen Hinsterbens.

Im äußern Hofe, in dem Winkel, den der Schleedorn umsäumt, steht ein kleines armes Häuschen, welches äußerlich mit der Trauer des Uebrigen nicht übereinstimmt. Hier wohnt die Amme des jungen Schloßherrn Oscar zu Marienstein, die in dem Häuschen ihr Gnadenbrod verzehrt. Wenn man von Außen zur Thür hereintritt, ist man auch schon im Wohnzimmer, an das sich die Schlafkammer schließt. Ein Rechen und eine alte schartige Sense hangen an der Wand des Zimmers; am Ofen sitzt eine brütende Henne in einem Korbe; einige Tauben girren auf dem Brette vor der offenen Dachlucke, und vor dem Herde, wo der aufgehängte Kessel brodelt, liegt ein greiser Hund ausgestreckt, als eingeschlafene Schildwache. Zwei alte Bänke, ein Tisch, ein Strohsessel, an der Wand ein colorirter Holzschnitt, die heilige Dreieinigkeit darstellend, daneben ein kleines Kruzifix von Metall, ein Rosenkranz herumgeschlungen, das bildet den Inhalt des Zimmers. Eine Abbildung der heiligen Mutter Gottes von Altötting hängt in der Kammer, über dem Bette, darunter auf einem kleinen Kasten liegen ein paar Gebetbücher. Das Alles durchzog der Duft eines nüchternen Daseins, ländlicher Beschäftigung gewidmet und reiner Frömmigkeit.

Die Frau, die hier wohnte, saß halb schlummernd unter der Thür. Sie war ganz schwarz gekleidet; alles war ziemlich abgetragen und geflickt, denn es war die Trauer, die sie beim Tode des alten Herrn von der jungen Herrschaft erhalten hatte, und die sie zum Theil aus Sparsamkeit nicht erneuern, aus Anhänglichkeit an das hochgräfliche Haus aber auch nicht ablegen wollte. Man konnte die stark gealterte Gestalt in der trüben Kleidung nicht ohne Mitleid ansehen; denn Alles an ihr verrieth einen tiefen Gram. Graf Oscar kränkelte nun schon lange. Die Wunde, die er im Duell mit Franz Müller erhalten hatte, sollte nach der Aussage der Aerzte, sein Siechthum erhalten haben, und sie riethen ihm wiederholt den Gebrauch gewisser Bäder an; allein Oscar folgte ihnen nicht und verharrte in seiner Abspannung und Gleichgiltigkeit.

Die Amme hatte darüber ihre aparte Meinung. Sie war viel um ihn, den sie genährt hatte; er fühlte eine fromme Erhebung, wann er die gute Alte sah, die seine erste Tröſterin gewesen bei seinen kindischen Thränen; der Wiederschein der zärtlichsten Mutterliebe, die holdeste Erinnerung aus der Vergangenheit. Wie sollte man seiner Amme nicht den Zoll der Liebe und Achtung durch's ganze Leben bewahren? Auch der größte, der gefeiertste Mensch ist dir Erkenntlichkeit schuldig, armes, vielleicht entehrtes Weib, das sein aus eigenem Fleisch und Blute erzeugtes Kind, mit dem fremden vertauscht, und es manchmal ebenso sehr liebt. Die Mütter wissen es nicht, welchen Antheil an der Kindesliebe sie freiwillig auf-

geben, und zu welchen Ehren und Freuden sie ein armes gefallenes Geschöpf verhelfen. Wüßten sie es, sie würden gewiß nicht, um der Frische ihrer Haut und der Schlankheit ihres Wuchses keinen Eintrag zu thun, gegen die Natur sündigen, die jeder Mutter auch die Fähigkeit ertheilte, die Jungen, die sie zur Welt bringt, zu säugen. —

Oscar's Amme saß jetzt in Sorgen vertieft auf ihrer Schwelle.

„Ich verlier' die Lust zu allem," sprach es in ihr, „und ich möchte nur immer weinen, wenn ich meinen lieben Oscar so ansehe. Was wär' er für ein Mann, wenn er wollte! So ein guter Christ — wie würd' er Frau und Kinder glücklich machen! Niemand weiß das Alles so wie ich, die ihn ja von der Geburt an kennt. Er ist so gut, brav, wohlthätig, klug — ach! er war einst auch kräftig und muthig — aber das ist nun vorbei. Da sitzt er nun oben und trinkt den Thee, den ich ihm reiche. Es ist das Einzige, was ich ihm helfen kann. Für die Schmerzen seiner Brust mag es schon gut sein; allein die andern Schmerzen — die sitzen tiefer, da reicht das heiße Krautwasser nicht hin, die kann es nicht wegschwemmen!" —

Man wird sich noch vom ersten Theil dieser Geschichte erinnern, daß unten am Wege, der zum Schlosse führt, ein altes Steinkreuz steht, vor dem sehen wir am selben Tage und zur selben Stunde eine stattliche Frau niederknien, einen kurzen Stoßseufzer zum Himmel senden, und dann rüstig weiter steigen; sie trug ein zier-

liches, mit Papier wohl verschlossenes Töpfchen in der Hand. Als sie den Platz erreicht hatte, wo die Amme saß, blieb sie grüßend stehen, und jene stand ehrerbietig auf, um zu danken. Der alte Hund wurde dumpf knurrend wach, kam aber sogleich wedelnd auf den Gast zu, und leckte ihm die Hand.

„Ach, Fräulein Ursula," sagte die Amme zur Schwester des Pfarrherrn, „wie möchte ich doch nur bei dieser Hitze auf den Schloßberg steigen! Sie sind ja wie gekocht, so roth, und die hellen Tropfen rinnen Ihnen über's Gesicht. Nur einen Augenblick müssen Sie bei mir eintreten, weiter oben, vor dem Portal ist's zugwindig, und drinnen in den Gängen noch zehnmal mehr. Drum zuerst ein Bischen verschnaufen und dann zur Stärkung ein Tröpfchen Muscat, das schadet nichts in der Hitze genossen, und erfrischt doch den Mund."

Dabei zog sie die leicht widerstrebende Ursula in das Häuschen, stäubte den einzigen Strohstuhl ab, damit sie sich niedersetze, und sprang dann hin, um die Dachlucke zu schließen.

„Die Thür kann ich schon offen lassen, sonst ist's hier zu dämpfig," sagte sie dabei, „aber Zug ist keiner mehr."

Dann holte sie ein Fläschchen herbei und ein Gläschen dazu, das wie Alles, was sie Gutes hatte und genoß, von ihrem Oscar kam.

„Ich danke herzlich," sagte Ursula, „ich trinke schon lang keinen Wein mehr, wegen meinem Blut."

„Also ein Zuckerwasser, wenn Sie erst abgekühlt sind,

oder Limonade, ich habe auch eine Citrone bei der Hand, die mir mein lieb's Gräfle schenkte, weil's jetzt so heiß macht." —

Ursula wiederholte ihre Weigerung mit vieler Artigkeit, und sagte, daß sie weniger eingetreten sei, um auszuruhen, als um die Amme, ihre alte Freundin, nach ihrem Befinden zu befragen.

„Wie kann denn wohl mein Befinden sein," antwortete die gute Frau, „wenn's da oben nicht besser werden will. Mit dem Grafen ist's nicht mehr auszuhalten."

„Was sprechen Sie da? haben Sie ihn nicht eben ihr lieb's Gräfle geheißen, der ihnen Citronen und Muscateller schenkt?"

„Ja, das wär' mir recht! So mein' ich's nicht. Ich wollt' ihn! Wenn er nicht gut mit mir wäre, die ihn aufgezogen hat, und ihn bis heutige Stunde pflegt und bedient. Hätt' er mich nicht, die nach allem sieht, so müßte er verhungern, und die ganze Wirthschaft, das Schloß und Alles ging ganz und gar zu Grunde. Aber ich bin da, führ' die Aufsicht, streit' mich für ihn mit den Leuten herum, damit er nicht noch um all das Seinige kommt."

Es ist ganz die Art solcher Frauen, ihren nicht zu verdunkelnden Werth im hohen Maaße selbst zu überschätzen, und sich eine Macht in Dingen zuzutrauen, von welchen sie auch nicht das Geringste verstehen.

„Was Sie sagen," sprach Ursula, und setzte sich jetzt erst breit zurecht, auf die Mittheilungen ihrer Freundin

gespannt. „Ich konnte nicht denken, daß es mit seiner Krankheit gar so arg bestellt ist. Nun ja, der Husten macht krittlich, besonders wann er Nachts den Schlaf stört. Der hochwürdige Herr — so nennen Mütter und Schwestern ihren geistlichen Sohn oder Bruder, wenn sie ihm die Haushaltung führen — der hochwürdige Herr leidet auch daran, und da hab' ich heute frische Maulbeeren eingesotten, und wollte dem Herrn Grafen dies Töpfchen voll bringen, weil nichts besser anfeuchtet."

„Tragen Sie es ihm nur hin, Fräulein Ursula, und lassen Sie sich mit ihm in's Gespräch ein, wann er drauf eingeht, dann werden Sie schon selbst sehen, was die Glock' geschlagen hat. Ich sag' nichts."

„Es ist also — ja — wie soll ich sagen?" fragte ausholend Ursula, die ein wenig von Allem wissen wollte.

„Ich möcht's Ihnen schon sagen, Fräulein Ursula, wenn Sie mir versprechen wollten, Niemand etwas davon zu verrathen — auch nicht dem hochwürdigen Herrn."

„Das kann ich nicht; ich darf Sie nicht belügen. Eben der Hochwürdige, als er sah, daß ich das Töpfchen nahm und fortging, fragte mich: ‚Wo trägst Du das hin?' — ‚Zum kranken Grafen,' sagt' ich. Und da sagt' er, ich sollte doch genau mich nach allem erkundigen, wie's oben steht, was der Graf macht, was er treibt, ob er in's Bad reist, ob er da bleibt, kurz alles, was man wissen muß, wenn man einem mit Gebet und Zuspruch helfen will, seine Leiden ertragen. Der hochwürdige Herr kann nehmlich nicht selbst zum Schloß hinauf,

weil ihn neben dem Husten auch noch das Zipperlein arg mitnimmt."

„Nun denn, wenn's so ist," sagte die Amme und rückte eine kleine Bank ganz dicht zur Ursala hin, „so muß ich dem Herrn Pfarrer schon gehorchen. Solche Geschichten sind überhaupt nicht gut geheim zu halten. Das Gräfle ist lang schon krank und leidend; die Wunde mag wohl etwas daran schuld sein — aber — dacht' ich immer — es ist sicher noch etwas dabei. Jung, hübsch, Geld genug — da kann so ein Graf allerlei tentiren, und geräth er an die Unrechte, so hat er für's Leben verspielt. Nun ist er aber ein sittsamer, christlicher Jüngling, ich kenn' ihn ja von Jugend auf, und an was Schlechtes ist bei ihm kein Gedanke nicht. Leider hat er sich vergafft, und zwar ganz ernst. Allein weil's nicht sein kann, zehrt's ihm's Leben ab. So ist's."

„Und das wissen Sie so bestimmt?"

„Schon lange. Briefe kommen und gehen ab. Manchmal im selben Augenblick. Und dann ist er immer sehr traurig und hustet viel stärker. Kein Schlaf und krittelich — ich sag' Ihnen, Fräulein Ursula, mit Respect vor Ihnen zu melden — na! ich schluck's lieber hinunter. Neulich war's wieder der Fall. Er befand sich Abends so schlecht, daß ich die Nacht im Vorzimmer blieb, um ihm seinen Thee zu wärmen. Gegen Morgen — es werden nun an die vierzehn Tage sein — war er ein wenig eingeschlafen. Ich betrachtete ihn; er schlummert so sanft, denk' ich; nun geh' ich nach Haus, und lass' den Kammerdiener bei ihm. Ich gehe in's Vorzimmer,

richte meine Haube vor dem Spiegel, hab' eben mein Tuch umgelegt, da platzt hastig der Musje Charles zur Thür herein. Scht! mach' ich und wink' ihm. Und er sagt mir nun leise: es ist 'ne Postchaise da, vom Bahnhof, eine verschleierte Dame, sie will mit dem Herrn Grafen sprechen, was er thun solle? — Der Graf sei krank, und empfängt Niemanden, sagte ich, soll er sagen. — ‚Sie läßt sich nun und nimmermehr abweisen,' hatte er nur eben gesagt — da macht Eins leis die Thür auf, und wer tritt herein, ganz sachte und ehrbar, die Dame, nobel angezogen, mit einem dichten Schleier vor dem Gesicht, die mir einen kleinen Brief für den Herrn Grafen von Marienstein übergiebt. Ihre Hand zitterte dabei, und ihre Stimme noch mehr, als sie mich bittet, es sogleich zu thun. Und sie wolle warten. ‚Aber der Herr Graf liegen krank im Bette, und sind so eben ein wenig eingeschlafen,' mache ich. ‚Das thut Alles nichts. Tragen Sie nur den Brief hinein, so wird er sich sogleich ankleiden und mich empfangen,' macht drauf sie. Da klingelt der Graf; er war von unserm Hin- und Herreden aufgeweckt worden, und verlangt zu wissen, mit wem ich spreche. Ich geb' ihm den Brief; er blickt hinein, springt aus dem Bett, als ob ihm nichts fehle — husch! in den Schlafrock — zwei Bürstenstriche durch das Haar — ein Mundvoll von dem wohlriechenden Wasser auf der Toilette — und zu mir gewendet, auf die Tapetenthür weisend: ‚hier hinaus, liebe Maidal!' Ich steh' wie verblüfft, aber wie ich noch so stehe, drückt er mich hinaus und schließt die Thür hinter mir zu. Ich

konnt' das nicht verwinden; es war mir als dürft' ich's nicht versäumen, dahinter zu kommen. Ich schleich' mich in den Gang und horche an der Salonthür — was glauben Sie, Fräulein Urschi, was ich höre?"

„Die fremde Frau wird den Grafen lieb haben; sie wird über seine Krankheit unglücklich sein; sie wird ihn haben trösten wollen, weil er sie wieder liebt," sagte Ursula.

„So was ist es freilich — aber unglücklich? Bah! Wissen Sie, wie er sie nannte? Meine geliebte Agnes! nun werden Sie alles verstehen."

„Agnes? was soll denn ich verstehen?"

„Na, Ulrich's Agnes — wegen derer das Duell war, das den Grafen Oscar die Lunge kostete, nachdem sie ihm schon das Herz geraubt hatte —"

„Die bei'm Theater?" machte Ursula in ihrer Einfalt, „die Sängerin? an der hängt er noch? Aber deshalb? ja, wie soll ich denn das wieder verstehen? Erklären Sie mir das, Maidal —"

„Ich weiß nichts weiter; das nur hörte ich, als ich an der Thüre stand. Sie gingen bald auf und ab; bald standen oder saßen sie; dann weinte sie; dann lachten wieder Beide. Aber nur dann und wann verstand ich ein Wörtchen, denn der Graf spricht leise, schon wegen seiner Brust, und sie brauchte auch nicht lauter zu sprechen, weil er gut hört. Aber vom Theater sprachen sie auch, und wann ich das Wort hörte, so wurden sie auch lauter, und dann war's, daß sie weinte."

„Es geht ihr vielleicht schlecht," sagte Ursula und

glaubte recht gescheut zu sein, „sie wird Geld von ihm wollen —"

„Was denken Sie?" rief die Amme dagegen. „Sie ist reich; war angezogen — wie prächtig! Ein kostbares Tuch um, goldene Uhr, Armbänder mit Brillanten, Spitzen überall, Hut mit Federn — Geld braucht die nicht, die will ganz 'was anderes. Die Ulrich's Mädel wollen alle hoch hinaus. Ist die Clara Gräfin geworden; warum soll's die Agnes nicht auch werden wollen?"

„Daß das heut so leicht wird!" bemerkte Ursula in ihrer Weise. „Daß Grafen so geringe Mädchen freien wollen, mag doch wohl daran liegen, weil das vornehme Blut nicht mehr rein erhalten wurde. Seitdem Bauerweiber Grafenkinder an ihre Brust legen —"

„O schweigen Sie doch!" sagte die Amme heftig sie unterbrechend. „Ich hab' Oscar gute und gesunde Milch gegeben, und bin nicht schuld daran, daß er hinsiecht, und noch weniger, daß er sich mit der Landstreicherin eingelassen hat."

Und nun ging der alten Amme das Herz auf. Sie begann eine Geschichte zu erzählen, die mit Oscar's Wiege anfing. Dann kamen ihre eigenen zwei Söhne an die Reihe; wie sie ihr und ihres Mannes Glück ausmachten. Wie sie, als sie noch klein waren, schon Tag über zusammen in Feld und Garten arbeiteten; Abends alle bei einander versammelt, sich unterhielten, beteten, sangen, und ruheten. Wie dabei auch Oscar nicht fehlte, der mit seinem Milchbruder so gut war, und alle Abend ihn

besuchte. Und als er dann in die Stadt auf die Schule kam, da nahm er den Milchbruder mit, der auch studirte, und Missionär wurde, und in Afrika sein Leben verloren hat. Der zweite blieb zu Haus, und ward in einem Steinbruch verschüttet. Da war das Nest zerstört. Nicht Krankheit von der Muttermilch hatte die Kinder hinweggerafft. Der Vater grämte sich zu Tod darüber. Die Amme Oscar's, seine treue Maidal, war vor der Zeit alt geworden, und mußte jetzt noch das schwere Kreuz tragen, ihn selbst an einer Doppelwunde sterben zu sehen.

Als endlich Fräulein Ursula aufsprang, und sagte: „Jetzt ist's aber einmal Zeit, daß ich fortmache, der hochwürdige Herr wird eben gar nicht wissen, wo ich so lang ausbleibe!“ da ergriff Maidal, die Amme, sie bei der Hand, und sprach mit unterdrückten Thränen:

„Wenn's möglich ist, so gehen Sie in den großen Rittersaal, wo all die Bilder hangen von Männern und Frauen, den Voreltern des Grafen Oscar. Und da betrachten Sie dann den allerersten, ganz oben an der Wand, links im Winkel, der Thür gegenüber, durch die Sie eingetreten sind. Der macht nehmlich den Anfang. Ich kann kein Auge auf das Bild werfen ohne Schauer, und immer ist's, als wenn mir's den Kopf hindreht, daß ich darnach hinschauen muß —“

„Ja, ist's denn so was Entsetzliches?“ fragte Ursula.

„I Gott behüte! Sehen Sie's nur selbst. Es stellt einen schönen jungen Mann vor, unserm Oscar aus'm Gesicht geschnitten. Der ist der Ahnherr, und ist jung gestorben. Und wann die seelige Frau Gräfin an diese

Aehnlichkeit gedacht, da hat sie immer bitterlich geweint und mir einmal gesagt, warum sie deshalb so traurig sei."

„Nun, und weshalb denn, liebe Maidal?"

„Wenn ein Sohn geboren wird, der seinem Ahnherrn so ähnlich sieht, dann wird er den Stamm nicht fortsetzen, und er muß erlöschen. Das hat sie mir vertraut. Und so ist es auch; und so muß es kommen; und derowegen will ich das Bild nicht ansehen, und kann nichts dafür, daß ich's doch thue, und immer wieder an der großen Aehnlichkeit erschrecke."

Ursula dankte für Alles, was sie heute erfahren hatte und versprach das Bild des Ahnherrn genau in Augenschein zu nehmen. Wegen der Prophezeihung wolle sie aber ihren Bruder befragen, ob das nicht ein heidnischer Aberglaube sei.

Dann bot sie der Amme freundlich guten Abend, und stieg eiligst mit ihren eingekochten Maulbeeren den Schloßberg hinauf.

Als sie nach einer Viertelstunde wieder vorbei kam, konnte sie nicht verweilen, weil's bald Zeit zum Ave Maria war. „Mit dem Bilde hat's seine Richtigkeit!" schrie sie im Hinunterlaufen der Maidal zu, die noch immer auf der Schwelle saß. — —

Ganz so wie die Amme es erzählte; so hatte sich's begeben. Zwischen Oscar und Agnes bestand ein vertrautes Verhältniß fort. Sie hatte keine feste Anstellung mehr gesucht, sondern es vorgezogen ein Wanderleben zu führen und an großen und kleinen Bühnen Gastrollen zu geben. In dieser Ungebundenheit gefiel

sie sich; ihre Kunst verstand sie und wurde überall mit offenen Armen und reicher Belohnung zugelassen. Eine solche vorübergehende Erscheinung entging aber auch dem Stadtklatsch, und sah sich den großen Unannehmlichkeiten enthoben, die von einer dauernden Anstellung nie zu trennen sind. Dafür konnte sie Anspruch auf Gastfreundschaft machen, die Niemand zu verletzen gewagt hätte. Der Name der Demoiselle, oder wie es jetzt bei Theatern eingeführt ist, Fräulein Ulrich, war in der Bühnenpresse zu einer Berühmtheit gelangt, die nicht mehr angefochten wurde.

Dies hatte die lebensfrohe Agnes allen Kummer ihres ersten Engagements vergessen lassen, und sie mit ihrem Schicksal wieder ausgesöhnt. Ihr alter Vater zog mit ihr herum und besorgte ihre kleinen Geschäfte. Auch er war zufrieden und glücklich. Die schlimmen Zeiten, da er noch „aufspielen" mußte und für Weib und Kinder sorgen, lagen längst hinter ihm. Er kannte keine „sauern Wochen" mehr, wie es bei dem Dichter heißt; sondern nur frohe Feste.

Der kranke Oscar, der eine Neigung für Agnes stets gefühlt hatte, theilte jedoch diese Zufriedenheit nicht. In seiner Stimmung sah er ihre Zukunft unsicher und trüb. Er wußte, daß ihr leichtfertiger Sinn sich niemals bequemen würde Geld zu sammeln. Er wünschte für sie zu sorgen, und hatte ihr längst schon ernste Anträge gemacht. Agnes unterhielt mit ihm einen Briefwechsel, der jedoch seinen Wünschen und Hoffnungen nicht entsprach. Zu dem Durst nach dem flatterhaft eiteln Ruhm

einer Künstlerin, deren uneingeschränkte Ungebundenheit ihr als das Wünschenswertheste erschien; zu dem wohlthuenden Gefühle des selbständigen Erwerbs und der freien Verwaltung und Bestimmung desselben; gesellte sich ein abschreckendes Bild, dasjenige ihrer Schwester Clara als Gräfin, deren Schicksal sie zu kennen und zu verstehen glaubte, und höchst bedauernswerth fand.

Mit dem verschlimmerten Zustande Oscar's wuchs aber seine Sehnsucht nach Agnes. Er durfte nicht mehr daran denken ihr nachzureisen; sie wurde daher von ihm eingeladen ihn zu besuchen. Und so geschah es eines Morgens, zu Maidal's großer Ueberraschung, wie wir eben von ihr selbst vernommen haben. Das Gespräch, von dem sie nur wenige Worte erhaschen konnte, hatte aber für Oscar die schmerzlichsten Folgen.

Mit einer maaßlosen Freude stand er Agnes gegenüber. Er dankte ihr, daß sie seiner Einladung nachgekommen, daß sie seinen sehnlichsten Wunsch erfüllt; daß er glücklich sei, sie so schön wiederzusehen, und mit ihr im Vertrauen plaudern zu können. „Feder und Dinte sind eine elende Vermittelung für ein volles, überströmendes Herz," sagte er, „Dein fein gespaltener Mund mit den dünnen Lippen, trägt den Ausdruck eines zarten Gefühls, einer geistigen Empfindsamkeit; die Worte, die er zu mir sprechen wird, werden mich nicht so tödtlich kalt berühren, wie die welche Dein letzter Brief an mich enthielt."

Agnes, die studirte Kennerin der Leidenschaft, von der sie Oscar erfüllt wußte, empfand Bangigkeit, als sie

seine große Nervenaufregung bemerkte. Eine fliegende Röthe, ein mühsam unterdrücktes Hüsteln, unfreiwillige Bewegungen des Halses und der Schultern, die Eiseskälte seiner Hand, welche die ihrige krampfhaft umschlossen hielt; zeigten ihr deutlich die Gefahr, in welcher ihr Jugendfreund schwebte. Sie war gekommen, weil er so dringend darum gebeten hatte; aber sie war entschlossen, ihm die Unmöglichkeit zu zeigen, in seine Absichten zu willigen. Dies selbst mit milder Vorsicht thun zu können, schien ihr jetzt aber besorglich, nachdem sein überströmendes Herz, alle Dämme durchbrechend, sich vor ihr enthüllte. Er sah sie auf ihrer Laufbahn von Gefahren umgeben, und wollte sie denselben entreißen, der Wächter ihrer Tugend, ihr Führer durch's Leben werden. Er wollte ihr die sicherste Freistatt an seiner Seite gründen. Sie sollte darin wie die Fee seiner Jugend thronen, und diese glücklichste Zeit des Lebens sich und ihm bewahren. Ihre Schönheit sei der Pol seines Herzens. Alle seine Gedanken, seine Träume vermehrten in ihm das glühende Verlangen, nach dem himmlischen Blick ihrer braunen Augen, nach der Anmuth ihrer Haltung, nach dem ganzen Reichthum ihrer Schönheit, den die unschätzbaren Gaben ihres Geistes und Talents in's Unendliche erhöhen. Er liebe sie und wolle es ihr durch seine Hand besiegeln.

Nachdem er dies, mit oft unterbrochenem Athem, mehr herausgestoßen als gesprochen hatte, ließ er sich erschöpft in einen Sessel fallen, und erwartete ihre Antwort.

Agnes sann auf eine schickliche. Was sie in ihrem Kopfe vorbereitet hatte, konnte sie nicht brauchen. Sie hatte sich von seinem Seelenzustand wohl ein ziemlich zutreffendes Bild entwerfen können; aber sein körperlicher Zustand überraschte sie. Auch die schonungsvollsten Worte hätten ihn auf das Empfindlichste verletzen können. Für den Augenblick fiel ihr nichts Eigenes ein; er saß vor ihr auf eine Antwort wartend; da kamen ihr zufällig die Worte eines Dichters in den Sinn, die sie wie träumend leise vor sich hin sprach.

„Die Blumen alle," recitirte sie langsam, „die Blumen alle möchten in Düften und Farben ineinander fließen, doch streng und kalt trennt sie die Gestalt: nur blühen sollen sie — und nicht genießen."

Den etwas mystischen Sinn dieser hohlen Phrase dachte sie auf den Unterschied des Standes, der Geburt und alles mögliche anwendbar; unter den nicht genießenden und nur blühenden Blumencreaturen konnten, wenn auch seltsam genug, Künstlerinnen wie Agnes verstanden werden.

Oscar sagte nichts auf diese leere Declamation; aber er war aufgestanden und blickte sie unverwandt an.

Agnes senkte den Blick zu Boden. Der seinige war fieberglühend.

„Ihr Weiber wißt nicht, welche Leiden ihr uns bereitet!" sagte er, indem er von ihr weg, und durch das Zimmer schritt. „Gleich den Verdammten in der Hölle, die ihre Arme nach den seeligen Gefilden des Himmels ausstrecken, die ihnen sichtbar und doch ewig verschlossen

bleiben, so ist unser Loos. Das Herz schlägt zum Zerspringen, das Feuer verzehrt uns; sie fühlen nichts davon — sie bleiben Eis! Während unsers Marterthums, schmücken sie sich, schauen sich selbstbewundernd in dem Spiegel, ärnten Beifall, und berauschen sich an faden Huldigungen. Sie wollen nur blühen und nicht genießen!"

„Sie sind boshaft," sagte Agnes.

„Boshaft?" wiederholte er.

„Ja," entgegnete sie fest, aber sie senkte den Kopf und ein paar große Thränen fielen auf den Boden.

„Du weinst?" rief er — „die zarte Taube weint!"

Agnes hob schnell den Kopf und sah ihn stolz an.

„Was bedeutet dieser Blick?" rief er sich zusammenraffend. „Glaubst Du, ich wolle Dich betrügen? Du sollst meine Frau werden, oder wenn Du willst, meine Geliebte. Du bist dann vielleicht glücklicher und jedenfalls freier. Als meine Geliebte bist Du mein Weib vor Gott — die Menschen würden nur die Heiligkeit unserer Liebe —"

Sie ließ ihn nicht aussprechen.

„Schweigen Sie, Herr Graf, ehe sie den Frevel vollenden. Ich glaubte Sie schonen zu müssen, Ihrer Krankheit wegen, und deßhalb will ich Ihnen auch ihre Worte verzeihen. Ich bereue es nun, Ihrer dringenden Einladung gefolgt zu sein. Ich hoffte Sie anders zu finden, und geneigt meine Antwort auf Ihre schriftlichen Anträge, aus meinem Munde mit Ruhe anzuhören. Ich darf sie Ihnen nicht länger vorenthalten."

„Du liebst mich also nicht,“ rief er wie außer sich.

„Was ich Ihnen zu sagen habe, Herr Graf, wird auch die Antwort auf diese Frage enthalten.“

Er wollte ihre Hand ergreifen, um sie zum Divan zu führen; sie entzog sie ihm sanft, und setzte sich in eine Ecke; er in die andere. Es schien, als ob er etwas sagen wolle, allein mehr abgespannt als verlegen, brachte er nichts hervor, als einige abgerissene nichtssagende Worte. Agnes fand dadurch Zeit, um sich gehörig zu sammeln.

„Ich werde vielleicht nicht im Stande sein,“ fing sie an, „Ihnen einen klaren Begriff von dem Wesen eines Künstlers zu machen, allein ich will dennoch Ihnen zu beschreiben versuchen, welcher unwiderstehlichen Macht er anfänglich folgt, um später von ihr unbezwinglich gefesselt und fortgerissen zu werden. Wer draußen steht als Zuschauer, und würde er auch noch so begeistert von den Wirkungen der Bühne; er kann es sich nicht denken, was die Künstler empfinden. Wer, wie der Künstler auf alle diese Wunder sinnt, sich in sie vertieft, sie mit dem eigenen Ich so verbindet, daß dieses ganz darin aufgeht, und selbst zu einem Wunder wird; der empfindet einen höhern Genuß als die Zuschauer. Die erhabenste Kunst, die Architektur, baut uns unsern Tempel, in dem wir nach dem Ideal streben. Die andern Künste sind dabei hilfreich. Sculptur, Malerei, alle Zauber der neuern Technie, sie bilden die Begleitung zu unsern Leistungen, die man ganz ungerechtfertigt „Spiel“ benennt, da sie den vollständigen Ernst unsers Lebens ausmachen. Dieser festlich geschmückte Tempel hallt wieder von Worten und

Tönen, die das Menschenherz erschüttern, rühren, erheitern können; der balsamische Weihrauch des Beifalls durchströmt ihn; die kostbarsten Gewänder, flatternde Standarten, glänzende Waffen erfüllen, und schmücken ihn. Und nun das Entzücken des Volkes, schwerer wiegend als alles Andere! Das Theater ist Zeuge seiner edelsten Freuden; es nimmt ihm seine bittersten Schmerzen auf Stundenlänge ab. Das Theater bessert das Volk auch durch seine geringsten Leistungen, auch durch Darstellungen der allgemeinen Verderbniß, als abschreckendes Beispiel. Das Theater ist der beste Freund der Menschen — wer ihm angehört, kann sich nie und nimmermehr ganz davon lossagen."

Diese Exclamation wird man bei einer jungen Künstlerin erklärlich finden, die trotz der unangenehmsten Erfahrungen, dennoch ihre theatralische Laufbahn fortsetzt. Es ist allerdings nicht zu läugnen, daß Männer und Frauen aus allen Ständen ihre liebste Erholung im Schauspielhause suchen, und daß die Bühnenspiele im Stande sind, über alte Leute selbst, noch den Enthusiasmus der Jugend auszuströmen. Gedenkt man dabei wie groß der Erwerb ist, welche rege Theilnahme den Schauspielern und Sängern gezollt wird, welche Triumphzüge sie halten, so wird man, von diesen Seiten das Theater betrachtet, Agnes nicht widersprechen. Und auch Oscar dachte nicht daran; vielmehr ging er darauf ein.

„Verlange ich denn von Dir, daß Du dem Theater entsagen sollst," entgegnete er, „was hielte mich wohl ab, Dich zu begleiten, und mich Deiner Triumphe in leben=

digster Theilnahme zu erfreuen? Sind nicht Beispiele vorhanden? Ziehen nicht Marchesinnen, Gräfinnen, Baronessen genug herum, von ihren hochgeborenen Gatten begleitet? Und kannst Du wohl denken, ich hielte mich für zu gut dazu? Was wäre der Liebe zu schwer, zu welchem Opfer verstände sie sich nicht gern? Ich verspreche Dir, auf kommendes Frühjahr, bis wohin ich sicher hergestellt sein werde, mit Dir zu ziehen in die Welt, wohin du willst, und als Gatte Deine Gastspiele zu bewundern."

O geheimnißvolle Macht der Schauspielkunst, die sie ihren sinnlichen Reizungen verdankt! Sie vermag den Stolz auf eine lange Reihe von Ahnen zu verwischen, und läßt die Nachkömmlinge derselben „zur lustigen Landsmannschaft" schwören, um ein Schlaraffenleben, ein modernes fahrendes Ritterthum zu begründen. Alte Wappen und Theater-Schminke! Gewiß einer der horrendesten Widersprüche unsers widerspruchvollen Zeitalters! —

Oscar's Zuversicht auf kommendes Frühjahr verfehlte nicht Agnes zu rühren. Es bestätigte ihr die Gefahr, in der sein Leben schwebte. Ein Arzt, der seit vielen Jahren sich hauptsächlich der Behandlung von Brustkranken gewidmet hat, gelangte zu der Ueberzeugung, daß die Täuschung über den wahren Zustand ihres Befindens, die so gewöhnlich ist, kurz vor dem Eintritt der höchsten Gefahr beginnt, und von ihrer baldigen Auflösung ein gewisses Vorzeichen ist. Fand er am Abend einen solchen Patienten im heftigen Fieber und sprach ihm dieser, von einer Reise, die er andern Tages unternehmen wollte, dann gab er ihn im Stillen auf, und oft fand er ihn schon am

nächsten Morgen als Leiche. Eine solche Krankheit greift in ihrer höchsten Ausbildung das Gedächtniß an, und geht dann in eine vollständige Störung des Denkvermögens über, aus der sich jene trügerischen Erscheinungen entwickeln, die so schmerzlich auf jeden einwirken, der dem Brustkranken nahe steht.

Agnes wußte davon und ging deshalb schonend auf Oscar's Ideen ein. Sie wußte ja auch, daß er diese Plane nie ausführen werde, allein es schien ihr unvermeidlich diesen Betrug zu begehen. Sie stellte sich, als ob eine Aussicht, wie der Graf sie ihr eröffnete, unter sittlichen Bedingungen, nicht im Widerspruch mit ihren Neigungen sei. Durch dies Geständniß wurde er so befriedigt, daß sein voller Lebensmuth neu erwachte, und er sich in den heitersten Ausmalungen ihrer beiderseitigen Zukunft erging. Sein Körper zitterte der schönen Hoffnung entgegen, die kranke Lunge dehnte sich aus, sein Herz schlug beinahe hörbar, so daß man es an der leisen Hebung und Senkung seiner leichten Morgenkleidung wahrnehmen konnte. Wie ein frischer Hauch der Genesung ergoß sich's durch diese schwer leidende schmerzvolle Brust.

„Agnes," rief Oscar, indem er seinen heisern Ton, so viel er vermochte, schärfer zu klingen zwang, „ich will ja Dein reich ausgestattetes Leben auch nicht auf einen Augenblick zum Schweigen bringen. Was Dich befriedigt, soll auch mir Genuß sein. Die schönen Künste sind ja die Antwort, welche die Liebe der Menschen, auf die Schönheiten der Natur, ihrem Schöpfer giebt, der durch diese ihnen zuruft: ich liebe Euch! Und deßhalb sind

eben die Künste nur allein wahrhaft schön. Sich ihnen weihen, ganz und ohne Vorbehalt, ist das Herrlichste, was die Erde uns bieten kann. Du hast mich erhört, weil Du eben so fühlst, und ich will Deiner Kunst lauschen, wie der Stimme eines Engels, die alles Leid von mir nimmt; wir wollen uns lieben, und ich will Dir dienen, und die Welt soll das Wunderwerk — zwei glückseelige Menschen — in uns verkörpert sehen!"

Diese Worte Oscar's bezeugten hinlänglich die Exaltation, in der er sich in jenem Augenblicke befand. In vollkommen gesundem Zustande, würde sein sonst so kühler Verstand nicht so weit gegangen sein, und selbst die Ausdrücke wären demnach andere gewesen. Ein junger Mann wie er, wann er einer wahren und großen Leidenschaft fähig ist, kann nie darein willigen, daß die Gefährtin, die er sich für das Leben erwählt, ein Spielball der Volksgunst sei, der sich dem Beifall der Menge preisgiebt, und seinen Werth von der schmutzigen und unwissenden Kritik der Tagespresse sich bestätigen läßt, und die Scala desselben nach den ihm zugeworfenen Blumen und den gereimten Lobeserhebungen fader Schmeichler bemißt. Eine solche Bewunderung gewisser Leute aus dem Publikum müßte vielmehr in den Augen des Mannes von jener Ehre erfüllt, die er sich selbst und seinem Stande schuldig ist, wie ein Flecken erscheinen, der nicht erhöht, sondern erniedrigt, und ihn selbst zuletzt kränkt und beleidigt. Ein solcher Mann muß den Stolz besitzen, seine Gattin so neben sich zu stellen, daß es einer

jeden Art von Insolenz unmöglich wird, die Blicke bis zu ihr zu erheben.

Agnes ging in dem gemischten Gefühl von Mitleid und Rührung so weit als möglich.

„Bravo!" rief sie mit gutmüthiger Verstellung. „Was Sie sagen ist schön, und hat mir überaus wohl gethan. Wir, vom Theater, werden nur zu oft getäuscht; man drängt uns in's Verderben; dann irren wir verloren in schlechten Bahnen, wo wir bis an's Ende unserer Tage vergebens das Glück suchen, das man uns vorgespiegelt hatte. Der gerade Weg ist der beste. Sie lachen mich aus, und ich merke, daß das ein Gemeinplatz ist, der sogar schon zum Titel einer erbärmlichen Komödie hat herhalten müssen. Ich habe etwas Dummes gesagt, weil ich verlegen bin, was ich Ihnen antworten soll. Aber ich weiß, was ich denke. Sie lieben mich, Oscar, das thut mir wohl, und ich — ich liebe Sie auch."

Oscar erwiderte: „Du fühlst mehr, als Du verräthst, Agnes! ich sehe es Dir an. Du kennst nun meine Absichten, und die Entschlüsse, die ich hier in meiner Abgeschiedenheit gefaßt habe. Ich weiß Dir nichts mehr zu sagen."

„Ich habe alles mit Aufmerksamkeit angehört und wohl verstanden," sprach sie. „Auch ich habe mich erklärt, weil ich Sie nicht mehr in Zweifel lassen durfte. Sie sind nunmehr beruhigt, nicht wahr?"

„Ja, weil wir uns gebunden haben. Meine Brust athmet leichter der baldigen Genesung entgegen."

„Möge sie bald erfolgen!"

„Wir werden keine beschwerlichen Wege wandeln, Agnes! Dein Ruhm soll Dich stets begleiten.“ —

Die Sängerin verließ den Grafen mit schwererm Herzen als sie gekommen war. Ihr Leichtsinn hatte ihr einen ganz andern Ausgang dieses Besuchs vorgespiegelt; jetzt hatte er sie zu einem solchen geführt, der ihr Gewissen nicht wenig belastete. Um sich eines drückenden Versprechens entbunden zu sehen, mußte sie den Tod Oscar's herbeiwünschen. Sie tröstete sich damit, daß er ohne ihren Wunsch, von selbst eintreten werde. Aber auch dieser leidige Trost beunruhigte sie, und sie eilte daher, so sehr sie konnte, den bunten Zerstreuungen wieder entgegen, welche ihr Lebenslauf im reichsten Maaße ihr darbot. —

Oscar befand sich, nachdem ihn die Geliebte verlassen hatte, in fortwährend gehobener Stimmung. Der bewährte Arzt, der ihn von Zeit zu Zeit besuchte, und nichts von den Vorgängen in des Patienten Seele wußte, nahm seine Aufregung als schlimmes Zeichen an. Das überaus milde Wetter, veranlaßte jedoch die Erlaubniß zu kleinen Spaziergängen auf den sonnigen Terrassen des Schlosses, und den größten Theil der Zeit auf ihnen sitzend zuzubringen.

Der Genuß freier Luft ist für jeden Leidenden schon sehr ersprießlich; für Brustkranke jedoch ein unersetzliches Heilmittel; eine wahre Lebensverlängerung. Im geschlossenen Raume vergiftet der Athem eines solchen Kranken die Luft, und dieses Gift nimmt er dann wie-

der mit jedem Athemzuge in sich auf. Daher werden ihm die Nächte so beschwerlich.

Oscar machte von der Erlaubniß des Arztes den weitesten Gebrauch. Er las, schrieb, dichtete im Freien. Er verließ oft die Terrasse, suchte mehrmals am Tage die Alleen des Parks auf, und verstieg sich manchmal, wenn er sich besonders kräftig fühlte, bis in den Wald. Besuche erschienen nur selten und gewöhnlich wurden sie nicht empfangen. Das Sprechen ermüdete ihn; das was er manchmal erfuhr, war ihm unbequem, mitunter auch ärgerlich. Um das Sprechen nicht gänzlich zu verlernen, hielt er auf einsamen Spaziergängen Monologe, ja noch mehr, er sang. Die Lieder hatte er selbst gedichtet und componirt.

Auch die Zeit, die ihm von dem Doctor vorgeschrieben worden war, überschritt er eigenmächtig. Die Gränze des erlaubten Ausbleibens war der Sonnenuntergang, aber die Abendluft war so einschmeichelnd, und das Aufgehen des Mondes so romantisch, daß Oscar nicht zu widerstehen vermochte zu bleiben, bis der Husten endlich sich einstellte und ihn gebieterisch in's Schloß trieb.

Wann der Mond auch nur mit einem Schimmer durch die Wolken brach, konnte man ihn mit der Guitarre sehen, wie er ein seelenvolles Lied seiner Agnes sang. Aber die Ständchen klangen alle so traurig, daß die gute Amme, wann sie ihn manchmal singen hörte, sich der Thränen nicht enthalten konnte.

Das ließe sich wohl aus Oscar's Gemüthszustand erklären, weniger aber vielleicht, daß ihn seine Phanta-

sie in Gegenden, Jahreszeiten und Verhältnisse schweifen ließ, die himmelweit von der Wirklichkeit, in der er sich befand, verschieden waren. Allein das war eben seine krankhafte Phantasie.

So hörte man ihn einst im wehmüthigsten Tone singen:

Ich stehe bang und frierend
Vor Deinem stolzen Haus;
Ich klimm' zu Deinem Fenster,
O Liebchen, nimm den Strauß!

Die rauhen Lüfte streifen
Die holden Blüten fein;
O sieh, wie schön sie glänzen
Im kalten Mondenschein!

Und läßt Du sie erfrieren,
Rührt es, Dich Holde nicht,
So denk', daß mit den Blüten
Mein liebend Herz auch bricht!

„Was für ein trauriges Lied ist das?" fragte eine sich ihm im Dunkel nähernde Gestalt, „das thut einem ja so recht um's Herz krabbeln." —

„Wer ist? was ist?" rief Oscar auffahrend, als ob er aus dem Schlaf geweckt würde.

„Sie müssen's mir schon verzeihen," sagte die Stimme, „aber es ist spät. Ich saß unten vor meiner Thür und hörte Sie. Ja ja, es wird auch mir zu kalt, und ich bin doch, wenn schon alt, aus gröberm Tuch gewoben." —

„Ah, Du bist's, Maidal!" sagte Oscar. „Ich friere nicht."

„Das kann ich nicht glauben. Sie sangen ja eben: Ich stehe bang und frierend," sagte die Amme.

Oscar mußte lachen.

„Lass' es gut sein, treue Seele, um mich darfst Du Dich nicht sorgen."

Sie aber schüttelte ungläubig den Kopf und sagte:

„Das werden Sie mir nicht nehmen wollen, und das kann mir auch kein Mensch verbieten. Ja, ich sorge für Sie und ich weiß, daß der Doctor Sie auszankt, wenn ich's ihm erzähle. Sie müssen hinein; auf's Zimmer! es hilft wahrhaftig nichts, der Herr Graf müssen mir schon verzeihen, wenn ich vorweg Anstalt mache —"

Und bei diesen Worten raffte sie Guitarre und verschiedenes Geräthe, was umher lag, zusammen, hing Oscar einen Mantel um die Schultern, gab ihm seinen Stock in die Hand, und stand vor ihm da, erwartend, daß er ihr folge. Aber Oscar blieb stehen und sagte:

„Ich habe letzte Nacht von meiner seligen Mutter geträumt —"

„Von der seligen Frau Gräfin? das bedeutet etwas Gutes" — rief die Amme vergnügt aus.

„Ja, denke Dir! und noch mehr — sie brachte mir einen silbernen Korb voll der schönsten Blumen —"

Maidal blieb wie versteinert stehen.

„Was ist Dir?" sagte Oscar, der schon im Fortgehen begriffen war.

„Das bedeutet nichts Gutes, von Todten und Blumen zugleich träumen" — stieß sie heftig heraus.

„Schwatz' nicht so, Alte! Du bist eine gefährliche Närrin. Ihr alten Weiber seid ganz mit Aberglauben gefüttert. Ihr wißt nicht was ihr sprecht!"

Maidal begleitete ihn still bis zum Schloß, es that ihr weh, so unbedacht herausgeplatzt zu sein. Sie wünschte ihm „Geruhsame Nacht!" und trabte traurig ihrem Häuschen zu.

In Oscar hatte wirklich die schlimme Auslegung seines Traumes ein augenblicklich banges Gefühl hervorgerufen. Die Worte seines Liedes mußte er in Gedanken wiederholen. Der Schluß ergriff ihn jetzt so sonderbar, wie eine Prophezeihung:

„So denk', daß mit den Blüten
Mein liebend Herz auch bricht!"

„Wie doch der Aberglaube ansteckt!" sagte er unwillig. „Ich will die Alte gar nicht mehr sprechen. Ich lasse eine barmherzige Schwester aus dem Kloster kommen, die versteht die Krankenpflege besser und läßt mich mit so dummem Geschwätz in Ruh."

Nachdem er entkleidet war, und sein Abendgebet gesprochen hatte, in das er seine geliebte Agnes nicht einzuschließen vergaß, sang er ganz verloren in Gedanken an sie:

Oft denk' ich Dein, Theuere,
In meinem Sinn,
Was sollt' aus Dir werden,
Wenn ich nicht mehr bin?

Wie es ungefähr in einem spanischen Volksliede lautet. Und gestärkt und getröstet schlief der arme todtkranke Graf ein.

10.

Wir leben doch in einer merkwürdigen Zeit! Die Menschen sind so glücklich, wie noch nie. Die letzten Schranken sind gefallen. Und doch überall Noth und Unzufriedenheit. Wer nur sehen will, kann sich nicht mehr über das täuschen, was diesen Widerspruch erzeugt. Eitelkeit und Elend, Selbstsucht und Großthuerei, Bestechlichkeit und geschminktes Wesen, das sind die bewegenden Kräfte, welche Ring für Ring den Zusammenhang lösten, der die alte Gesellschaft verband, um einem Theil derselben persönlich genug zu thun, der im Grunde nach nichts Anderm strebt, als Reichthum, Glanz, Ehren und Würden zu erlangen und zuletzt alle jene Vorrechte, wenn auch in einer neuen Form, für sich auszubeuten, die den frühern Inhabern entrissen wurden. Es könnte sogar noch dahin kommen — und es hat nicht wenig Anschein dazu — daß zerfetzte Stammbäume und zertrümmerte Wappenschilder vom Trödel, dem sie überlassen worden waren, zurück geholt würden, um die Menge von Emporkömmlingen der neuen Generation damit auszustatten. Das ist die Lehre aller Revolutionen im Schooße der Gesellschaft. Aber ein fressenderer Aussatz hat sich wahr-

lich in ihr noch nie kund gegeben, als in diesem Augenblicke. Er ist um so gefährlicher, als das Uebel nicht mehr wie früher localisirt werden kann, sondern den ganzen Völkerbrei zu erfassen droht, in welchem die gesammte Menschheit aufzugehen trachtet, damit die Nationalitäten verschwinden, die zwar nicht ohne eigenthümliche Schatten waren, aber auch einen Schatz eigenthümlicher Tugenden besaßen. Das edle deutsche Volk hat sicher dabei am meisten zu verlieren, und man kann nicht ohne tiefe Rührung ansehen, welche Bestrebungen es macht, in dem allgemeinen Wirrwarr zu retten, was noch zu retten ist.

Es ist wie eine moralische Cholera; eine Geißel, die neben der Trauer, auch noch Zorn und Mitleid in uns hervorruft.

Dieser Zustand ist aus der Nacht des Unglaubens erstanden; er ist eine Nachgeburt der letzten großen Revolutionen, welche in dem kirchlichen und staatlichen Leben sich zutrugen. Er ist das Meisterstück jener improvisirten Helden, die plötzlich auf der Weltbühne erschienen, um den gegenwärtigen Stand der Dinge vorzubereiten, und — am glimpflichsten beurtheilt — im falsch verstandenen Interesse des Volkes handelten. Er füllte die weitgeöffneten Kassen der Banquiers; er nahm die Lungen und die Logik armer Advokaten in Anspruch, die gegen Willkühr und für Gleichberechtigung sprachen; er bemeisterte sich der Köpfe der Kleinkrämer und Spießbürger, und drückte endlich als Stempel der Dankbarkeit der Stirne

der liberalen Plebejer die großen Worte auf: Volksfreund! Volksvertreter!

Dieses war das Ziel; der große Gewinn aller in dieser Richtung strebenden Geister; das stillt ihren heißen fieberhaften Durst nach Einheit, Gleichheit, Brüderlichkeit, wie das großartige Motto der französischen Revolution lautete. Verschwunden ist der alte Adel, ausgelöscht sind alte, wohlerworbene Rechte, und es erheben sich jetzt die Ausbeuter der Meutereien, Putsche und Barrikaden, die Wucherer des Ruhmes, die falschen Freunde einer ächten, ernstgemeinten Gleichheit. Es klingt ein sarkastischer Sinn heraus, wenn das Volk, das nichts mehr von dem alten Adel, von der eingesetzten Obrigkeit, von einem gewissenstreuen Beamtenstande wissen will, sich nunmehr gedankenlos der Leitung derer überläßt, die sich selbst als seine Freunde voranstellen, und sie zu seinen Führern ausruft. Aber es wird auch die Zeit einmal kommen, da von ihnen Rechnung abverlangt werden und ihr übermüthiger, anmaßender Stolz sehr verkümmert dastehen wird.

Wie sie dahinfahren in ihren glänzenden Equipagen, die ihnen der Wucher, die Baumwolle, Tabak oder Eichorien bezahlt haben; wie der Stolz ihre Nasenflügel bläht, wie herablassend sie die Grüße bescheidener Fußgänger erwidern! Wie glücklich ist solch' ein Komptoirgeschöpf, dieser Financier der Anleihen, dieser Advocat, der von Konspirationen dick wurde, und mit der von ihm creirten oppositionellen Partei, endlich zur Macht gelangte! Bindende Eide, Anhänglichkeit für das angestammte Fürstenhaus, altes Recht und alter Glaube, das alles ist eine

abgedroschene Komödie, die er einst mitspielte, nur um jetzt herausgerufen und bekränzt zu werden.

Dieser neue Gassenadel bewundert am meisten sich selbst, und läßt sich Glück, Ansehen und Reichthum wohl schmecken. Die reisenden Waarenverschleißer, oder commis-voyageurs, diese Berühmtheiten der Wirthstafeln in den großen Gasthäusern, führen überall das laute Wort zu Ehren jenes Adels, und proclamiren ihn als den eigentlichen Adel der „Jetztzeit" — ein trotz seiner barbarisch klingenden Zusammensetzung allgemein beliebtes Wort — weil er die drei Dinge besitzt, die zu jedem Kampfe das Nothwendigste sind: Geld — Geld — und Geld — wodurch der Sieg ihm auch gesichert bleiben wird.

So ist es nun um die Gleichheit und Brüderlichkeit bestellt. Während der Reiche in Saus und Braus lebt und stolz dahinfährt, müht sich das arme Volk in seinen Fabriken ab und opfert Gesundheit und Leben. Sonst sah man wohl Stelzfüße und Einarmige, die im Kriege vom Feinde verstümmelt worden waren, denen überall mit Achtung begegnet wurde, und für deren Erhaltung der Staat Sorge trug. Wie verwünschte man den Krieg, wann man ihnen begegnete!

Aber jetzt — nachdem dem jungen Geschlecht, im Genusse eines langen Friedens, der Krieg nur mehr gleich einer Sage erscheint — erstaunt ihr nicht, wenn euch auf Weg und Steg dennoch so viele junge Leute begegnen, die grausamer verstümmelt sind, als sie es von den feindlichen Kanonen sein könnten?

Niemand sorgt für sie; die allgemeine Achtung blickt

sie nicht an; als Bettler nahen sie euch, glücklich genug, wenn sie ein kleines Almosen erhalten. Sie haben nichts für Alle geleistet; Niemand fühlt sich verpflichtet, ihnen etwas zu geben; sie sind an das Mitleid gewiesen, ein Quell, den man schon längst auf verschiedene Weise abzuleiten bemüht ist, seitdem man das himmlische Gefühl des eigenen Almosenspendens als eine störende Behelligung des Genußlebens betrachtet.

Diese Unglücklichen sind die Invaliden des Friedens. Ein Rad hat sie erfaßt und so und so vielmal herum geschleudert; ein Hammer fiel auf sie hernieder; eine Mine verschüttete sie; das Alles erduldeten sie für ihren Bruder, der eben jetzt so prächtig an uns vorüberfuhr.

Aber die Lüge kann ja doch unmöglich so schreiend sein! Ist denn keine Spur von Einheit, Brüderlichkeit und Gleichheit in diesem Zustande zu finden? Hilft denn gar nichts dem Elend ab, welches die „arbeitenden" Massen erfüllt? Nähert sich ihnen nicht von Zeit zu Zeit mindestens der Reiche, der Besitzende, der Studirte, als Bruder, um ihnen beizustehen? um ihnen zu helfen?

Ja; es geschieht. In den großen Zeiten, wo man des Volkes bedarf; dann wird dazu geschritten, die Sache in die Hand zu nehmen, um die „arbeitenden" Klassen gehörig zu „bearbeiten".

Man vergißt alsdann den Abstand, den man trotz des Namens der Gleichheit, zwischen sich und dem Volke, eingeführt hat. Die Geistesaristokratie und die haute Finance wird auf ein paar Stündchen ein ordinärer Mensch, und macht sich gemein mit den andern. Man

theilt seine Cigarren aus, oder man raucht Stänker aus einer Stummelpfeife, und trinkt einen Schoppen Bier oder Landwein im Qualm einer Bauernschenke. Da werden Reden gehalten, von Rechten gesprochen, die errungen werden müssen; die große Politik wird hineingezogen, von der das Volk nichts begriffen hat und an welcher es auch nichts ändern kann, lediglich um die Minister herabzusetzen, die entweder als Dummköpfe oder schlechte Kerle und abgefeimte Schelme, manchmal auch nur als „Junker" hingestellt werden, damit das einsichtsvolle Volk sie recht gründlich hasse. Entweder gilt's einer Wahl in die Kammer, oder einer Petition, oder einem Protest.

Ist das erreicht, so ist's bei'm Alten. Der Agitator kehrt zurück zu seinen Uebungen und Gewohnheiten. Ist er von Natur geizig, hochmüthig, geldgierig, hart, platt und fade, er bleibt so für sein ganzes Leben, und der Weltverbesserer ist manchmal ein räudiges Schaf, wie kein anderes in der Heerde. — —

Wenn meine Leser einmal zufällig ein altes Schloß, von bescheidenem Umfang, in einer höchst anmuthigen Landschaft, auf ihren Reisen antreffen sollten, so mögen sie wissen, daß es mit dem hier Gesagten in einer gewissen Beziehung steht. Ich will ihnen daher den Namen nicht verschweigen.

Das kleine Schloß Gallmist, war früher ein Edelsitz, den die sehr verschuldete Familie des letzten Besitzers verkaufte, um seinen Namen von der Schmach des Bankrotts zu retten. Als es an den Meistbietenden versteigert wurde, wäre es beinahe wieder in die Hände eines

alten Edelmanns gekommen; allein der Zufall wollte, daß dem Grafen Werthen, der Kassier und Geschäftsführer des damaligen Generalkonsuls Zehdeniker, bei dem Handel der Rang ablief, und seinem Namen Hirschler, als Rittergutsbesitzer, nach der auch von andern Emporkömmlingen adoptirten Mode, das Wörtchen Gallmist hinzufügte, und sich ein ritterliches Wappen beilegte, dessen Schildhalter zwei Hirsche waren, und in dessen Mitte drei Forellen schwammen, der großen Weiher und Bäche wegen, welche eine große Menge dieser schmackhaften Fische beherbergten.

Ein Heraldiker, den Hirschler-Gallmist oft zu Tische lud, und den er um Rath befragte, gab ihm das Wappen an, und zeichnete es ihm regelrecht auf; und der neue Rittergutsbesitzer war so stolz darauf, als ob es einer seiner Vorfahren vom heiligen Römischen Kaiser selbst erhalten hätte, und ließ es überall, an den Pferde-, Kuh- und Schweinställen, an dem Schloßportal, an Brennerei und Brauerei aushauen, an den Wagen lakiren, und auf der Staats-Livree seines einzigen Bedienten, gestickt zum Vorschein kommen.

Er gab es groß genug, für einen Mann, der — wie man sonst wohl sagt — von der Pike auf gedient hat; was aber auf ihn nicht paßte. Er hatte buchstäblich als Stiefelputzer angefangen, ward zum Laufburschen avancirt; wurde hierauf in der Kasse zum Geldzählen verwendet; bekam alsdann die Handkasse und die Kassen-Cladde zu besorgen; bis er sich endlich zur Würde des Kassiers erhob. In dieser Stellung gelangte er zu immer

größerm Einfluß; er erhielt einen Antheil am Gewinn, den er prächtig zu verwalten wußte; und es mit der Zeit so weit brachte, daß gerade als Zehdenikers Stern unterging, der seinige im schönsten Lichte am Börsenhorizonte emporstieg.

Im Schlosse hauste er mit seiner Frau und Tochter; das Uebrige hatte er verpachtet. Er führte eben kein reiches und verschwenderisches Leben; er aß und trank gut; sah zuweilen einen Gast, mit dem er etwas zu thun hatte, oder den er zu seinen Zwecken brauchte; ging im Sommer auf vier Wochen in's Bad, und zur Faschingszeit auf zwei Monate in die Stadt.

Da er stets bemüht war sein Kapital zu vergrößern, so ließ er sich in gewagte Speculationen nicht ein, und war ein Feind alles überflüssigen Luxus. Er hatte daher sämmtlich verkauft, was von alten Raritäten in dem Schlosse vorhanden gewesen war; den Thurm ließ er verfallen, die Umfassungsmauer bäuerisch ausflicken; die fehlenden Dachziegel durch Schindeln ersetzen; schöne alte Bäume im Roßgarten, und an dem Weg, der zum Schlosse führte, versteigern, und überließ es seinem Pächter neue zu pflanzen, wenn es das Bedürfniß erheischte.

Was ihm das eintrug, war zwar nur ein Sümmchen, aber er wußte zu berechnen, wie hoch sich die Zinsen auf Zinsen in so und so viel Jahren belaufen würden. Und er brauchte viel Geld, nicht um seinen leiblichen, sondern einen andern Hunger damit zu stillen.

Er wollte ein politischer Charakter sein! Die Ba-

war für seines Gleichen schon ziemlich geebnet. — Als er einmal, noch auf der untersten Stufe des Zehdeniker'schen Geschäfts stehend, in einer kleinen Erbschaftsangelegenheit, eine gerichtliche Zustellung unter der Aufschrift

„An den Judenburschen Moyses Hirschler"

erhielt, da schwur er sich, dereinst Rache zu nehmen, an der untoleranten Bureaukratie. Und als er bereits mit der Zehdeniker'schen Handkasse betraut, im Straßengedränge einen Herrn mit schweren Epauletten fast umrannte, und dieser ihm nachrief: „Verfluchter Jude, kann er nicht sehen!" da gelobte er sich feierlichst, wann er erlangt haben würde, was er ersehnte: den Junkern einen Krieg auf Leben und Tod zu erklären. Jetzt war die Zeit gekommen.

Er hatte sich aufgeschwungen in die Reihen derer, die er unversöhnlich haßte; er war nach seiner Meinung ihnen gleich geworden, um sie desto sicherer zu bekämpfen. Mit seinem Gelde erkaufte er sich die öffentliche Meinung. Er gründete ein Blatt, und machte einen verbissenen Republikaner zu seinem Redacteur; er ward Actionär bei verschiedenen Oppositionsblättern in großem Format, und empfahl junge Glaubensgenossen, die seine Gesinnung theilten, zu Mitarbeitern. Er besuchte alle Meetings, alle Zweckessen, alle festlichen Versammlungen. Sein Name wiederhallte in der Presse; sein Patriotismus war bekannt; er war ein Held des Fortschritts. Man wählte ihn bei verschiedenen Gelegenheiten in die Ausschüsse; man machte ihn zum Präsidenten eines liberalen Clubbs.

Hirschler war nicht auf den Kopf gefallen. Die beliebten Phrasen, die gewöhnlichen Stichworte, waren ihm geläufig. Seine Art sich auszudrücken, der jüdische Wortwitz, die markirte Betonung, die lebhafte Gestikulation, das würzte seinen Vortrag, und die Zuhörer nannten ihn naturwüchsig, und ergötzten sich daran, ohne den Mangel an Logik und die Gedankenleere zu tadeln.

Solche Subjecte unterliegen nicht allzu großer Bescheidenheit. Das theilte sich schon Hirschler's Aeußerm mit. Sein Auftreten war sicher; seine Bewegung kräftig; seine Rede kurz, und wann er dem Gegner widersprach, wurde sie höchst abstoßend und verletzend. Seinen Spott begleitete stets das rohe Gelächter, welches die krasseste Unwissenheit über den zu verhandelnden Gegenstand verräth. Er endete dann mit einem Hinaufziehen der Achsel, und einem verächtlichen Blick der Geringschätzung seines Gegners. —

Das war Hirschler im öffentlichen Leben; jetzt wollen wir ihn noch weiter betrachten. Auch hier fehlt es nicht an einer komischen und lächerlichen Seite.

Er, der öffentlich für Liberalismus, Toleranz, Fortschritt, bis zu den letzten Consequenzen stritt, ist innerlich Despot und Tyrann. Kriechend vor denen, welche ihm einen Profit gewähren konnten; herrisch gegen die, welche von ihm abhängen; nachgiebig und leichtgläubig gegen die Parteihäupter, denen er seine politische Erziehung verdankt; plump und eigensinnig gegen alle Uebrigen. Sein lächerlicher Stolz, seine Eitelkeit, seine Manieren, stehen keinem der dümmsten alten Aristokraten nach; auch

er besitzt seinen Adelsbrief, den ihm die liberale Strömung des Zeitgeistes verliehen; sein Wappenherold ist das Geld, und das ist sehr sicher angelegt. Er kann auf dieser Seite einen Puff vertragen.

Die Welt, wie sie jetzt beschaffen, ist für ihn die beste. Wer das nicht einsehen will, ist rückständig — ein Reactionär oder Ultramontane. Er ist Gemeinderath und Lieutenant in der Bürgerwehr. Der Regierungspräsident drückt ihm jedesmal die Hand, wo er ihn auch treffen mag; der Präsident der Abgeordnetenkammer umarmt ihn sogar. Er besitzt Einfluß, und die bedeutendsten Männer rechnen darauf, seine Stimme zu erhalten. Er beschäftigt sich mit dem Studium der Verfassung, und hat schon angefangen, die ältern Regierungsblätter durchzubuchstabiren. Seiner Familie trägt er die schwer errungene Weisheit vor, und erzählt ihr, für was er stimmen wird, und für was nicht. Die Beamten jeglicher Art mögen auf ihrer Hut sein; in diesen Dingen versteht sein Liberalismus keinen Spaß. Alles muß nach seinem Willen gehen; entweder biegen oder brechen.

Herr Hirschler-Gallmist ist unerschrocken. Nur ein Gedanke verfolgt ihn Tag und Nacht. Es ist nicht die Entsittlichung, die immer weiter um sich greift, und sogar seine ruhigen Gallmister schon anzustecken droht. Es sind auch nicht die stehenden Heere, diese verthierten Söldlinge, die blinden Werkzeuge des Despotismus. Es sind die fortwährenden Uebergriffe der Geistlichkeit, die an allem Unglück schuld ist. Ihn peinigt der Gedanke, daß die Zehnten wieder eingeführt werden könnten!

Die feudalen Rechte sind zu einer fixen Idee bei ihm geworden, und ein kalter Schweiß überläuft ihn dabei. Pfaffen und Junker erregen ihm nicht nur tiefen Abscheu, sondern auch ernste Befürchtungen. Man könnte glauben, daß in seiner ganz in die Materie versunkenen Seele eine Art von Gewissensangst sich rege.

Unser Mann hat das fünfzigste Jahr erreicht. Seine Frau, fast ebenso alt, ist eine schaale, putzsüchtige Närrinn; er besitzt eine heirathslustige und heirathsfähige Tochter; ein vollständig mannbares, leiblich nicht unschönes Geschöpf. Er denkt daran ihr einen Mann zu suchen. Ist ihm das gelungen, so hat er eine große Sorge abgeschüttelt, und kann dereinst ruhiger sterben. Allein sein Schwiegersohn sollte gleich ihm von Junkern, Pfaffen, Zehnten und Feudalrechten nichts wissen wollen. Hat er diese unendlich patriotische Arbeit vollendet, so wiegt er sich in der schönen Hoffnung, daß er sehr viel zur Rettung des Vaterlandes beigetragen habe. —

Es war zur schönen Sommerszeit; Herr, Frau und Fräulein Hirschler befanden sich in einem sehr besuchten Bade. Nur er brauchte die Kur; die Damen waren kerngesund, und genossen, was sich an schönen und seltenen Unterhaltungen darbot, in vollkommenster Hingebung.

Unter den Virtuosen, deren Kunst die Abende der Gesellschaft verschönerte, glänzte ein junger Mann von auffallender Schönheit. Er hatte ein abenteuerliches Leben geführt, und was man davon erfuhr, erhöhete das Interesse für seine Persönlichkeit. Was man nicht wußte, wurde, wie gewöhnlich, durch allerlei heimliche Mitthei-

lungen ersetzt, nach deren Quelle nicht gefragt wurde, wenn sie gleich oft wenig Glauben verdiente. In solchen Fällen wird alles für baare Münze gern angenommen, wenn gleich der Stempel nur zu sehr die Fälschung verräth. Gewiß war es, daß er eines Ehrenhandels wegen, den er mit einem jungen Kavalier aus vornehmem Hause, wegen einer Sängerin, in die sie beide verliebt waren, gehabt, zuerst landesflüchtig wurde, hierauf aber — als er hörte, daß er seinen Gegner nicht getödtet hatte — sich freiwillig den Gerichten stellte, um sechs Monate auf der Festung das Duell abzubüßen. Nach dieser Zeit zog er umher, gab Konzerte, und führte das Nomadenleben eines modernen Künstlers par excellence. Sein Unterhalt war dadurch hinreichend gesichert. Man dachte sich ihn vollkommen unabhängig; aber er war es in der That nicht. Er war gezwungen seine geheimsten Gedanken streng zu verschließen, denn würden sie in die Oeffentlichkeit gedrungen sein, so wäre es mit seinem Erwerb aus gewesen.

Sein Geschäft — es wird mir unmöglich bei einem solchen reisenden Virtuosen, stets nur von seiner Kunst zu sprechen — wies ihn darauf hin, zuerst sich die Vornehmen geneigt zu machen, nach ihrer Anerkennung zu streben, und den Zutritt in hocharistokratischen Kreisen zu suchen. Dies zwang ihn aber zu einer fortwährenden Verstellung, da er die altadeligen Familien noch ärger haßte, als irgend ein Demokrat.

Dadurch ward ihm seine Lage, obgleich von Vielen beneidet, zu einer überaus drückenden.

Die Stimmung, in die er deshalb verfiel, die ihn manchmal bis zur Verzweiflung trieb, gab seinen blasirten Zuhörern neuen Stoff zu Nachforschungen, und er wurde dadurch immer gesuchter und interessanter.

Thusnelda, wie Hirschler als deutscher Patriot, seine Tochter nannte, hatte gleich am Abend ihrer Ankunft, das für denselben angekündigte Konzert in Gesellschaft ihrer Mutter besucht. Der Vater, dem die Fahrt auf der Eisenbahn sein Leberleiden aufgerüttelt hatte, bedurfte vor dem Beginn der Kur einer zweitägigen Ruhe, und war zu Hause geblieben. Die Damen waren in das Konzert gegangen, lediglich um die Gesellschaft zu sehen, die Toiletten zu mustern, und ihre eigenen zu zeigen; ohne sich um das weiter zu kümmern, was sie zu hören bekommen sollten. Erst als der Konzertgeber heraustrat, um sich vor der Versammlung zu verbeugen, und die schöne Gestalt ihre Aufmerksamkeit erregte, griff Thusnelda zu dem Programm, das auf der Lehne ihres Sessels lag, um nach dem Namen des Virtuosen zu sehen. Er hieß Franz Müller.

Er spielte drei brillante Stücke, zwischen denen eine Sängerin mit französischem Namen sich hören ließ. Sie machte Niemand Vergnügen; was sie leistete wurde als Lückenbüßer betrachtet, die dem Pianisten zum Ausruhen dienen sollten. Seine Leistung aber electrisirte die Versammlung, die fein geschulte und ebenso enthusiastische Dilettanti zählte.

Die alte Hirschler, die nichts von dergleichen Dingen verstand, folgte mit Hand und Mund den Beifalls-

äußerungen der Andern; aber ihre Tochter Thusnelda, die nach ihrer Mutter Willen, „gebildeter" werden sollte, als sie, und schon frühzeitig, die Elemente feinster Bildung: Tanzen, Französisch und Klavier, empfangen hatte; war außer sich vor Entzücken gerathen. Sie wäre so gern nach dem Konzert in den Kreis getreten, der Franz Müller umgab, um als würdige Trägerin des Namens Thusnelda, ihm eine artige Anerkennung auf französisch zu sagen; aber ihre Mutter war zu solcher Demonstration nicht zu bewegen.

„Wenn Vater mit wäre, dann ja" — sagte sie. „Für zwei Damen schickt sich so etwas nicht. Wir kennen keinen Menschen, und kein Mensch kennt uns."

Keine Gegenvorstellung half, und Thusnelda mußte ihr Feuer in dem jungfräulichen Busen verschließen, das aber dann um so heftiger hervorbrach, als der Besitzer des Rittergutes Gallmist, sie daheim mit dem Geschrei empfing:

„Na Thusel! wie ist's ausgefallen? Mutter versteht nichts. Du sollst mir sagen, wie's ausgefallen das Konzert."

Thusnelda's Herzenslavastrom ergoß sich jetzt glühend und breit. Am Anfang lag noch, wie eine dunkle Schlacke, die trockene Aufzählung der Piecen, die Tonart, die Sängerin; dann wälzte sich die Lava fort, über die Versammlung hinweg, zum Konzertgeber, ward immer heißer als sie seine Kunst berührte, und brannte lichterloh, als sie alle seine Eigenschaften noch einmal kurz erwähnte, und endlich wie ein glimmender Aschen-

haufen zusammensank, als das Mädchen die Worte sprach: „Ich habe noch nie so spielen gehört und gesehen; so schön war Beides.“

„Wie heißt denn das kolossale Wunderthier?“ fragte ihr Vater.

Sie war in ihrer Exaltation nicht im Stande auf diese feine Frage ihm anders zu antworten, als daß sie ihm stumm den Konzertzettel hinreichte.

„Daß Dich! Der?“ war alles, was er sagte. Dann mußte ihm sein liebes Thuschen eine genaue Beschreibung der Persönlichkeit machen.

„Richtig, er ist's!“ rief er aus.

„Kennst Du ihn denn, Hirschler?“ fragte die Mutter.

„Ob!“ gab er ernst zur Antwort.

Es fielen ihm dabei zwar die heitern Abende der Agnesi ein, wo es ihm schon vergönnt war, selbständig, als sein eigener Herr, als Rentier und Rittergutsbesitzer zu erscheinen; aber zugleich zog die häßliche Duellgeschichte, und die damit verbundenen Verhöre, die auch er zu bestehen gehabt, als trübe Wolke an seinem Gedächtniß vorüber.

Seine nächste Sorge war, in welcher Art er sein Benehmen gegen Müller einrichten sollte; und deshalb mußte er vor allen Dingen erst die Meinung einiger langjährigen habitués des Badortes, die er gut kannte, sondiren, was sie von Müller hielten, wie sie über ihn dächten, und ob sie ihn ihres Umgangs würdig erachteten. Ein Hirschler-Gallmist durfte sich nicht wegwerfen; sein Stand und Rang forderten dies von ihm.

Es waren jetzt etwa zwei Jahre, daß das Duell statt gefunden. —

Was Hirschler über Müller erfuhr, lautete nur günstig. Hätten die Leute in dessen Inneres zu blicken vermocht, ihr Urtheil wäre anders ausgefallen. Eine liberale Gesinnung können auch Aristokraten und Konservative an einem in allem Uebrigen achtungswerthen Manne wohl anerkennen; selbst die Abneigung gegen Vorrechte der Geburt, die viele Jahrhunderte hindurch bestanden haben, können von ihnen erklärlich gefunden werden; allein ein zerrissenes Gemüth, welches so gänzlich von Gott entfernt ist, daß es von Versöhnung nichts wissen will, die heiligsten Gefühle mit Füßen tritt, seinem Vater flucht, und sich daran weidet, ihm allen Trost zu rauben, ist so ruchlos und entartet, daß Niemand es bemitleiden wird, wenn es auch an der heimlich genährten Wuth, die es erfüllt, schmählich untergehen sollte. Ein solcher Gedanke ist für die Mehrzahl der Menschen nicht zu fassen, und die privilegirten Klassen der jetzt noch bestehenden Gesellschaft werden es einem solchen Gemüthe um so weniger verzeihen, wenn es den Haß gegen einen Einzelnen aus ihrer Mitte, auf das Ganze überträgt.

Das war aber bei Müller der Fall, ohne daß man eine Ahnung davon hatte, und daher floß sein Lob im reichsten Maaße von allen Lippen.

Hirschler ging nun als alter Bekannter dem Virtuosen entgegen, lud ihn zu sich ein, und Müller und Thusnelda lernten sich kennen.

Der erste Eindruck blieb siegend. Thusnelda, die

einen Flügel in ihrer Wohnung hatte, spielte mit Müller vierhändig; auf ein paar Reunionen war er ihr Tänzer gewesen.

„Er ist ein schöner Mann," gestand sie sich. „Ein wenig groß und stark — aber er polkt dennoch sehr leicht und ist recht galant gegen mich. Und wie spielt er! Bezaubernd! Er ist nicht reich, aber er verdient viel, wenn er nur will. Das ist am Ende besser. Man braucht sich nicht einzuschränken und zu sparen, wenn man sich das Geld so leicht zu verschaffen weiß. Ein Konzert — und die Kasse ist wieder gefüllt. Ich möchte wohl einen solchen Mann haben."

Müller schien sich in der neuen Umgebung zu gefallen. Er begleitete „die gnädige Frau", wie man die Besitzerin von Gallmist im Bade nannte, und das Fräulein Tochter auf allen Spaziergängen, ihre Shawls oder Mantillen tragend, und machte ihren eigentlichsten cavaliere servente.

Als Thusnelda merkte, daß auch ihr Vater für Müller Neigung gefaßt hatte, freuete sie's sehr. Sie wartete auf den günstigen Augenblick, um ihre Gefühle vor ihm auszuschütten. Er kann unmöglich etwas dagegen einwenden, überlegte sie bei sich. Mein Vater ist zu vernünftig. Er muß einsehen, daß Müller als selbstständiger Mann eine Frau gut ernähren kann. Wenn Papa mir auch die Mitgift nicht eben sehr reichlich zumißt, so wird das Budget doch immer dadurch vergrößert. Wir werden Equipage halten können, und ein recht brillantes Leben führen. Ueberdieß kennt er ja schon länger meinen Zukünftigen —

Sie erschrack ein wenig, als ihr das kühne Wort durch den Sinn fuhr, allein sie beruhigte sich wieder, als sie dachte: „Nun ja, mein Zukünftiger, nach meiner Idee! Sie kennen sich, Müller und Vater; ich glaube, sie sagen Du zu einander. Das wäre nett!"

Dann sann sie im Stillen weiter, und wurde ernster. „Ob er mich denn aber auch liebt?" sprach sie zu sich. „Gestern lobte er meine Haare; vorgestern meinen Wuchs; diesen Morgen sagte er, ich könne so geistreich blicken. Ja, gewiß, er liebt mich! Und das letzte Konzert hat ihm an die tausend Gulden eingetragen, wie er selbst sagt. Er hat eine große Zukunft. Ein junger Mann, der das kann, der so schön spielt, daß er tausend Gulden an einem Abend gewinnt, kann gewiß jede Partie machen, und Vater kann nichts dagegen einwenden, wenn er mich will."

Dies waren die geheimen Bekenntnisse einer schönen Seele im Lichte unserer Zeit.

Auf ihren Vater hatte Müller fast einen ähnlichen Eindruck gemacht. Auch ihm erschien er als kein unwillkommener Schwiegersohn. Was bei Thusnelda wie Liebe aussah, gründete sich doch nur zu sehr auf das materielle Interesse, als daß es von dem Plane ihres Vaters sich bedeutend unterschieden hätte. Er sah in Müller einen durchaus gesinnungstüchtigen Menschen, der die Aristokraten ausbeutete, ohne ihnen seine Meinung zu unterwerfen. Den Circumfler, den Graf Oscar von Marienstein von ihm erhalten, rechnete er ihm als verdienstliche Heldenthat an. „Der läßt sich von keinem Junker etwas

thun," folgerte er weiter, und seine sechs Monate Sitzen, vergißt er der ganzen Rasse gewiß nicht. Er trägt nach, das hab' ich schon gemerkt, und das ist schön von einem Mann; nur die Schufte vergeben leicht. Wahre Hundeseelen, die es thun! Ist Müller mein Schwiegersohn, so braucht er nicht mehr zu spielen. Ich geb' ihm, was zu einer bürgerlichen Haushaltung gehört. Was ich aus ihm machen will, muß sich bescheiden ankündigen. Er soll Volksmann werden; er hat Alles dazu. Er hat eine schöne Figur, eine starke Stimme, er weiß die Worte zu setzen. Als Jude bin ich jetzt noch nicht wahlfähig; aber seine Wahl setz' ich durch. Kinderspiel! Ist er einmal in der Kammer, so muß er dahin wirken, daß wir als Mitglieder der Ritterschaft, gleichviel ob Jud oder Christ, auch hinein kommen. Ich bin ein gescheiter Vater, der es weiß, was er thut. Liegt ihm viel am Klavierspiel, so kann er mit Thuschen so viel musiciren als er will."

So bereitete sich Müller's Glück vor, ohne daß er es wußte. Allein in ihm erglomm eine Hoffnung, die auf dasselbe hinauslief.

Thusnelda war in seinen Augen, ein gutes Mädchen. Das ist nicht viel, wenn man es zu heirathen denkt. Er wußte nichts von ihrer Erziehung, nichts von ihrem Charakter, von ihren Neigungen, nichts von ihrem Herzen. Mit einem Wort: er kannte sie nicht. Das war aber auch nicht nöthig; danach zu fragen, erschien ihm lächerlich; er liebte sie ja nicht. Er war zu gewiegt in solchen Sachen, um sich auf den ersten Blick zu verlieben, nachdem man

ein paarmal à quatre mains gespielt, zwei Polka getanzt, und spazieren gegangen war. Er liebte sie nicht ein Bischen, wie er es sich selbst gestand; aber nach der Hochzeit konnte es ja anders werden. Von der Hochzeitreise sind wohl manche enttäuscht zurückgekommen; andere aber wie in einander verzaubert. Die Liebe entzündet sich wie der elektrische Funke. Und wenn's nicht so käme! Müller war eine gleichgiltige Natur. Wir haben ihn schon früher als Accompagnateur in dieser Hinsicht bewundern können. Er hatte sich hierin nicht geändert. Nur eine einzige Saite vibrirte stärker in ihm, und wurde diese gewaltsam berührt, so gab es einen schreienden Mißton. Eine Verbindung mit Thusnelda ließ ihn aber eine solche Berührung nicht fürchten.

„Könnte ich mich jemals so weit verirren," dachte er, „ein hochadeliches Fräulein zur Frau zu wählen, die bei allen Vorzügen des Geistes und des Körpers — und wenn sie mich auch wahrhaft liebte — einer Familie angehörte, die gewisse Blicke auf mich richtete, und mich mit einer kavaliermäßigen Herablassung behandelte — so würde mich das zum Selbstmord treiben. Viel lieber nähme ich die Jüdin, mit Papa und Mama in den Kauf, wenn ich sie kriege. Es sichert mir die Existenz, und ich kann mich von dem vornehmen Gesindel lossagen, das mich am Piano umlagert, und ihm meine ganze Verachtung in's Gesicht werfen."

Eine größere Uebereinstimmung ist nicht zu denken. Hirschler's Wahlspruch war es stets gewesen: Essen muß der Mensch! Das trieb ihn zu allen seinen Handlungen.

Müller trieb dasselbe Bedürfniß zur Wahl einer Lebensgefährtin.

So denken heutzutage die vernünftigsten Leute. Vor allem muß der Mensch essen. Je besser desto besser; desto vernünftiger! Man geht rasch zu Werke, in der Ueberzeugung, daß die langsame Bedachtsamkeit altmodisch sei, und zu dem Uebrigen im heutigen raschen Dahinleben nicht mehr passe. Eine aufglimmende Leidenschaft, von der man als Resultat, Eindrücke auf das Herz erwartet, welche Lächerlichkeit, sich davon die Nerven spannen zu lassen! Es ist ein gutes Mädchen; sie hat Geld! sagt er. Er ist schön, hat den Vorzug noch mehr zu verdienen; sagt sie. Voilà tout!

Mehr zu fordern, wäre Unsinn. Eine reich ausgestattete Natur, die darüber hinaus wollte, erregt in unsern soliden Verhältnissen, ernste Besorgnisse. Genialität kann die Maschine, die Schablonen fertigt, nicht ertragen; sie geräth dadurch in Unordnung. Genialität hat ihre Marotten; ein Genialer muß, nach der Ansicht der Leute, ein ganzes Schlittengeläute im Kopf klingeln hören. Muß er da nicht total verrücktes Zeug anfangen? Es ist das Genialitätsfieber, für welches kein Chinin helfen kann.

Müller hatte die Besuche bei Hirschler's fortgesetzt, und es wurde ihm klar, daß man seinen Absichten nicht entgegen sei, und es erwartete, daß er offen damit hervortrete. Die Mutter ließ Thusnelda geflissentlich mit ihm allein, und — wie sich von selbst versteht — brachten ihre Gespräche, die immer vertrauter wurden, auch ihre

geheimen Wünsche immer mehr zum Vorschein. Der Augenblick sich zu erklären schien für Müller gekommen.

Aber einiges Bedenken rührte sich doch in ihm. Er besaß den gewöhnlichen Stolz. Konnte er sich auch über die Verbindung mit einer Judenfamilie hinwegsetzen, worin ihm Grafen und Barone vorangegangen waren, so war es der Leumund des Schwiegervaters in spe, der erst erwogen werden mußte.

„Hirschler," so sagte er, „ist reich geworden, wie andere auch; wer fragte wohl nach den Mitteln, deren sie sich dabei bedienten. Niemand. Er ist Rittergutsbesitzer, das hat den Neid der andern Juden erregt, und den Haß des Adels, die ihn als unberechtigten Eindringling betrachten. Dieser Neid, und dieser Haß haben ihm Erdichtungen angeheftet, die ihn verläumden, und die er nicht verbrochen hat. Und hätte er die edelsten Eigenschaften, er müßte so etwas ertragen. Es ist der Lauf der Welt. Man hat ihn betrügen wollen, ihm Unrecht gethan, und er war genöthigt Prozesse zu führen; er hat sie zwar gewonnen, aber sein Ruf hätte darüber doch zu Grunde gehen können. Das ist das bürgerliche Elend, die misère, die uns auf dem Theater aneckelt, und im Leben betrübt. Wer wollte deshalb wohl mit Hirschler rechten, der ein verständiger Mann ist, und Niemand zu nahe tritt? „Mein Name gegen seinen," schloß er, „das wiegt sich auf. Auch ich habe kein größeres Gewicht in die Schale zu legen! Und dann, seine politische Gesinnung macht ihn unantastbar."

Als alle Theile so weit mit einander gekommen wa-

ren, ohne sich ein Wort mitgetheilt zu haben, wurde Müller zu einem Diner bei Hirschler eingeladen. Im Bade hält man keine eigene Menage; man aß in einem Salon particulier des Restaurants. Nachdem die Mahlzeit beendigt war, zündeten die beiden Herren Cigarren an, und Hirschler befahl den Kaffee in den Garten zu bringen; die Garçons hatten abgeräumt; Madame Hirschler war in dem Fauteuil eingenickt; Thusnelda stand in der geöffneten Thüre, und blickte dem Vater und Müller nach, die sich in den Schatten einer Allee verloren.

„Jetzt werden sie's mit einander richtig machen," sagte sie zu sich, „jetzt wird über mein Schicksal das Loos geworfen!"

Das ergriff sie zwar auch, aber nicht in der Weise, wie man sich's wohl denken könnte. Thusnelda war, wie Wallenstein's Thekla, ihres Vaters starkes Mädchen. Obgleich sie sich's gestand, daß der Augenblick entscheidend für sie war, so war sie weder bangend noch verzagt. Sie besaß die Kraft an die Fusion zu denken, zwischen ihrer Mitgift und den Einnahmen Müller's, auch sie dachte an den classischen Wahlspruch: „der Mensch muß essen!"

Sie zog ein Schreibtäfelchen hervor, setzte sich, benetzte den Bleistift mit der Zungenspitze, und fing an einige blasse unleserliche Ziffern auf das Pergament zu kritzeln. Was war es? Sie entwarf ihr Budget, nach dem Maaßstab einer Freundin, die einen Wechsel- und

Papiermakler geheirathet hatte. Der nahm freilich großes Geld ein.

Sie schrieb auf: Equipage — so viel; Wohnung — so viel; Stubenmädchen, Köchin, Kutscher und Bedienter, ihre Toilette; für ihren Mann nur ein bescheidenes Sümmchen, er war ihr sehr einfach in seinen Bedürfnissen erschienen. Dann leckte sie wieder an den Bleistift und fing an zu addiren. Sie erschrack. Das Facit überschritt bedeutend das, was sie sich gedacht hatte.

Mama Hirschler schnarchte vernehmlich im Fauteuil; Thusnelda saß im Rechnen vertieft, änderte ab, strich aus, schränkte die Ausgaben ein, wo es nur angehen wollte, und seufzte dabei recht tief und vernehmlich; als Hirschler und Müller wieder in den Salon traten.

Der Vater hüpfte, graziös die Beine hin- und herschlenkernd, auf den Zehenspitzen hinter seines Thuschen's Sessel, und blickte über die Lehne auf ihre Schreiberei. Nachdem er eine Weile ihr zugesehen, klatschte er in die Hände, daß die Mama erwachte, und die Tochter in die Höhe fuhr, und schrie unter lautem Gelächter:

„Sehen Sie da, lieber Müller, der Apfel fällt nicht weit vom Stamme! Es ist mein Goldkind! Sie versteht zu rechnen; so ist's recht! Ohne zu calculiren darf man sich in kein Geschäft einlassen."

Thusnelda sah ihn an, erfreut über das Lob, das er ihrer Solidität zollte.

„Da! wie sie sich den Kopf zerbrochen hat!" sagte Hirschler, und hielt Müller das Pergamenttäfelchen dicht vor die Augen. „Lesen Sie nur! Vier Konzerte im

Jahr, veranschlagt auf viertausend Gulden; meine Mitgift: ein Fragezeichen! das arme Kind!"

Müller blickte in das Rechenexempel und verzog die Miene, wie einer der sagen wollte: „So muß ich denn in den sauern Apfel beißen!" Indessen flogen ihm schnelle Gedanken durch den Sinn: „Die Leute gefallen mir gar nicht; der Alte ist übel beleumundet dazu; aber er hat nichts gethan, was ihn dem Richter unterworfen hätte; ich heirathe ja nicht aus Neigung, sondern um frei zu werden, unabhängig meine Meinung rückhaltslos zu äußern —"

So weit war er, als ihn Hirschler unterbrach:

„Da stehe ich und die Mutter, hier die Tochter. Wir geben Ihnen Thusnelda mit unserm Segen. Sie werden gut mit ihr fahren. Ich habe alles mit Herrn Müller, unserm lieben Schwiegersohn, schon abgemacht," sagte er zu Frau und Tochter gewendet.

„Herr Müller," sprach Frau Hirschler, „Sie dürfen Ihrer Braut hier in unserer Gegenwart einen Kuß geben."

Thusnelda erröthete und sah beschämt zu Boden. Müller nahete sich zögernd.

„Was besinnen Sie sich?" fragte Hirschler spitz. „Was ich meiner Tochter mitgebe, kann und darf Sie zufrieden stellen. Wie ich mich etablirte, habe ich nichts gehabt, als meinen Gehalt bei Zehdeniker — nicht der Rede werth! und die da, —" er wies auf seine Frau — „brachte mir auch nicht viel mit. Und wir haben's doch zu 'was gebracht. Es kommt nur darauf an, daß man sich immer nobel gehen läßt, den Blick frei erhebt, seine

Bürgerpflichten erfüllt, indem man das Wohl seiner Nebenmenschen im Auge behält, und seine Kinder gut erzieht. Dies Vertrauen hat mich zu Ihnen geführt und damit basta! Wir verstehen uns, hoff' ich!"

Müller stand jetzt neben der harrenden Thusnelda und der Anstand wollte es, daß er den ersten Kuß auf ihre jungfräulichen Lippen drückte.

„Immerhin!" dachte er. Ich heirathe ja nicht aus Liebe; es ist eine Vernunftheirath, die mir eine unabhängige Stellung im Leben verschaffen soll. Es ist ein Geschäft und noch dazu einträglich." —

Diese Ehe wurde nicht im Himmel geschlossen, sondern im Bade, wie viele ähnliche schon geschlossen wurden. Von einem Religionswechsel der Braut war nicht die Rede.

„Ueber solche Kleinigkeit werden Sie hinwegsehen," sagte Hirschler zu Müller. „Das ist ja doch wahrhaftig kein Hinderniß. Ich glaube nicht, daß ich mich in Ihnen irren werde. Wozu hätten wir denn die Civilehe? Das ist eine excellente Erfindung, die uns aller Geschichten überhebt. Auf's Rathhaus — abgemacht!" —

Und so geschah's. Das junge Paar machte eine kurze Reise, und das Elternpaar zog sich für den Rest der schönen Jahreszeit, auf Gallmist zurück. Daß Müller nicht mehr zu den Konzerten seine Zuflucht nehmen durfte, versteht sich von selbst. Sein Schwiegervater hatte andere Zwecke mit ihm, wie er ihm auch schon deutlich zu verstehen gegeben. —

Schon lange waren Nachrichten aus Californien ausgeblieben, die über das Leben und Befinden des ehe-

maligen Generalkonsuls Zehdeniker, und seines Sohnes Isidor etwas Bestimmtes mitgetheilt hätten. Hirschler, der als Bevollmächtigter die Masse verwaltete, hatte sich — wie er versicherte, vergebens an die Behörden in San Francisco gewendet — von Zehdeniker war ihm schon seit lang keine Adresse mehr angegeben worden — Aufrufe in den öffentlichen Blättern waren ebenso erfolglos geblieben. Das zurückgelassene Vermögen konnte nur sehr schwer realisirt werden; die Interessen wuchsen an, so daß sie aus dem, was einging, nicht mehr geleistet werden konnten; das prächtige Palais in der Stadt, war oft nicht zu vermiethen; Fabrik und Villa blieben unverkäuflich. Es war, als ob ein Fluch darauf ruhete. Den bedeutendsten unter den zahlreichen Gläubigern bangte es um ihr Capital, und sie drangen darauf die Immobilien zu versteigern, um — wenn auch mit Verlust — doch Etwas sicher zu erhalten, und Hirschler schien nur noch mit Mühe den Sturm aufhalten zu können, der das ehemalige Besitzthum des reichen Mannes für immer zerstückeln und verwehen wollte.

Da verbreitete sich eines schönen Tages die Nachricht: Zehdeniker sei gestorben; bei seinem Geschäftsabwickler Hirschler sei die Nachricht aus Californien eingelaufen. Er war in der That von Gallmist hereingekommen, und das war gut, denn alles stürmte zu ihm hin, um das Nähere zu erfahren.

„Ja, er ist todt,“ sagte er zu den Leuten. „Mausetodt! der unbesonnene, schmutzige Mensch. Er hat's ja nicht anders haben wollen. Er soll schon ein ordent-

liches Stück Geld sich gemacht haben; er wohnte bei seinen Minen, und hat wie ein Vieh gearbeitet, wie man mir schreibt. Aber immer mehr und mehr wollte der Geizhals. Seinen Schatz bewachte er selbst in dem Blockhaus, das er bewohnte. Nu haben sie ihn denn Nachts todtgeschlagen, und alles, was da war, mitgenommen. Da hat er's. Ich werde Trauer für ihn anlegen, zum Schein; bedauern kann ich ihn nicht; es ist kein Schad' um ihn."

So sprach der edle Hirschler-Gallmist von einem Manne, der sein Wohlthäter einst gewesen war. Natur und Pflicht forderten ihn dazu auf, ihm ein ehrendes Andenken zu erhalten. Hirschler aber confiscirt sein Gedächtniß, und denkt nur daran auf sich den Vortheil hinzulenken, der aus dem Zwangsverkauf der Häuser und Güter für ihn erwachsen kann. Und dieser Gedanke entsteht in ihm, in demselben Augenblick als er die Nachricht empfängt.

Eine tiefer gehende Betrachtung wäre hier, an dieser Stelle verschwendet. Hirschler war in den Augen der Menge ein Mann von „Gesinnung". Wer verlangte wohl von ihm, daß er einem in fernem Lande ermordeten Juden, eine ehrende und lobende Standrede halte?

Dieser Jude hatte ihm den ersten Ducaten geschenkt, den er in seine Sparbüchse legte; hatte ihn am Geschäft betheiligt; für ihn gesorgt wie ein Vater! —

„Aber," sagen die Andern, „er war ein Anhänger des Junkerthums, dem er es in Allem zuvorthun wollte; er war ein Feind der liberalen Presse, ein Diplomat,

ein Fuchsschwanz, ein Heuchler! Hirschler nimmt einen höhern Standpunkt ein; er hält es mit uns, er kann keine Sympathien für solche Bursche haben, wie Zehdeniker einer war. Er dürfte sie nicht einmal äußern, weil dem Volksmanne die öffentliche Meinung das höchste und heiligste sein muß."

Das ist die Sprache aller unserer politischen Lions. Ich wende diese in Sachen der Mode adoptirte Bezeichnung, hier auf jene kühnen, scribelnden und phrasirenden Dilettanten an, die in dieser Zeit des Flickwerks, den zünftigen Staatsflickern im Bureau und in den Kammern das Handwerk verleiden, um nach eigener Willkühr am Staat zu flicken, was — nach ihrer Meinung, einem jeden gestattet werden muß, der mit einer vernehmlichen Stimme begabt ist oder allenfalls schreiben kann.

11.

Das alte Hotel der Stiftsdame von Werthen liegt in seiner starren Größe wieder vor uns. Die geschwärzten Mauern sind feucht von der herbstlichen Luft; ein schwerer grauer Himmel spannt sich darüber aus, und verleiht dem Nachmittag den Anschein eines traurigen Abends.

Im Innern der weiten aristokratischen Behausung wächst dieser Eindruck noch bedeutend; dies empfinden wir, sobald wir eingetreten sind.

Inmitten der tiefsten Stille, flackern einige Flammen, die das Stiegenhaus nur spärlich erhellen. Hat hier der Tod an die Pforte geklopft? Sonst sah man noch die Dienerschaft sich auf Treppen und Gängen bewegen; und schritten sie auch leise über die Teppiche dahin, es war doch ein Zeichen von Leben! —

Eine sehr bejahrte Frau ruht zusammengekauert auf dem Divan; in dem hohen Kamine verglimmt ein schwaches Feuer; die Vorhänge sind niedergelassen; es herrscht ein tiefernstes Dunkel in dem Gemache.

Die Frau bewegt die Lippen; ihre zierlichen Finger halten den Rosenkranz. Sie spricht leise Worte, die auch das beste Gehör, trotz aller Anstrengung, nicht zu verstehen im Stande wäre. Sie betet; so viel wird einem Jeden verständlich sein. Ueber dem Sessel hängt ein kostbarer Shawl, an demselben ruht eine zierliche Badine, auf dem Tische liegt eine stark wattirte Kapuze. Diese Gegenstände sind nicht etwa bei'm Nachhausekommen abgelegt, sonst wären sie sogleich weggeräumt worden; sie deuten vielmehr an, daß sie noch gebraucht werden könnten, wann die Dame, durch etwas in ihrer Ruhe gestört, das Zimmer plötzlich verlassen müßte.

In der hellern Beleuchtung eines kleinen anstoßenden Gemachs, sitzt eine jüngere Frau, mit Handarbeit beschäftigt. Auch ihre Miene zeigt Ernst und Trauer.

So waren die Stunden verronnen; der Abend dunkelte tiefer. Nichts hatte sich in dem Bilde verändert; nur ein Diener hatte eine brennende Lampe zu der arbeitenden Frau hereingetragen, einen grün seidenen Schirm

davorgestellt, damit der grelle Schein nicht auf die alte Dame falle, und sich dann auf den Zehenspitzen wieder entfernt.

Endlich dringt das laute Gebell des Hofhundes durch die Stille. Ihm folgt sogleich das knarrende Geräusch des schweren Thores, und ein Wagen donnert hindurch, in den innern Hof, daß das alte Gebäude von unten bis oben erdröhnt.

Die Frau im Nebenzimmer springt auf; die alte Dame erhebt sich mühsam aus ihrer Lage. Ein Bedienter tritt ein und meldet:

„Der gnädige Herr Graf von Werthen und Fräulein Comtesse Beata sind so eben arrivirt und lassen bitten —“

Bald darauf traten beide in den Salon der Stiftsdame von Werthen; der Bediente rückte zwei Fauteuils näher zum Divan; die Kammerfrau, die Lillich, entfernte sich auf einen Wink ihrer Herrschaft.

Beata umarmte die Tante; der Bruder küßte die ihm dargereichte Hand. Jetzt wurde es mit einem Mal lauter; denn Graf Werthen war nicht im Stande seinen Ton herabzustimmen, auch wenn er es gewollt hätte.

„Als ich deinen Brief empfing, war ich gerade in einer fatalen Laune,“ fing er an. „Daß du den kranken Oscar, zu besserer Pflege, von Marienstein hereingenommen hattest, wußte ich. Allein daß der Arme so schlecht daran ist, ging mir doch nahe. Also sterben muß er, sagen die Aerzte; das ist schlimm. So geht einer um den andern, und wir räumen den Feinden das Feld.

Bald wird es keinen rechten und gerechten Edelmann mehr geben und sie, die — ich will nicht fluchen! — schlürfen alles. Muß einen das nicht crepiren, um so eine — ich verschweig' hier, was ich sagen möchte — schlägt sich Einer vom hohen Adel mit einem Nichtsnutz, den er einen Bankert genannt haben soll. Das kann und werde ich meinem Neffen nie verzeihen. Solche Narrheit! Stellt' ich ihn darüber ernsthaft zu Rede, er könnte mir keine Antwort geben, die einen Pfenning werth wäre. Was konnte er denn als größere Satisfaktion bieten, wenn er einen Grafen beleidigt hätte?"

Die Stiftsdame hatte indessen mit Beata leise freundliche Worte getauscht, und die barsche Rede ihres Bruders anfänglich nicht beachtet. Jetzt war sie aufmerksamer geworden, und sagte ängstlich:

„Du wirst es dir doch wohl nicht einfallen lassen, dem Sterbenden Vorwürfe zu machen?"

„Was denkst Du? Aber was ich hier zu Dir spreche, hört er ja nicht. Du beherbergst ihn doch nicht etwa im Nebensalon?"

„Das nicht. Aber ich will ihn noch diesen Abend sehen, und Du und Beata ihr sollt und werdet mich begleiten."

„Das leuchtet mir nicht ein; denn was können wir ihm helfen? Ich gehe einem Sterbenden gern aus dem Wege. Ueberdieß wird er wohl nicht mehr bei sich sein."

„Im Gegentheil, er ist bei lichtem Verstande, und unser Besuch wird ihn ungemein trösten. Doch ehe wir zu ihm gehen, will ich ihm melden lassen, daß ihr an-

gekommen; euer unerwartetes Erscheinen könnte ihn zu sehr erschüttern."

Mit dieser zarten Commission wurde die Lillich betraut. Inzwischen setzte sich Graf Werthen breit zurecht, und zog einen Brief aus der Tasche.

„Da erhielt ich gestern ein Schreiben von Pflug, meinem andern Neffen, der auch einen einfältigen Streich gemacht hat, als er dein Kammermädchen nahm," sagte er, „und der auf seinen Stammbaum einen unauslöschlichen Klecks gemacht hat. Er schreibt mir, daß er Vater geworden —"

Die Stiftsdame seufzte; Beata sprach heiter: „Ach, die liebe Clara!" Tante und Vater blickten sie finster an.

„Er kommt zum Frühjahr aus Italien zurück, und will auf seinen Gütern leben. Was er sonst schreibt, ist vernünftig genug und gefällt mir. ‚Ich erziehe meinen Jungen für's Land,' sagt er in dem Brief. ‚Er soll unter seinen Bauern aufwachsen, damit er sie und sie ihn kennen lernen.' Das ist nicht so dumm, unterbrach sich Werthen, dann kann er auch auf sie rechnen, wenn die Rothen uns an den Kragen nehmen wollen. Was doch einmal nicht ausbleiben wird. ‚Mein Sohn,' schreibt er weiter, ‚soll eine abhärtende und streng christliche Erziehung in allen Stücken erhalten.' Damit er sich nicht mit so einem Gesindel, wie mein Nachbar, der Galmister, jemals einzulassen Lust bekommt, schaltete Werthen hier ein. ‚Die Stadt und ihre Lüste, soll er nie kennen,' las er weiter. ‚Ich werde, wenn er ein

Genie zu werden drohete, sorglich bemüht sein, diese verderbliche trügerische Fackel zu ersticken. Er darf weder gewandt, noch geistreich im gemeinen Sinne, noch liebenswürdig detto, noch hoffärtig oder gar hochgräflich stolz werden. Er soll sich auch nicht in jene Carrieren drängen, welche die neue Aera, auch dem Adel vorspiegelt, und ihn in das Partheigetriebe schleudert, das ihn von seinem eigentlichen Ziele gänzlich entfernt. Bleibt die Aristokratie sich selbst treu, will sie nur das wahrhaft Große und Nützliche in sich fördern, so wird ihre gute Einwirkung auf die Gesellschaft nicht ausbleiben können, und die Besten im Volke werden zu ihr stehen. Der Adel muß seines Ursprungs eingedenk, christlich sein und Ackerbau treiben. Die Zeit verlangt es so. In den Städten raubt er andern nur die Luft zum Leben, wenn er arm ist; und ist er reich, so ist er nur Konsument zu seinem Nachtheil. Auf seinen Gütern ist er mehr; er ist Alles in Allem. Er hat seinen Reichthum nicht um Gastwirthe, Restaurants, Theater und Modehändler zu mästen, und mit seinem Geld die schlechten Einrichtungen der Städte zu fördern; er soll damit den Bauern aufhelfen, ihre Güter verbessern. Das ist die Pflicht des Adels. Er soll, mit einem Worte, wieder die gnädige Herrschaft werden; „le grand seigneur!" das heißt der Aelteste auf seinem Grund und Boden unter Gleichen; der Hüter der bürgerlichen und politischen Ueberlieferungen. Niemand wird ihm dies streitig machen können; ein solcher Edelmann hat die Concurrenz der reich gewordenen Emporkömmlinge nicht im Gering-

sten zu fürchten. Mögen diese gedeihen, immerhin zu Würden und Aemtern gelangen; sie werden sich stets durch Luxus, Speculationen, durch ihre Lüste ruiniren. Während wir Almosen spenden, werden sie auf Wucherzinsen borgen; während wir dem Bauer die Hand reichen, werden sie ihn auspfänden lassen. So wird das Landvolk bald seine wahren Freunde erkennen, und die Hefe der Städte mag dann gähren, revolutioniren, auf die „Aristos" schimpfen; all diese Unverschämtheit wird ohne Macht an der Gränze zerschellen, welche die Landbevölkerung umgiebt. Kehrt der Adel zu diesem allein heilbringenden Systeme zurück, so wird der Schlammvulkan der rohen Massen, wenn er einmal losbricht, nicht die Schwelle seiner Schlösser erreichen, die von den friedlichen Häusern der Bauern, wie von einem unersteiglichen Wall, vertheidigt werden.'"

Werthen hielt hier inne.

„Bist Du zu Ende?" fragte die Schwester; „dann wollen wir zu Oscar."

„Noch ein paar Worte stehen da," antwortete er, „das Ganze gefällt mir so gut. Ich wollte sie ständen nicht da."

Comtesse Beata, die in gespanntester Aufmerksamkeit zugehört hatte, und in den Worten des Grafen Pflug, eine Metamorphose seines Charakters erkannte, die sie sich nicht zu erklären wußte, rief bittend:

„Der Herr Papa wolle doch so gnädig sein, uns nichts von dem schönen Briefe zu verschweigen." —

Werthen zog die Brauen finster zusammen und las:

„Nur auf diese Weise seh' ich Rettung für unsern Stand. Führe der Adel fort, seinen Ehrgeiz auf andere Weise zu nähren; um die Gunst der Zeitungsschreiber zu buhlen oder gar selbst ihnen Artikel zu liefern; wollte er als Redner sich Popularität erwerben; strebte er mit einem Worte nach der Herrschaft des Augenblicks, so ist es um ihn geschehen. Sein vollkommener Ruin wäre ausgesprochen; denn er hätte seine Parole vergessen; der eigentliche politische Geist seines Standes wäre ihm abhanden gekommen. Er stünde auf dem gleichen Niveau mit der Revolution, die gegen ihn anstürmt. Die einzige traditionelle Eigenschaft, ein Fünkchen von edler Ritterlichkeit, würde es ihm noch unmöglicher machen, seinen plebejen Feinden zu widerstehen. Nur Eines kann ihn retten. Es ist das einfache Wort, das meine geliebte Clara mir in das Gedächtniß rief: Adel stammt von Tugend. Es giebt in Wahrheit keinen noblern Stammbaum als diesen!" —

So schloß der Brief. Das runzelige Mignongesicht der Stiftsdame verzog das Näschen, wodurch es einem Katzengesichtchen ähnlich sah, das sich zum Miauen anschickt. Sie hauchte ein leises: „Fi donc!" und bat dann:

„Hilf mir, mon cher frère!"

Sie ließ es zu, daß Beata, den cher frère ablöste, und der chère tante Shawl, Kapuze, Badine umhängte, auffetzte, und in die Hand gab, dann machten sich die drei lieben Verwandten zu dem sterbenskranken Oscar auf den Weg.

Die alte Gräfin sah Beata nicht an, und ließ sich von ihrem Bruder führen. Beata empfand aber ein herrliches Entzücken über den Schluß von Pflug's Brief, denn sie gedachte lebhaft ihrer glücklichen Freundin.

12.

Einige Tage später schreitet eine alte Frau müde durch den Abendnebel. Sie kommt wohl weit her und scheint von Gram niedergebeugt zu sein. Langsam hebt sie die Füße und sie athmet schwer. Den wollenen Rock hat sie aufgeschlagen und über den Kopf gehängt, damit er ihn vor der Feuchtigkeit schütze, die vom Himmel fällt; in der Hand hält sie einen bedeckten Korb, der etwas Wäsche birgt, da es sein kann, daß sie einige Tage in der Stadt bleiben müßte.

Plötzlich beschwingt sie ihre Schritte; denn dort unten, wo die Seitengasse einmündet, zieht eiligst eine lange Reihe Menschen vorüber. Fast wie die Gestalten eines Traumes gehen sie zwei hochgetragenen Laternen nach, die einen gelblichen Schein auf die nächste Umgebung fallen lassen.

Als die alte Frau diesem Zuge näher kommt, vernimmt sie ein dumpfes Murmeln wie leisgesprochene Gebete. Es sind Männer und Frauen. Hinter den Laternen schwankt ein einfacher Traghimmel im Nachtwind, und unter ihm ein Priester in Chorhemd und Stola

der das Hochwürdigste Gut zu einem Sterbenden trägt.

Sie schließt sich den andern an, wie es die Pflicht erfordert, anfänglich nur in frommer Erregtheit, die bald jedoch in namenlose Trauer übergeht, als der Priester eine ihr wohlbekannte Straße einschlägt, und in ein Haus tritt, dessen Ehrenpforte zu seinem Empfange weit geöffnet steht. Niemand von den Dienern in großer Livree, die zu beiden Seiten des escalier d'honneur niederknieen, bemerkt die alte Frau, unter dem feierlich stillen Andrang der Uebrigen, die Niemand hindert dem Priester zu folgen. Alle Hangeleuchter und die an den Wänden strahlen im reichsten Kerzenscheine, um den Weg der Allerheiligsten Majestät zu beleuchten, die einem Sterbenden erbarmungsvoll sich hier nahete.

An dem Krankenzimmer, das am Ende einer langen Reihe anderer lag, kniete der Haushofmeister, der nachdem der Priester vorüber war, mit leichter Handbewegung die Nachfolgenden bedeutete, im Vorzimmer zu bleiben, die sogleich Folge leistend, betend in die Knie sanken. Der alten Frau vom Lande nickte er mit trübem Ernste einen Gruß, und ließ es zu, daß sie die Schwelle überschreiten durfte.

Sie warf schnell einen Blick auf die Wenigen, die an dem Lager knieten. Sie kannte alle. Als sie aber den Kranken erblickte, wie er so bleich und regungslos da lag, da wußte sie, — die viele schon sterben gesehen, daß nach Gott, wohl bald der Tod in dieses Zimmer einziehen werde; und sie ließ ihren Thränen freien Lauf

und zog sich unbemerkt in einen Winkel an der Thüre zurück, um still zu beten für den, den sie mit ihrer eigenen Brust ernährt, der ihrer Söhne Gespiele, ihr Stolz für's Leben gewesen war.

Oscar war durch den himmlischen Besuch aus seiner Lethargie erwacht. Er hob den Kopf, und richtete sich auf, von zwei barmherzigen Schwestern unterstützt. Seine Stirne leuchtete; das reiche Haar, von der Fieberhitze feucht, hing zu beiden Seiten der Wangen herab; in den Augen und auf den Lippen schwebte ein freudiger Ausdruck. Kein Zeichen von Schmerz; die Nähe G o t t e s hatte ihn entfernt.

Er verlangte leis, mit dem Priester allein zu sein. — —

Als das vorbei war, und die Thüren und Portieren, auf ein Glockenzeichen von Innen geöffnet wurden, nahm Alles wieder in tiefster Stille seinen frühern Platz ein und kniete nieder.

Der Priester nahete sich, nach der gewöhnlichen Einleitung dem Kranken und sprach mit Rührung:

„In der Gnade des Herrn, deren Sie jetzt durch das Sacrament der Buße theilhaft sind, empfangen Sie hier aus meiner Hand das himmlische und geheimnißvolle Brod, das Sie von allen Erdenleiden befreit, und die freudige Seeligkeit der Himmel Ihnen erschließt. Gepriesen und gebenedeit sei der Allerheiligste dreieinige Gott, der die Hölle besiegend, in Ihr Herz sich versenkt."

Der Kranke betete die vorgeschriebenen Worte; dann nahete sich sein Mund der angebeteten Hostie.

Eine feierliche Pause, während welcher der Prie-

zur letzten Oelung schritt. Er beugte sich, mit gedämpftem Tone zur Allerheiligsten Dreieinigkeit flehend, über Stirne, Hände und Füße des Kranken, und indem er sie mit dem Chrysma befeuchtete, wurden sie für immerdar rein und heilig.

Nun war Oscar's irdisches Leben für das ewige vorbereitet. Aber er fühlte sich wunderbar gestärkt, wie es Sterbende oft in den letzten Stunden nach solcher Vorbereitung empfinden.

Er fing mit erhobener Stimme zu beten an:

„Ich danke Dir von Herzen, mein göttlicher Erlöser, daß Du durch diese Sacramente meine Seele gestärkt und geheiligt hast!" bis zum Schlusse: „Lasse mich die Gnade Deiner heiligen Sacramente nie wieder verlieren. Amen."

Er küßte des Priesters Hand, und sprach dann zu den ihm Umgebenden:

„Ich meine, der Tod habe noch keine Macht über mich. Weinet nicht um mich. Der Wille Gottes geschehe!"

Ein vielstimmiges Amen hallte feierlich durch die Versammlung, die sich nun mit dem Priester entfernte. Die barmherzigen Schwestern, die Stiftsdame, Graf Werthen, Beata und die Amme blieben bei Oscar zurück.

Sein Blick fiel jetzt auf die alte Frau:

„Du Treue," sagte er, „bist auch hereingekommen! O, wie mich das freut!"

Mühsam wickelte er seine bleiche, abgemagerte Hand aus der leichten Decke, und streckte sie nach ihr aus.

„Bist hereingekommen von Marienstein, altes Weib-

chen! Hast den weiten Weg nicht gescheut in dieser rauhen Jahreszeit, um mich noch einmal zu sehen. Du hast mir recht oft Freude im Leben bereitet; möge Jesus Christus es Dir vergelten!"

Und die alte treue Maidal fragte nichts nach der vornehmen Sippe, trat dicht vor das Bett des kranken Grafen, und legte segnend ihre Hände auf sein Haupt.

„Ich kann jetzt ruhiger sterben, nachdem ich meinen lieben Oscar gesegnet. Armes Kind! Wenn mein Gebet vom Himmel erhört wird, so werden Deine Schmerzen bald aufhören. Verzeihe mir's der barmherzige Gott," setzte sie dann mit frommer Inbrunst hinzu, „daß ich von meinem armen Segen diese Gnade erwarte!"

„Wie wohl thut mir Dein Segen, treue Seele!" antwortete Oscar, „Du hast mich vor dem Straucheln bewahrt, als ich noch nicht gehen konnte. Später, als die Täuschungen des Lebens mich erfüllten und mein Geist die rechte Bahn verließ, hatte ich dennoch Augenblicke, wo ich jener frühesten Zeit gedachte. Dein Bild war es, das mir vorschwebte. Es waren ernste, aber wohlthuende Betrachtungen, die ich daran knüpfte." —

Auf einen Wink des Grafen zog sich die Maidal zurück. Oscar hatte die Augen geschlossen. Es schien, als ob er ruhen wolle. Beata und die Gräfin blickten ängstlich forschend auf die barmherzigen Schwestern, deren eine den Pulsschlag verfolgte, während die andere kühlende Binden um den Kopf legte.

Es hatte sich der himmlische Friede über Alle verbreitet. Sie erwarteten ergeben, was Gott beschließer

würde. Gleichviel! es war alles eine Gnade Gottes, die sie zu preisen bereit waren. Das „Herr, Dein Wille geschehe!“ dessen erhabene Macht Gott selbst uns gelehrt, wird in solchen Augenblicken von den Menschen erst recht verstanden, während es täglich, wohl ohne seine rechte Bedeutung zu empfinden, im Gebete gewohnheitsmäßig nur so hingemurmelt wird. Die Seele muß sich emporschwingen zu jener über Alles erhabenen Höhe, von welcher Gott auf die Dinge dieser Welt herabschaut, um den beständigen Triumph Seiner Liebe und Gerechtigkeit anbetend zu bewundern. Dann wird es klar, daß Sein Wille in uns, über uns und durch uns geschieht! Ob auch unsere Plane scheitern, unsere Vorsätze zerrinnen, unsere Freuden versiegen, unsere Hoffnungen sich niemals erfüllen; es geschieht mit Seinem Willen. Und Dein Wille, Herr, ist heilig, gerecht und gut; wir gehorchen, lobpreisen und beten an!

Die Schwester, welche die Binden umlegte, hielt jetzt plötzlich damit ein; die andere näherte ihr Ohr den Lippen des Kranken. Nach einem tiefen Aufseufzen, hauchte er leise:

„Fiat voluntas tua!“

seine Hand bewegte sich; die Schwester verstand die Bewegung. Sie ergriff die Hand und ließ sie das dreimalige Zeichen des Kreuzes machen. Dann erhob sie das Haupt und sah schmerzvoll die Umstehenden an, ohne ein Wort zu sagen.

Oscar, Graf zu Marienstein, hatte alles Bittere des Lebens überwunden.

Ein stilles Gebet und die Damen, unter Thränen, der Graf gefaßt und ernst, verließen das Sterbezimmer. Die barmherzigen Jungfrauen walteten ihres Liebeswerkes um den Todten.

Am andern Morgen hörten die hohen Verwandten eine stille Messe, während welcher sie communicirten. Das feierliche Seelenamt fand statt, nachdem man die Leiche in die Gruft nach Marienstein geführt hatte.

Alles war schwarz verhängt; an allen Säulen und Pilastern, so wie an dem Oratorium der hochgräflichen Familie war das Wappen in den Hausfarben angebracht. Der Katafalk stand aufgerichtet, von hundert großen Kerzen umgeben. Neben dem Krucifixe ruhete die Grafenkrone, und das Wappen war auch hier an den vier Enden zu schauen.

Der vornehmste Geistliche celebrirte, und Mozart's Requiem begleitete die heilige Handlung.

Die große Kirche war gedrängt voll. Wie es bei solchen Gelegenheiten gewöhnlich, befanden sich auch Ungläubige genug unter den Andern, die für die Seele des Dahingeschiedenen beteten; sie waren gekommen, den Glanz des Gottesdienstes zu bewundern, und des Mozart'schen Kunstwerkes zu genießen; weil sie das erstere in ihren Kirchen ja immer entbehren müssen, so sehr sie auch davon ergriffen werden, und das letztere nur dann sich verschaffen können, wenn sie ihre Kirchen in Konzertsäle verwandeln. —

Graf Werthen übernahm es, nachdem diese Feierlichkeiten vorüber waren, seinen Neffen Adalbert von Pflug,

den Trauerfall nach Rom zu melden, da auf ihn der Besitz der Herrschaft Marienstein nunmehr überging, wie es in dem Familienstatut vorgesehen war.

13.

Es war in den ersten Frühlingstagen. Die Reisenden hatten den hohen Alpenkamm überschritten; der tiefblaue wälsche Himmel war ihnen entschwunden, und sie blickten in ein weites Land, unter einem Himmel mit Wolken umzogen, das sich noch kaum von der starren Winterdecke befreit hatte.

Es ging gegen Norden; aber das Herz der beiden Reisenden war südlich warm.

Die Frau hatte einen Säugling im Arm, einen kleinen Weltbürger, der etwas mehr als ein halbes Jahr zählte, und mit seinen tiefblauen Augen in die Schöpfung blickte. Sie sah unverwandt nach ihm hin mit dem Ausdruck des seeligsten Muttergefühls. Des Vaters Blick ruhete auf Beiden mit gefühlvoller Innigkeit.

„Sieh doch nur, was unser kleiner Römer für ein Gesicht macht, und wie ernst er seine neue Heimath betrachtet," sagte er. „Der Himmel ist grau, die Luft weht kühl, es kann heute noch schneien in den Bergen. Was wird er erst da für Augen machen, wenn die Federn vom Himmel fallen! Mit uns ist es anders. Ich freue mich darauf wieder einmal Schnee zu sehen. Ich würde aus

dem Wagen springen, und wie in der Jugend, mit großen Schritten durch den Schnee waten. Frühling trage ich in mir — meine Liebe. Die Vögel, die noch schweigen — ersetzt der innere Gesang. Wie göttlich! Wir Beide und der kleine Junge da mit uns, und die Heimath!

Die Mutter hatte Thränen im Auge und dankte Gott im Stillen. —

Graf Pflug reiste mit seiner Familie, nach der ihm angefallenen Herrschaft Marienstein. Die Zukunft stellte sich ihm als Paradies dar.

Immer näher rückte das Ziel der Reise; jetzt waren sie auf deutschem Boden angelangt. Sie hatten die Freude deutsche Sprache zu hören, mit dem rauhen Accent der Gebirgsbewohner. Was sie sahen und hörten berührte ihr Herz fröhlich und fromm, nach so langer Entbehrung. Schon in diesem Elemente zu leben, welch ein Glück! Und nun noch dazu das eigene Glück, das sie mitbrachten!

Nur Eines störte sie, daß die wackern Landsleute von der Geißel der revolutionären Ideen, die im Westen und Süden gährten, beunruhigt wurden. Die Felsenwände der Alpen hielten den sengenden Scirocco nicht ab. „Da giebt es Arbeit!" sagte der Graf. Auch den wilden Sturm sendet ja der liebe Gott, damit er die Samenkörner in das Weite trage; sie fallen dann auf bisher unfruchtbares Erdreich, und Wüsten stehen in Blüte. Der befruchtungsstaub der Palmen wird weithin über das Meer getragen. So entfaltet sich dem Grabe der Zerstörung ein schönes Dasein; wie aus dem Blute der Märtyrer

das Leben der Kirche. Die ganze Kirche wurzelt ja in dem Grabe auf Golgatha! Der Mißbrauch der rohen Gewalt feiert nur kurze Siege. Wer die Wahrheit blos noch verfolgt, der erklärt sie schon dadurch für unüberwindlich. Man kann ihre Bekenner tödten; sie selbst ist unsterblich. Wir wollen redlich arbeiten, unser Heiland wird uns schon beistehen!"

Mit solchen Gesinnungen kehrte Pflug in's Vaterland zurück. Clara hatte sie zuerst in ihm erweckt. Der Aufenthalt in Rom hatte sie gefördert. Er war erfüllt von dem Licht und der Kraft des Glaubens. Es ist so leicht für die Menschen zur Erkenntniß zu gelangen, wenn sie's nur wollen. — —

In Marienstein hatte sich inzwischen ein seltsames Ereigniß zugetragen, seitdem der Leichnam des jungen Grafen in der Familiengruft ruhete.

Am späten Abend, als alles im Orte schon zur Ruhe gegangen war, wurde heftig an der Thür der Pfarrwohnung geklopft. Erschreckt fuhr Ursula aus dem Schlafe auf, und glaubte geträumt zu haben. Sie brauchte aber nicht lange zu warten, um sich von der Wirklichkeit zu überzeugen. Es klopfte zum zweiten, zum dritten Male, und immer häufiger, und immer stärker wurden die Schläge. Sie zögerte zu öffnen; aber der hochbetagte Pfarrer rief ihr zu hinauszugehen, und zu fragen, wer da sei?

Von draußen ließ sich jetzt eine rauhe Stimme vernehmen, die in verzweiflungsvollem Tone den Priester zu sprechen begehrte. Alles Abmahnen Ursula's, daß es zu dieser Stunde nicht angehe, aber andern Tages zu frü-

her Zeit geschehen könne, fruchtete nichts. Der Mensch bat immer dringender, schwur bei den heiligsten Namen, daß er nichts Böses im Schilde führe, und sagte, daß es sich um seine Seele handele, die er vor seinem nahe bevorstehenden Tode mit Gott versöhnen solle.

Ursula zitterte am ganzen Leibe, und flehete ihren Bruder an, nicht Gehör zu geben, es könnte ihnen Beiden an's Leben gehen.

„Und wenn ich nun in dem Winkel irgend einer Hütte läge, und sähe auf dem Strohsack meinem Ende entgegen, und schickte zum Priester, mir die Wegzehrung zu ertheilen; käme er nicht? Und nun, da ich's ihm leichter mache, mich zu ihm herschleppe, damit er mich Beicht' höre, läßt er mich nicht ein; weist mich ab! Und meine Seele! meine Seele!"

So jammerte er fort; aber der Pfarrer war langsam und leise zur Hausthür gekommen, daß es Ursula gar nicht gemerkt hatte, und ehe sie es verhindern konnte, war der Schlüssel zweimal im Schloß herumgedreht, die Thüre wurde aufgestoßen, und ein Mensch drang in's Haus, vor dem man wohl nicht mit Unrecht sich bekreuzen mochte. Ursula prallte bis ans andere Ende, zu dem Ausgang, der in den Garten führte; ihr Bruder erholte sich schneller von dem Schrecken, den die Erscheinung auch in ihm erregen mußte, und trat ihr mit Ruhe und Würde entgegen.

Es war ein alter Mensch in grauen, zerzausten Haaren, und in schlechten Kleidern. Er sah leichenblaß, hielt sich an einem dastehenden Schemel, wie aus Schwäche,

und schüttelte mehrmals den Kopf. Die andere Hand war zur Faust geballt, den Hals hatte er in den Nacken gedrückt, als wenn er sich die aufgelaufenen Adern sprengen wollte, und so hob er den Blick zum Himmel. Es war als ob er mit der furchtbarsten Anstrengung seine Seele dem Teufel entreißen möchte. In diesem Erstarren verharrte er ein paar Secunden, und zwei große Thränen quollen dabei gewaltsam aus den aufgerissenen Augen, und Schaum trat ihm vor die Lippen.

Der Pfarrer von Marienstein, sah bald, daß hier ein schwer belastetes Gewissen nach Befreiung rang; er faßte sanft die geballte Faust, und befahl seiner Schwester das Licht voranzutragen. Dann führte er den Unglücklichen, aus dessen Brust sich tiefe Seufzer hoben, und der wie ein Trunkener an seiner Seite hintaumelte, mit schonender Sorgfalt in sein Schlafzimmer.

Hier wurden vor dem großen Krucifix zwei Kerzen angezündet, ein Sessel davor geschoben, und der Priester setzte sich erwartend auf denselben. Seine Züge zeigten keine Spur mehr, von dem frühern Eindruck des Schreckens; aber jener würdevolle, strenge Ernst hatte sie umgeben, den jeder zeigt, dem die hohen Weihen die Kraft verliehen haben, nach den Worten unsers Herrn und Heilands: „Denen ihr die Sünden nachlasset, denen sind sie nachgelassen," von aller Schuld zu entsühnen.

Der greise Pfarrer, so schwach und dürftig! sein fürchterlicher Gast, der das mehrmals wiederholte Zeichen, niederzuknieen, übersehen hatte, und mitten im Zimmer stehen geblieben war — das Bild hatte etwas ungemein

ängstliches. Ursula saß im äußern Zimmer, und rief in heißem Gebete die heilige Mutter Gottes an. Durch die Ritzen der Thür, und an der Schwelle stahl sich der Schein der angezündeten Kerzen hindurch. Das war das einzige, was tröstlich beruhigen konnte, denn sie brannten ja vor dem Krucifixe, von dem Gott auf die Scene in seiner ewigen Milde herabschaute.

Nachdem die tiefste Stille lange geherrscht, vernahm man endlich die einleitenden Worte, die der Pfarrer sprach, damit die Beichte beginne. Da erschallten jedoch die mit einer Donnerstimme ausgestoßenen Worte:

„Ich bin's, Hochwürden! ich bin der Mörder!"

Der arme Pfarrer! Er hatte es mit einem halb schon dem wildesten Wahnsinn verfallenen Menschen zu thun, dem augenscheinlich die schwersten Verbrechen die Seele belasteten. Aber nicht achtend den entsetzlichen Eindruck, keine Angst und Furcht empfindend, ganz von seinem hohen Beruf erfüllt, und von Liebe für den hilfesuchenden Nächsten geleitet; ermahnte er ihn so lange sanft und eindringlich, bis er die rechten Worte gefunden hatte, die glühenden Qualen zu lindern. Seine Rede wirkte wie Balsam. Des Priesters zarte Wärme, löste die harte Rinde von dem Herzen des Andern, der nun niedergekniet war, und auf die Ermahnung des Beichtvaters, die Beichte mit tiefgedämpfter Stimme ablegte.

Es ist gewiß ein herrliches Schauspiel, wann gerechte und gottesfürchtige Menschen die Heiligen verehren; es giebt für jeden nichts was erhebender, nichts was heilsamer wäre, aber den tiefgesunkenen Sünder, der das

Heil schon verscherzt hatte, durch den Priester entsühnt zu sehen, daß er seine Bitten wieder an die Heiligen richten, und ihres Gebetes zu Gott sich versichert halten dürfe; das ist das Erhabenste, was der Christ nur allein, unter allen andern Menschen, seinem Glauben verdankt. —

Als die lange Beichte geendet war, öffnete sich leis die Thür. Ursula stand noch immer scheu und ängstlich, in Bereitschaft, den Fremden aus dem Hause zu lassen, obgleich sie ja wußte, daß der, welcher jetzt zu ihr heraustrat, nicht mehr derselbe war. Sie sah ihren Bruder in tiefem Gebete vor dem Kreuze knieen. Der fremde Mensch ging, sie ehrerbietig grüßend, an ihr vorüber. Er weinte heftig.

Mit ihrem Bruder konnte sie kein einziges Wort wechseln. Er lag bis zum Morgen auf den Knien. Er betete für den, der ihm gebeichtet hatte, und der dessen allzusehr bedurfte.

Am andern Morgen meldete sich ein Fremder bei'm Kriminalgericht, als Selbstankläger der schwersten Verbrechen, die er in der Hauptstadt und ihrer Umgebung hauptsächlich begangen haben wollte, und der angab Brenzler zu heißen.

* * *

„Dort liegt Marienstein!" rief Pflug, indem er den Arm weit aus dem Wagenfenster hinausstreckte.

Clara fuhr zusammen. Der Kutscher mußte halten. Sie legte den kleinen Adalbert vorsichtig in die Arme des Vaters, und schwang sich aus dem Wagen. Da lag der liebe Ort im dampfenden Thale vor ihr. Das Kirchlein; das verworrene Durcheinander der Häuschen und Hütten; seitwärts auf der Anhöhe, das alte Schloß! Die keuschen, frommen Stätten ihrer Jugend! Sie ward bleich und in ihre Freude mischte sich ein herbes Gefühl. Es war nicht von der Rührung erzeugt; es kam über sie wie Angst, wie Gewissensbisse. „Vieles ist nicht mehr so, wie es damals war," mußte sie sich sagen. „Immerhin! Der liebe Gott hat mir den reichlichsten Ersatz dafür geschenkt. Nur Eines fehlt; nur das Eine ist unwiederbringlich verloren. Nur der Frevel bleibt ungesühnt, der an dem heiligen Bilde der Mutter Gottes verübt wurde!"

Sie stieg ein und nahm den Knaben. Pflug bemerkte ihre innere starke Bewegung. Aber er fragte nicht; er glaubte sie sich zu erklären, und hatte doch keine Ahnung davon, woraus sie entstand.

Mit gesperrten Rädern ging es langsam abwärts. Bei jeder Biegung des Weges ein neues, überraschendes Schauspiel! Das herrliche Thal, das sich von Süd nach Nord erstreckte, schien stolz darauf seine Reichthümer zu zeigen. Die Wälder, die Silberspiegel der Seen, die Alpentriften, die weißen Heerden im saftigen Grün, die Aecker, die so lustig ihre künftige Ernte trugen, die Obstbäume, die sie umgrenzten; überall Freude und Ueberfluß im Schooße der schönen Natur!

Jetzt waren sie unten; die Räder des Hemmschuhs entledigt, rollten schneller um ihre Achse.

Die kleinen Ortschaften säumten die Straße. Dort auf dem bewachsenen Felsen, das Kirchdorf Heimgarten; alle Häuser gen Aufgang gekehrt. Die alte Burgruine darüber hinaus, treffen die frühesten Strahlen der Sonne, die später erst die niedern Dächer des Ortes vergolden. Im Garten des Pfarrers stehen einige Mandelbäume bereits in rosiger Blüte. Hinten schwimmen die Alpen im bläulichen Duft, und verheißen schöne, warme Tage. Herrschte oben noch rauhe Winterluft; hier unten im Thal ist's bereits lieblich und lenzig. Das findet sich nur im Gebirg; es ist einem schönen Sommertag am Meer vergleichbar.

Ueberall herrscht Leben; aber ein friedliches. Ein Leben, weit verschieden von dem in den Städten; ein Leben, das wie Ausruhen sich ansieht. Der Hirt hat die Heerde zur Tränke geführt; der Bauer richtet seine Pflugschaar; der Mäher schärft die Sichel; die Frauen stehen hochaufgeschürzt im Bache, der zwischen Steinen daherbraust und waschen; andere breiten singend glänzendes Linnen auf die Bleiche. Alle blicken nach dem vorbeirollenden Wagen in die Höhe. Die Männer rücken den Hut; die Weiber und Mädchen sagen: „Gelobt sei Jesus Christ!"

Auch das vertrocknetste Herz, auch das blasirteste Gemüth, müßte — wie ich denke — durch solch ein Bild aus der Erstarrung geweckt werden. Pflug und Clara waren davon entzückt.

Nun noch ein Hohlweg, von Sträuchern eingefaßt, auf denen piepende Vögelchen sitzen, und an den Beeren picken; dann noch diese Wendung und sie hatten die ersten Häuser von Marienstein erreicht. Jeder Stein begann zu sprechen; alles grüßte die Heimkehrende; die Blumen weheten Wohlduft ihr entgegen; Rothkehlchen und Finken flogen zwitschernd um den Wagen; die Stunde war voll berauschender Lust; alles sprach zu Clara's Herzen die Worte: Wie schön ist das Leben! —

Halt! das erste Kreuz am Wege. Sie stiegen aus, knieten nieder, dankten; und legten zu Fuß den Schloßberg zurück. —

Die Ankunft der Herrschaft, die schon vorher im Schlosse zu den unumgänglichsten Vorbereitungen die Veranlassung gegeben, war im Orte nicht sobald bekannt geworden, als auch überall sich der gutmüthige Eifer thätig zeigte, einen feierlichen Empfang zu veranstalten.

Das uralte Kreuz aus Stein ward mit Blumenkränzen ganz bedeckt, und einige Schritte weiter zur Höhe prangte ein Bogen aus Laub und Tannenreisern gebildet, aus dem kleine Fahnen in den gräflichen Farben der Geschlechter von Pflug und zu Marienstein hervorragten, und ein strahlendes „Willkommen" den Heimkehrenden entgegenschickte. Die Glocken auf dem Schloßthurme ertönten, und die Kirchenglocken fielen ein; auf den Höhen donnerten die Böller; und vor dem Schloßportal ließ sich eine Musik hören, die mit der ländlichen Umgebung vollkommen übereinstimmte.

Die schönsten jungen Dirnen im sonntäglichen Gewand,

überreichten Sträuße; die Männer „juchzten", schnalzten und pfiffen, ganz nach förniger Gebirgsmanier.

Weiter oben stand der Pfarrer mit seinem Vicar; der Ortsvorstand; die gräflichen Beamten hatten sich ihm angeschlossen. Hinter ihnen befanden sich die Honoratiorenfrauen, Ursula an der Spitze.

Bis zum Schloßportal endlich die übrige Einwohnerschaft, welcher sich Viele aus der Nachbarschaft angereihet hatten.

Die alte Maidal stand vor ihrem Häuschen, und machte ihren tiefen Knix vor Clara. Sie freuete sich zwar auch sie wiederzusehen, aber ihr Herz war dennoch bei ihrem geliebten Oscar, und die Thränen, die über die Runzeln herabrollten, galten nicht allein der Freude des Augenblicks.

Es war der schönste Tag! das alte Mariensteiner Schloß sah mit einem Male ganz und gar festlich aus, und doch war an demselben äußerlich nichts verändert. Es war, als ob es sich zu dem Empfang aufthäte. Der Schulmeister, der im innern Schloßhofe, mit den Schulkindern stand, und Graf und Gräfin ansingen ließ, that gewiß das seinige dazu. Aber das Hauptsächlichste waren doch die Menschen, die dem hohen Paare nicht bloß nachströmten, sondern nachstürzten.

Nur den beiden Priestern ließen sie das Vorrecht des unmittelbaren Folgens. Dann aber wurde kein Rang und Stand mehr beachtet. Der Schulmeister wurde fast umgerannt, und kam aus dem Takt; der Notar, die Vorstände, die Deputation, alles wurde getrennt. Die

spitzen Vatermörder des Notars, ragten aus der Mitte frischer Mädchen, die ein buntes Tuch um den Hals geschlungen hatten; die brandgelbe Weste eines längst dahin geschwundenen Zeitalters, die ein anderer Schreiber zu Ehren des Tages angelegt hatte, leuchtete zwischen dunkeln Juppen hervor; die entblößten, mit Glatzen gezierten Häupter der Amtspersonen, verschwanden in der Masse geschwenkter Spitzhüte, an denen Sträuße steckten und bunte Bänder flatterten.

Clara an der Seite ihres Gemahls, ihren Sohn auf dem Arm, erschien würdig als die Königin des Festes. Es vereinigten sich in ihr Reinheit, Keuschheit und vollkommene Anmuth, in so hohem Maaße, wie Menschen sie nur jemals zeigen können.

Wer von meinen Lesern sie wohl hätte sehen können! Mit ihrem Knaben, den großmächtigen Strauß in der Hand, den seelenvollen Blick auf die frohen, sie umdrängenden Gruppen gerichtet; den Grafen an ihrer Seite, wie ein Sieger, so stolz auf ihren Besitz, und der liebe Pfarrer, der an dem Altar seiner armen Kirche, einst das hochgräfliche Paar einsegnete!

Mit einigen Worten, bat Pflug die Versammelten zur Bewirthung da zu bleiben, und es zu gestatten, daß er und seine Frau für kurze Zeit sich in das Schloß zurückzögen. Sie würden dann später unter ihnen erscheinen.

Clara war nur im Stande einen kurzen Dank auszusprechen. Vom Pfarrer begleitet, begaben sie sich hierauf in das Schloß. —

Die Reihe großer Säle nach der Gartenseite hatte

ihre Thüren weit geöffnet, und auf der Terrasse waren lange Tische gestellt worden. Die Dienerschaft, alle in Livree — nicht um zu imponiren, sondern um die Gäste, wie die Vornehmsten zu ehren — trugen Speisen und Getränke, Blumen und Gefäße herbei, daß die Tafeln sich unter der Last bogen, wie man bildlich sich auszudrücken pflegt.

Die Landleute waren in den Garten eingelassen worden, verhielten sich unten vor der Terrasse, und sahen mit großem Wohlbehagen diesen Vorbereitungen zu. Wie da die Stirnen glänzten, die Augen so vergnügt blickten, welch ein rosiger Appetit sich zum Empfange der holden Schlemmerei vorbereitete! Es versprach ein Homerisches Gastmahl zu werden. —

Nachdem der Pfarrer sie verlassen, hatte der Graf Clara auf ihr Zimmer begleitet.

„Ich gehe jetzt, mein himmlisches Weib, Du bedarfst eines Augenblicks der Ruhe. Nun sind wir daheim, wo es uns gefallen soll. Weib und Kind umgeben mich; Euer Lächeln ist honigsüßer Balsam. Deine Stimme, Clara, wird mir eine Stimme des Himmels sein. Wir werden die große Welt nicht entbehren; aber treibt sie die Neugier uns zu, wie es anfänglich gewiß nicht ausbleibt, so wird sie sich von unserm Glück überzeugen. Und das soll der Triumph sein, den ich über sie feiere!"

Allein mit sich, dachte er diesem Glücke, diesem Triumphe nach. Die vielen verlorenen Jahre verschwanden in nichts, gegen das, was er nun gewonnen hatte. Seine früheren Träume kamen ihm wie eine Pest vor, die jede gesunde Kraft im Menschen erstickt, und seine Züge in Runzeln ver-

wandelt. Statt der verwirrenden Luftgestalten, die ihm sonst vorschwebten, die ihn mit Trugbildern berauschten, und ihn nur Bitterkeiten kosten ließen; hatte er jetzt etwas Wirkliches, das ihn das Gefühl der Pflicht empfinden ließ; er empfand männlichen Stolz, Klarheit des Geistes, Erhebung des Bewußtseins. Er wußte, weshalb er da sei.

Clara hatte den eingeschlummerten Kleinen der Wärterin übergeben. Sie stand an seinem Bettchen, um zu beobachten ob er nicht erwache. Dann hauchte sie einen leisen Kuß auf sein Mündchen; ordnete einige Veränderungen an ihrem Anzuge, und holte den Gatten ab, um sich mit ihm zu den Gästen zu begeben. —

Seit langer, sehr langer Zeit hatte das Schloß keine Gäste, dazu so frohe und in solcher Anzahl bewirthet.

Die Säle waren ziemlich verwittert. Tapeten und Paneelwerk zeigten manchen Riß, und doch war alles schön, festlich und heiter. Hier hatten ehedem große Damen gesessen; deren Putz von den Kerzen der Kronleuchter glänzend beleuchtet wurde; Grafen und Barone standen umher und ergingen sich in mannichfaltiger Unterhaltung. Heute waren es, außer den wenigen Beamten, Bauern mit ihren Weibern und Kindern, die in den Sälen sich drängten, und ihre benagelten Schuhe auf der Schwelle abputzten, aus Achtung vor der Ehre, die ihnen widerfuhr.

Während die Einen noch draußen schmausten, und sich der lieben Gottesgaben freueten; erscholl in den Sälen, Geige und Flöte, und dazwischen das schmetternde Horn. Es war eine Wonne zu sehen, wie die Männer ganz ungezwungen strampften und sprangen, in die Hände

klatschten, und auf Beine und Waden im Tact schlugen, wie sie schnalzten, pfiffen und juchzten; wie die Dirnen so züchtig sich um sich selbst herumdrehten, bis die Männer auf sie zusprangen, vor ihnen auf das Knie niederstürzten, sie in die Höhe hoben, dann mit Blitzesschnelle sie umfaßten, und sich mit ihnen im zierlichen Landler schwangen. Was ist Bolero, was Fandango, Cachucha, Saltarello, Tarentella, Monferino! Der deutsche Gebirgslandler übertrifft sie alle, und unsere „Bub'n und Diernd'ln" wissen ihn zu tanzen.

Was schauten die alten Bilder doch so ernst auf dies neue Bild herab! Was würden die edeln Ahnen wohl gedacht und gesagt haben, hätten sie das gesehen? Die alten Wappen über den Rahmen bebten; allein das ging ganz natürlich zu. Die tanzenden Buben strampften derb auf.

Auch das war ein Fortschritt, und ein ächt zeitgemäßer, wenn schon die privilegirten Fortschrittsapostel ihn nicht predigen.

Am späten Abend noch dauerte das Fest fort. Es wurden Lampen aus buntem Papier angezündet; ein Wagen hatte viele hundert aus der Stadt zugeführt. Da schaueten erst die vergnügten Gäste.

Und nun gar als Graf und Gräfin sich auch auf einen Augenblick in die Reihen der Tanzenden mischten; als der Graf mit einer lieblichen jungen Dirne einmal herumtanzte; und die Gräfin sich von einem kecken Buben auffordern ließ, der statt der Glacéhandschuhe sein „Sacktuch" in die Hand nahm, um das seidene Kleid der

Dame nicht mit der bloßen Hand zu berühren; da wollte des jubelnden Gelächters kein Ende werden.

Das war aber das Letzte. Die Musik schwieg jetzt, und die Leute entfernten sich still und ehrbar — fast trübseelig, daß es aus war. Ein Alter dankte dem gräflichen Paar und sagte:

„Du hast Dir eine gute Hausfrau genommen, hochgräfliche Gnaden! Wir kennen sie schon lang. Du magst wohl auch gut sein, und es wird dir schon in unserm schönen Thal wohlgefallen."

Der Graf und Clara gingen in ihre Zimmer; sie nahmen für heute nur einen kurzen Abschied, weil sie der Ruhe nöthig bedurften.

Die Diener und Mägde rumorten aber noch die ganze Nacht, damit am andern Morgen keine Spur der Lustbarkeit mehr zu sehen sei.

Als Maidal auf ihrem Lager die johlenden und juchzenden Haufen, an ihrem Häuschen, den Berg hinabsteigen hörte, mußte sie denken:

„So wird's jetzt droben zugehen. Lustige Wirthschaft! Und das arme Gräfle unter der Erde." — —

Die nächsten Tage verflossen unter süßen Beschäftigungen. Die gefürchteten Besuche aus der Stadt blieben aus. Die vornehme Welt boudirte. Nur Schluckmann kam, „mit einem großen Sack voll Neuigkeiten," wie er sagte, die aber mit so kalter Gleichgiltigkeit angehört wurden, daß ihm der Muth verging sie alle auszukramen. Er selbst kam dem Grafen jetzt überaus schaal und abgestanden vor; wie ein Bonmot von Vorgestern.

Der gute Schluckmann beschäftigte sich noch mit Personen und Dingen, die sein Freund längst vergessen hatte.

Clara und Pflug konnten sich ihren Angelegenheiten ungestört überlassen. Sie beschäftigten sich damit die nöthigen Veränderungen im Schlosse vorzunehmen. Vor allem wurde die Kapelle auf reiche Weise restaurirt, damit jeden Morgen das hochheilige Opfer darin dargebracht werde. Ein Beneficium für einen Priester ward von dem Grafen gestiftet. Ein schönes altes Bild der Krönung der seeligen Jungfrau, aus Italien mitgebracht, schmückte den Altar. Für die Seitenaltäre wurden die Bilder der heiligen Clara, das hochwürdigste Gut emporhaltend, und des heiligen Adalbert mit dem Kreuzpanier, von einem berühmten deutschen Meister angefertigt. Einige in Rom zum Geschenk erhaltene Reliquien wurden in kostbaren Weihgefäßen auf die Altäre gestellt. Prächtige Paramente, ein reiches Ostensorium, Meßkelche und ein Speisekelch von hohem Werth, das feinste Linnen; Alles was die katholische Kirche zum würdevollsten Gottesdienst erheischt, wurde in frommer Hingebung von dem Grafen dargebracht.

Dann entwarfen sich die Gatten eine strenge Lebensordnung. Der Graf wollte sich ausschließlich der Verwaltung seiner ausgedehnten Besitzungen widmen. Ueberall mußten Verbesserungen vorgenommen werden; nicht blos im Sinne des eigenen Vortheils. Für das Ganze, für jeden Einzelnen sollte Vortheil erwachsen. Der Ueberschuß sollte allen zu gute kommen, indem er zur Hebung des sittlichen Zustandes verwendet würde.

Gräfin Clara wählte für sich die Aufgabe einer streng-christlichen Arbeit.

„Arbeiten wollen wir,“ sagte sie, „das ist die Bestimmung jedes Menschen. Ohne Arbeit hat Niemand das Anrecht auf's tägliche Brod, und das Gebet um dasselbe, ist dann eine Sünde. Der Schweiß auf der Stirne ist kein Fluch, sondern Segen. Das Gefühl erfüllter Pflicht beseeligt, die Herzen. Die Arbeit schon an sich macht den Aermsten reich. Tugenden ziehen ein, wo die Sünde gewaltet. Damit müssen wir Allen das Beispiel geben.“

Sie speiste die Armen; sie besuchte die Kranken; sie spendete Geld und Unterstützung jeder Art; hier ermahnte und lehrte sie; dort betete sie mit den Leuten. Und so begann sie zu wirken vom ersten Tage, und dann in immer mannigfaltigern Richtungen und größerer Ausdehnung.

Die Bewohner von Marienstein wurden dessen bald inne. Sie grüßten sie schon aus der Ferne. Die ältern Leute erinnerten sich noch gut des wilden Mädchens, der Ulrich Clara, die in dem kleinen Häuschen einst mit ihren Eltern wohnte, das jetzt abgebrochen war. Der wilden Clara, die bei den Spielen den Knaben Stand gehalten hatte. Die alten Mütterchen dachten sich kopfschüttelnd: „was die Welt nicht Alles an dem Menschen verändern kann!“

Ging sie Sonntags, mit dem Buche in der Hand, aus der Messe, so reihete sich Alles zu beiden Seiten, grüßte ehrfurchtsvoller noch, als sonst wohl eine gräf-

liche Herrschaft gegrüßt wird, und schauete der hohen Frau bewundernd nach. —

Comtesse Beata von Werthen sandte eine schriftliche Beglückwünschung zur Ankunft. Der gnädige Herr Papa wollte nicht erlauben, daß sie das ehemalige Kammermädchen seiner Schwester besuche. Hätte Clara ihrem niedern Stande gemäß geheirathet, so würde er nichts dagegen haben aus adeliger Herablassung, sagte er, als Gräfin könne er sie aber nicht anerkennen, und ihr mithin auch nicht die égards als solcher erweisen.

Beata theilte ihrer Freundin mit, daß sie entschlossen sei in's Kloster zu gehen. Die Erde enthalte nichts, was sie zu erlangen wünsche; sie wolle sich deshalb an den Himmel wenden. Sie fühlte sich stark, dem Herrn bis auf den Kalvarienberg zu folgen. Der allmächtige Gott wird sie aufrecht halten auf diesem Wege, das sei ihre Hoffnung. „Ich habe viele Thränen schon in meinem Leben vergossen," so schloß der Brief, „und ich bin fest davon überzeugt, daß es die letzten Thränen sein werden, die ich bei'm Abschied von meinen Eltern vergieße. Mit dem Eintritt in den Orden, folgt die Seeligkeit. Die Thränen aber, die ein bisher glückliches Mädchen, bei der Trauung mit einem Manne, vor dem Altare vergießt, sind vielleicht die ersten im Leben; sie bezeichnen jedoch den Anfang einer langen thränenreichen Leidensbahn. In diesem Sinne habe ich mich gegen meine Eltern ausgesprochen, und ich verzweifle nicht daran, daß sie meiner Bitte Gewährung schenken werden."

Clara mußte ihre Antwort vorsichtig einrichten, da

sie befürchtete, Graf Werthen könnte das Schreiben öffnen. Allein ihre Besorgniß war ungegründet, der Brief kam richtig in die Hände der Freundin. Er war so eingerichtet, daß diese den Sinn, zwischen den Zeilen verstehen konnte. —

Nach einigen Wochen machte Graf Pflug seiner Gattin die Mittheilung, daß er von einem gewissen Hirschler-Gallmist ein Schreiben erhalten habe, der sich als der wohlbestellte Curator der Masse des bankrotten ehemaligen Generalconsuls Zehdeniker, der in Amerika umgekommen sei, an ihn mit der Anfrage wandte, ob er das Hotel in der Stadt, oder das Terrain der Fabrik in Marienstein, oder Beides zugleich, erstehen wolle.

„Von dem Hotel ist wie natürlich nicht die Rede," setzte Pflug sogleich hinzu, „aber mit dem Mariensteiner Grundstück ist es ein anderes. Ich würde dort irgend ein Gebäude zu wohlthätigen Zwecken ausführen lassen. Der Park müßte Allen nutzbar werden. Und überdieß möchte ich einem Speculanten den Rang ablaufen, der etwa Lust bekäme uns mit irgend einer Industrie zu beglücken, die unsere besten Vorsätze vernichten könnte, die Leute hier sittlich zu bessern. Auch möchte ich nicht, daß ein reicher Jude wieder hier einzöge, und uns die Glaubenseinheit störe, die einmal unerläßlich ist, wenn irgendwo Eintracht und Zufriedenheit herrschen sollen. Was meinst du dazu, Clara?"

Man kann denken, daß sie ihm freudig beistimmte. Die Hoffnung, auf dem Platze, wo der Frevel an dem Muttergottesbilde verübt ward, ein Kloster zu errichten,

mit einer Kirche, die der heiligen Jungfrau geweiht, von den Hymnen zu ihren Ehren erfüllt sein würde, machte sie allzuglücklich.

Graf Pflug war reich und knauserte nicht; der Handel war daher bald abgeschlossen. Der ganze, noch übrige Sommer wurde dazu benützt, die erworbene Besitzung in den Stand zu setzen, um neue Bauten und Anlagen darauf gründen zu können. Der Schutt wurde entfernt; die Parkpartien gelichtet, denn das neu zu schaffende, sollte nicht wieder dem Luxus und der Sinnenlust dienen. Die steinernen Götter wurden von den Pidestalen gestürzt, das schlechte Zeug zerschlagen, das Bessere an reiche Freunde solcher Ideale verkauft, auf Karren geladen, und aus dem Weichbild Mariensteins entfernt. Die vielen Wasserbecken wurden ausgefüllt und mit den angrenzenden Boskets in Gemüsäcker umgewandelt, in die größern Weiher wurden Fische gesetzt. Alles zum Nutzen und Vergnügen in rationellster Weise.

Diesen Arbeiten setzte ein früher Winter die Gränze, jedoch waren sie nahezu beendet, so daß bei'm ersten warmen Sonnenstrahl die Grundarbeiten des Baus beginnen konnten, da inzwischen auch Ziegel gebrannt, Steine behauen, Ornamente sculptirt, und die Detailzeichnungen sämmtlich vollendet wurden.

14.

An einem frühen Wintermorgen, als noch der Mond hoch am Himmel stand, fährt eine alte Kutsche in Marienstein. Vier Gendarmen begleiten sie. Nur wenige Leute bemerken den trüben Einzug; da die Mehrzahl der Bewohner noch schläft. Vor dem Rathhaus wird gehalten; die Beamten sind bereits benachrichtet, und stehen zum Empfange bereit.

Der Gerichtsdiener öffnet den Wagen; die Gendarmen bleiben auf ihren Pferden und ziehen die Säbel. Aus dem Wagen steigt, von dem Gerichtsdiener und Büttel unterstützt, ein alter Mensch von abschreckender Häßlichkeit, an Händen und Füßen mit schweren Fesseln belastet. Es ist Brenzler, der einer Menge eingestandener Verbrechen wegen zum Tode verurtheilt war, den er an diesem Tage hätte erleiden sollen.

Gestern hatte er dem Priester des Gefängnisses gebeichtet. Aber ein Frevel war dabei, den er dem Richter bisher verschwiegen hatte, weil er im Verhör nicht darum befragt worden war. Beim Herannahen der Todesstunde, in der letzten Beichte, gestand er ihn. Von dem Priester ermahnt, hatte er Alles auch dem Richter gestanden, und war nun hier, um den Ort anzugeben, wo das Muttergottesbild von ihm hingeschleppt wurde. Deshalb war seine Hinrichtung aufgeschoben worden.

Man machte sich auf den Weg. Es war traurig anzusehen. Voran der gefesselte Brenzler von dem Gerichtsdiener und dem Büttel geführt, umgeben von den Gendarmen, die jetzt abgesessen waren, und gefolgt von den Beamten, welche über das Ergebniß später den Bericht abzufassen hatten. Hinten nach kamen Arbeiter mit Stangen und Geräthen, Stricken und sonst nothwendigen Dingen versehen. Der Verbrecher gab die Richtung an.

Brenzler schlug den Pfad nach einer Felsschlucht ein, die unweit vom Orte lag, und in deren Tiefe ein unzugänglicher Sumpf sich befand. Im Munde des Volkes hieß er der Höllenschroffen.

Keuchend erstieg Brenzler die nach allen Seiten abgeschroffte Felsenplatte. Trotz seiner schweren Ketten eilte er so, daß die Andern ihm kaum zu folgen vermochten. Sein erwachtes Gewissen trieb ihn zur Eile. Er wollte den Augenblick beschleunigen, um den Frevel noch auf Erden gut zu machen, ehe ihn das Richtschwert vor den höchsten Richter beförderte.

Als man früher das entwendete Bild suchte, hatte Niemand an den Höllenschroffen gedacht. Der Platz war sehr beschwerlich zu besteigen; unnahbar fast. Auch gingen Mährchen im Volke um, das sogar die Umgebung der Schlucht vermied; weil Leib und Seele dort gefährdet sei.

Oben angelangt, gingen die Arbeiter sogleich an's Werk. Im Gebirg sind sie darin geübt, Menschen an Tauen in die Tiefe hinabzulassen. Die Fälle sind häufig, wo es nöthig wird. Oft gilt es einem Menschenleben,

manchmal aber nur einem Schaf, einer Ziege, oder einem todten Besitze.

Ein starker Stamm wurde auf der Platte befestigt, und gehörig mit großen Steinen beschwert und mit Menschen die sich darauf stellten; dann ward das Tau darum geschlungen. Das andere Ende legte man Brenzler um den Leib, schlang es unter die Achsel hindurch, und knotete es auf dem Rücken; hierauf entledigte man ihn der Fesseln, und ließ ihn langsam und mit großer Vorsicht hinab.

Als er unten am Rande des Sumpfes Fuß gefaßt hatte, ließ man das Tau nachschießen, so daß er sich freier bewegen konnte. Alle hatten sich auf den Bauch gelegt, um so weit als möglich, den Kopf über den Abgrund zu beugen, und Brenzler zu beobachten.

Der Boden machte große Vorsicht nöthig; jeden Augenblick sank er ein bis zum Knie; dann mußte stets das Tau straff angezogen werden, was ihm jedesmal große Schmerzen verursachte.

Endlich stieß er mit dem langen Stabe, den er zum Sondiren mitbekommen hatte, auf einen harten Gegenstand. Er beugte sich, und schaufelte mit seinen Händen so lange, bis der Gegenstand frei lag. Ein wildes Geschrei ließ sich aus der Tiefe vernehmen. Die Worte: „Gelobt sei Gott! Es ist gefunden!“ wurden oben nicht verstanden.

Brenzler untersuchte den Grund, und fand, daß das Muttergottesbild, auf steinigem Erdreich ruhete, das hier

und dort an einigen Stellen aus dem Moorgrund hervorragte.

Er winkte freudig mit den Händen, und schüttelte das Tau. Die oben waren, konnten jetzt das wieder aufgefundene Kleinod deutlich sehen, und zogen den armen Unglücklichen herauf.

Als man ihm die Fesseln wieder anlegte, weinte er heftig, aber er sprach kein Wort. Die ewige Barmherzigkeit sandte dem Sünder die Thränen, seine schwere Verbüßung zu lindern.

Der Wagen mit dem Delinquenten und der Escorte fuhr durch den Ort, nach dem Kriminalgefängniß in der Stadt. Die Einwohner standen versammelt und staunten; dann, als sie die Begebenheit erfahren hatten, zogen sie mit den Arbeitern, die nun Verstärkung mitnahmen, hinaus zum Höllenschroffen, um das Bild, das sogleich heraufgeholt wurde, im stillfeierlichen Zuge zu geleiten.

* * *

Am Tage nach diesem Ereigniß, war schon am frühen Morgen das „Publikum" der großen Hauptstadt in mächtiger Strömung. Auf einem weiten, einsam und vom Verkehr entfernt gelegenen Platze, drängte sich die Menge. „Es giebt was zu sehen!" ist das Losungswort, das Alle antreibt. An den Fenstern der umliegenden Häuser erblickte man modisch gekleidete Frauen, auf Mauern und Dächern elegante Herren, auf ebenem Boden die schwir-

rende, wogende Masse. Aus ihr empor ragten zwei Pfähle auf einem erhöheten Gerüste, roth angestrichen. Ein Mörder sollte hingerichtet werden.

Er hatte darum gebeten zu Fuße nach der Richtstätte gehen zu dürfen, und es war ihm gestattet worden. Die Hände waren ihm jetzt nur mit einem Stricke gebunden, der Kopf geschoren, das Hemd hing offen über seine schlotternden Glieder. Sein Gesicht war bleich, wie das eines Todten. Hätte man in jenem Augenblicke die Stricke zerschnitten, die Gendarmen ihm den Weg frei gelassen, er würde doch nicht haben entfliehen können. Der Priester, der ihn unterstützte und ermahnte, und ihm das Cruzifix vor Augen hielt, sah ebenso bleich aus, wie der arme Sünder. Die Mühe, die sich der Priester gab, erschien umsonst; denn der, den er auf dem letzten Gange begleitete, sah, hörte, und dachte nicht mehr.

Erst am Fuße des Schaffots erwachte er auf einen Augenblick aus der Betäubung. Ein reichlicher Schweiß bedeckte seinen ganzen Körper; dann fiel er in Ohnmacht. Die Nachrichter schleppten ihn auf das Gerüst; und als das Messer fiel, traf es nur noch einen Leichnam. — Um dieselbe Zeit erklang die Glocke der Kirche in Marienstein, und auf einem schwarz-behängten Seitenaltare brachte der greise Pfarrer das Opfer dar für eine arme Seele, die vor ihren höhern Richter gerufen worden war. —

Das war Brenzler's Ende. Ein Mensch, der die abscheulichsten Verbrechen beging, sollte eigentlich kein Mitleid erregen. Uebermuth, Eitelkeit hatten ihn beherrscht; hieraus war Geldgier entstanden, um seinen wilden Lei-

denschaften genügen zu können. Die allgemeine Bewegung, die Zeitereignisse, der hohle Schwindel, die Phrasen und Stichworte der Massen, hatten ihm oftmals gedient, seiner Schändlichkeit einen gleißenden Mantel umzuhängen. Er hatte Gott so lange getrotzt, bis die Schrecken des nahen Todes, seinen feigen Frevelthaten ein Ende machten.

Das anwesende „Publikum" wußte dies Alles, und sah die Gerechtigkeit und Nothwendigkeit der blutigen Sühne vollkommen ein; allein dennoch waren sehr viele unter diesen Augenzeugen der Hinrichtung von einem Gefühle erfüllt, das gemischt war aus tiefem Mitleid und angstvoller Bangigkeit. Auch sie hatten ebenfalls gesündigt und vieles, aus Eitelkeit und Uebermuth verbrochen; hatten Gott frevelhaft getrotzt, und jede Reue und Buße von sich abgewiesen.

Es ist die Sage von dem Menschen, der seine Seele dem Teufel um Gold verkaufte und als der Pact unterschrieben war, statt des Goldes, nur vertrocknete Blätter in der Hand hielt. In dieser Sage ruht die Geschichte der neuern Revolutionen. Man verspricht den Menschen Gold und Ueberfluß und sinnliche Genüsse. Sie müssen einen Pact gegen Gott schließen, und so gelangen sie von Fehltritten zu Vergehen, und von Vergehen zu Verbrechen, bis hin zu einem Punkt, den sie nicht ersehnt, nicht erhofft hatten. Von allem verheißenen Glück, bleibt ihnen nichts als eine unendliche Masse von gewissen Zeitungen und schmutzigen Localblättern; statt des

Goldes, vertrocknete Blätter, welche von dem unfruchtbaren Baume des Bösen herabfallen.

15.

Pflug verlebte den Winter in einer geräuschlosen Thätigkeit. Mit Hilfe eines geschickten Architekten, der zugleich Archäolog war, wurde das Schloß in seinem Innern restaurirt. Als Familiengut wollte er es seinem Sohne und dessen Nachkommen, als ein schönes geschichtliches Denkmal dereinst hinterlassen.

Eine Reihe von Gemächern wurde vollständig im Geschmacke der Zeit wiederhergestellt, in welcher das Schloß erbaut war. Dieser Theil des Gebäudes sollte zu nichts weiter dienen, als den Blick der Kenner und Kunstfreunde zu erfreuen, und als Studium für junge Künstler zu dienen. Es war keine thörichte Eitelkeit dabei im Spiele.

Mehr als diese durch die Kunst geschmückten Räume, die nicht zur Wohnung dienten, zogen aber jene an, in denen Clara waltete. Das war mehr als ein Museum; mehr als alle Kunst der Welt. Es war der stets offene Bereich der ausgedehntesten Gastfreundschaft, wo immer Hilfe anzutreffen war, immer guter Rath, und mehr als Alles, das edelste Beispiel. Es war der Mittelpunkt, der Herd, wo das heilige Feuer ächter

Menschenliebe brannte und zu einem wahren Fortschritt des innern Lebens antrieb.

Clara's Wohnzimmer war übermäßig einfach. Ein kleiner Schrank enthielt ihre ganze Bibliothek. Wozu viele Bücher? Sie hatte anderes zu thun, als alle neuen Werke zu durchblättern. Wer viel liest, kommt um seine Zeit; wenig und ohne rechte Auswahl lesen, ist aber zu gar nichts gut und nur schlimm. Niemand wird vor Gott nicht bestehen können, weil er die Gedichte von Dem oder Jenem nicht gelesen hat. Und ein Jeder wird es am Ende weniger bedauern, daß er über einem Roman sanft eingeschlafen, als daß die Lectüre ihn eine Nacht hindurch in größter Spannung wach erhalten hat.

Clara's Bücher hatten alle ihre Zeit überstanden, und die Erfahrung mußte dargethan haben, was sie enthielten.

Ackerbau und Garten beschäftigten hauptsächlich den Grafen. Er ließ Neuerungen eintreten, wo sie nöthig erschienen; anderseits hielt er sich an Ueberlieferungen. Auch auf diesem Felde ist es mit dem immerwährenden Fortschritt, wie im politischen Leben. Durch Beide wird man nur immer ärmer. Das moderne Wissen schneidet überall gern die Fragen ab, wenn sie auch noch entfernt nicht gelöst sind.

Graf Pflug pflanzte viele Bäume und fremde Pflanzen, die er weit her über das Meer kommen ließ. Seine frühern großen Reisen, waren ihm nun erst recht nütz-

lich geworden. Als reicher Besitzer großer Güter konnte er es ausführen. Es war eine Pflicht in seiner Lage.

Die alten Diener hielt er besonders hoch in Ehren. Auch das Häuschen der alten Maidal ward erweitert und verschönert. Alle seine Leute waren dienstwillig ohne Zudringlichkeit; alle gehörten zu einer Familie. Wurden sie krank und schwach, so hörte der Dienst auf, aber sie blieben die ergebenen Freunde des gräflichen Hauses und hatten reichlich zu leben. Einem alten Gärtner, der neunzig Jahre alt, vom Vater auf den Sohn vererbt worden war, wurde ein Lusthäuschen auf einem hohen Punkt eingeräumt und wohnlich eingerichtet. Dort saß der fast erblindete Greis, sich der reinen, gesunden Luft erfreuend, wie jener alte Gärtner im schönen Gebirgspark in Aigen bei Salzburg, den der edle Fürst Schwarzenberg ebenso beherbergt, und den viele Leser dieser Geschichte wohl schon kennen gelernt haben.

In diesem Leben, in dieser Umgebung, sollte der junge Graf Adalbert aufwachsen, der jetzt noch am Gängelbande geführt wurde.

Wie groß ist der Mensch! wie elend ist der Mensch! Das Glück ruht nur in der Demuth. Sie führt weit auf dem Wege der Tugend. Das Ebenbild Gottes gelangt durch sie zur idealen Schönheit, zur Keuschheit, zur Liebe. —

*   *
*

Der Frühling war wieder da, in seiner vollkommensten Anmuth. Man meinte, ein schönerer sei noch nie erschienen. Und in der That, es war etwas daran.

Eine neue Thätigkeit ward nunmehr in Marienstein bemerkbar, die uns dazu zwingt, uns selbst zu wiederholen. —

Schon mehrmals war ein elegantes Cabriolet durch den Markt gefahren, und hatte vor den öden Steinhaufen der ehemaligen Fabrik gehalten. Ein Fremder stieg aus, den Niemand kannte, und den der Graf gewöhnlich schon auf dem Platz erwartete. Man umging den ganzen Raum, schritt ihn der Länge und Breite nach aus, dann holten die Diener große, dicke Mappen aus dem Cabriolet, die auf einen schnell herbeigeholten Tisch gelegt, und geöffnet wurden, um Zeichnungen herauszunehmen. Das galt einem Bau; aber die Leute riethen nicht hin und her, was er wohl werden sollte, wie damals als Zehdeniker seine Fabrik und Villa auf demselben Platze anlegte. Sie wußten bereits, daß zuerst eine Kapelle im Plane war, um das wiedergefundene Bild darin aufzustellen, und daß dann ein Ordenshaus mit einer neuen Kirche sich, das Ganze verherrlichend, daran reihen würde.

Nach einigen Tagen erschienen auch schon die Zimmerer und Mauerer, Steinhauer und Bauführer, und ihr gewöhnliches Treiben nahm mit großer Lebendigkeit seinen Anfang. Vieles war schon weit ausgeführt; Alles gehörig vorbereitet worden; eine sehr große Zahl von Arbeitern und Handlangern wurde auf allen Plätzen beschäftigt. Der Graf scheuete keine Kosten; vom frühen

Morgen bis zum späten Abend währte die Thätigkeit, und der Lohn überstieg bedeutend den üblichen Preis. Man wollte mit der Kapelle bis zum Herbste fertig sein, um dann nächstes Jahr die andern größern Bauten zu beginnen.

Das Gnadenbild ward unterdeß, nachdem es von neuem geweiht, auf seinen frühern Platz an der Kirche aufgestellt, und prangte dort in einer Umgebung stets frischer Gewächse, für welche die Gräfin Sorge trug, und die sie aus der Orangerie des Schlosses immer erneuern ließ. Man durfte keine frevelhafte Unbill mehr fürchten, wie sie die schmähliche Rachsucht der alten Lea einst hatte verüben lassen.

Mehrmals am Tage kam der Graf auf den Bauplatz, um die Arbeiter durch Wort und That zu ermuntern. Abends führte er Clara dahin. Zusehends hoben sich die Mauern aus dem Boden; und schon sah man die reiche Steinhauerarbeit, welche die Fenster und das Portal einfaßte, sich über dieselben ausbreiten, wie sie der romanische Styl bedingt, der in seinem festbegränzten Rundbogen, in seiner lichten Klarheit, und ruhigen Hoheit, so recht dem in sich gefesteten göttlichen Organismus der katholischen Kirche entspricht; während die in Zacken und Spitzen rastlos emporstrebende, im Dunkel der bemalten Fenster verdämmernde Gothik, mit ihren kühn hinaufragenden Thürmen, wohl großartig sinnvoll und prächtig sich darstellt, aber vielmehr zu Ehren des Menschengeistes erschaffen scheint, um von seiner weitreichenden Kraft Zeugniß abzulegen. Deshalb ist aber auch ihr

charakteristisches Merkmal das Unvollendete, der absichtliche Mangel an Symmetrie, und der oft überladene Schmuck von nicht oder doch nur schwer zu deutenden Figuren.

Die neue Zeit spricht von einem gothischen, von einem maurischen, von einem griechischen „Geschmack". Den allerweltkundigen Jüngern dieses Zeitgeistes ist eben nur alles „Geschmackssache", ein Ding, über das sich nach ihrer eigenen Meinung nicht streiten läßt. Graf Pflug sah in den Denkmalen den Styl, und er wählte den ältesten christlichen für die Bauten, die er auszuführen gedachte.

Ihm half dabei wesentlich, daß er auch jene, wenig von Touristen besuchten Orte gesehen hatte, in denen sich noch die spärlichen Monumente aus den ersten christlichen Jahrhunderten in ihrer ungestörten Reinheit erhalten hatten. Zeichnungen an Ort und Stelle von Sachverständigen, mit gewissenhafter Treue, aufgenommen, bewahrte er gleich einem Schatz; da ihm der offene Sinn für das Erhabene und Schöne niemals abgegangen war. Jene Kühnheit der Construktionen, die überraschende Originalität, der strenge Organismus der Grundformen, die glänzende Pracht der innern Ausschmückung, sollten ihm jetzt zu willkommenen Vorbildern dienen, als dessen höchstes wir den wunderbaren Dom zu Speyer betrachten.

Unter der Leitung eines solchen Geistes erstand auch, die dem Umfange nach, nur kleine Marien-Kapelle. —

Als die Blätter an den Bäumen sich goldgelb färbten, und ein rauher Wind schon viele davon raschelnd auf den Boden geworfen hatte, stand bereits Alles fertig.

Eine erhebende Ruhe prägte sich darin aus. Das verwirrende Durcheinander der prunkenden Renaissance, das früher auf diesem Boden, von dem sich blähenden Dünkel eines reichen Genußmenschen, hervorgerufen worden, war bis auf die letzte Spur getilgt und für immer verschwunden. Alle bürgerliche und politische Intelligenz sollte von nun an hier nur noch allein auf der Kirche ruhen, und von ihr in segensreicher Fülle auf das Ganze ausströmen.

Wo einst die Sichel der Säcularisation gemäht hatte; wo dann frevelnde Hände alle Wurzeln des Heils ausrissen; da erhoben sich, nach einem kurzen Zeitraum, wieder die großen Werke der christlichen Liebe.

Unter Lästerungen ward damals die fluchenswerthe Arbeit vollbracht; aber der wahre Christ läßt sich niemals entmuthigen.

Clara hatte dies an sich erprobt. Die Kapelle stand da, und in ihr das hochverehrte Bild. Im Geiste sah sie auch schon das Uebrige vollendet. Das Kloster, die große Kirche, das Hospiz! Alles sah sie schon bevölkert. Die friedseeligen Gesichter der Religiosen, in der ehrwürdigen Kutte; die zufriedene Armuth, die überall den Reichthum des Evangeliums verbreitet, das Licht, die Sühnung, die Hoffnung und den Frieden!

Aber auch die Dürftigen, Elenden und von aller Welt Verlassenen, sah sie an die Pforten klopfen, um befreit und getröstet von dannen zu gehen, verklärt von dem Abglanz der Krone der Auserwählten.

So wird der Baum der Kirche niemals entwurzelt

werden können, und ihre größten und wildesten Verächter sind gezwungen, in solchen Erscheinungen die Göttlichkeit des Katholicismus anzuerkennen.

Christus besitzt noch immer die Macht, den Lazarus aus dem Grabe zu neuem, frischen Leben zu erwecken. —

Wie der hochwürdigste Bischof erschien, um in höchsteigener Person die Kapelle einzuweihen; wie das erste Opfer darin celebrirt wurde; wie er dann den ganzen, weiten Bauplatz, in feierlichem Aufzug umging, und ihn segnete; wie er alle Pläne und Zeichnungen einsah, und seine Zufriedenheit aussprach; die schönen Feste, die sich hieran knüpften; wie von Nah und Fern die Gläubigen herbeiströmten, um daran Theil zu nehmen; das soll hier nicht in's Einzelne mehr beschrieben werden.

Was wir uns vorsetzten, als wir die erste Zeile niederschrieben: die Schilderungen aus dem Leben der armen „Clarinette", des Musikanten Wendelin Ulrich's Tochter, den Lesern mitzutheilen, ist erreicht.

Alle Mühen, die sie erduldet, alle Thränen, die sie vergossen, sie haben sich zu einer Perlenschnur vereinigt, die ihr Dasein schmückt. Auf ihr Leben zurückschauend, empfindet sie eine heitere Ruhe. Gott hat alles gezählt, und erwogen, was sie treulich überstanden, und die Sünden, die sie unwissend begangen, nach seiner ewigen Barmherzigkeit von ihr genommen. Was Er noch über sie verhängen wird, es wird sie niemals der Trostlosigkeit anheim fallen lassen. Der Glaube an die ewige Güte macht sie stark.

Die Kränze und Gehänge, welche die Kapelle am

Tage der Einweihung schmücken, werden welken und verschwinden; aber das Kreuz, welches den Inbegriff der höchsten und heiligsten Liebe getragen, es bleibt. Und wer es mit der ganzen Inbrunst seiner Seele umfaßt, kann nicht vergehen.

Clara durfte mit dem heiligen Franciscus von Assisi anbetend singen:

Ich preise und benedeie meinen Herrn, und sage Ihm Dank;
Und will Ihm dienen in großer Demuth! —

* *
*

Bei'm Beginne dieser Geschichte sahen wir aus einem Schloß, einer Hütte und einer Klosterruine vier Kinder als handelnde Personen auf den Schauplatz treten. Betrachten wir jetzt wohin sie gerathen sind.

Clara haben wir so eben an einem hochbefriedigenden Zeitabschnitt ihres Lebens verlassen.

Ihre Schwester Agnes zieht noch unstät in der Welt umher.

Graf Oscar zu Marienstein ruht in der Gruft seiner Ahnen.

Isidor lebt fern in der Clausur eines strengen Ordens.

Von allen Vieren hat nur Oscar das Ziel erreicht. Allen Uebrigen steht noch ein Wechsel der irdischen Dinge bevor. Wie sie sich gestalten werden, ruht im Schooße der Zukunft.

Vielleicht begegnen wir ihnen wieder: sehen Agnes zurückgekehrt und gesättigt von ihren Kunstphantomen; Isidor auf rauhen Wegen die ewige Wahrheit predigen; Beata im ersehnten Schleier; Pflug und Clara, ihren Vorsätzen getreu, stets das Gute fördernd; den alten Wendelin Ulrich die Clarinette blasend, während der kleine Graf Adalbert, sein lieblicher Enkel, auf des Großvaters Stecken gar ritterlich dazu einhersprengt.

Also möge es sein! —

$

[illegible]

[illegible]

Lewald, August,

Clarinette

Bd.: 3

Schaffhausen (1863)